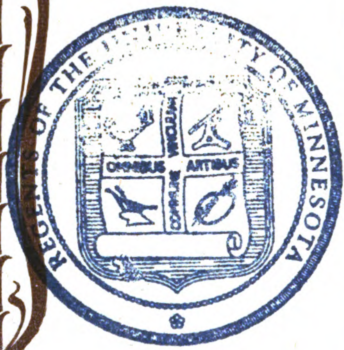
IBLIOTHEK DER TERHALTUNG UND DES WISSENS

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •


REGENTS OF THE
TY OF MINNESOTA
OMNIBUS
ARTIBUS

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Über 300000 Exempl. bereits verkauft!


Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Erzählung „Der Hausdrache“ von W. Hellmuth. (S. 82)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1905. Sechster Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

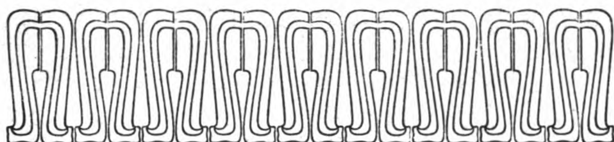
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Die Briefe der Königin.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Für den nächsten Morgen war unter Herlands Führung ein Ausflug nach Pompeji geplant, und so leerte sich das Schiff abermals.

Aber nicht alle seine Passagiere begaben sich an das Land. Frau Gerald hatte sich durch die Morris bei der Gesellschaft entschuldigen lassen.

„O, Ihre Dame ist krank," bemerkte, seine Zigarre anzündend, Knut Christensen, „da ist Alleinbleiben allerdings geboten."

Die Morris, welche von der Stewardeß schon einige Andeutungen über den neuesten Stand der Dinge erhalten hatte, preßte die Zähne aufeinander. Sie hatte des Malers kaum merkbares Lächeln ja doch bemerkt, und sie mußte sich sehr zusammennehmen, um nicht grob zu werden, als die ihr ohnehin unausstehliche Mengs bissig sagte: „Es ist auch jedenfalls besser, Frau Gerald bleibt für sich."

„Das wird Frau Gerald immer selbst bestimmen," fiel hier sehr scharf Taylor ein und schleuderte der bos=

haften Schwätzerin einen grimmigen Blick zu, war aber dann einer der ersten, welche das Schiff verließen.

Er hatte der Morris nur aufgetragen, ihre Herrin von ihm zu grüßen. Nicht einmal der Mühe wert hatte er es gefunden, sich danach zu erkundigen, was ihr denn eigentlich fehle.

Die Morris war ihm darob sehr böse, und noch zorniger wurde sie, als sie bemerkte, daß es diese Wilkins war, die schon auf dem Molo stand und sofort Taylors Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sie redete lebhaft auf ihn ein. Was hatten denn die beiden nur immer miteinander zu verhandeln?

John Rustin, der jetzt zu ihnen trat, brauchte es offenbar auch nicht zu wissen, worüber sie sprachen, denn Frau Wilkins, die ihn zuerst herankommen sah, winkte Taylor mit den Augen, worauf dieser sofort schwieg.

„Na, die zwei sind ja schon recht vertraut miteinander!“ dachte die Morris höhnisch lächelnd, denn sie hatte das kleine Manöver sehr wohl bemerkt.

Sie kehrte gleich danach zu ihrer Gebieterin zurück. Es wollte ja niemand noch mehr Auskunft haben, als sie solche schon gegeben. Alle bis auf die drei begnügten sich damit, die Meldung schweigend entgegenzunehmen.

Aber — es waren ja gar nicht alle Passagiere zugegen gewesen.

Soeben kamen die Professorin mit ihrer Tochter und Herr Lehmann die Kajütentreppe herauf.

„Ist es richtig, daß Frau Gerald erkrankt ist?“ rief letzterer über die beiden Damen hinweg der Morris zu.

„O, Frau Gerald ist krank?“ rief Martha Herland voll Mitleid aus.

„Die Stewardeß hat es mir gerade vorhin gesagt,“

fuhr Lehmann fort und setzte, zu Lavinias Dienerin gewendet, eifrig hinzu: „Kann ich mich vielleicht nützlich machen? Hat Ihre Dame etwa ein Telegramm zu besorgen? Man kann sich auf mich verlassen, und es soll mir eine — Ehre sein.“

„Frau Gerald braucht nur mich,“ versetzte die Morris abweisend, dann aber schaute sie freundlich auf, gerade in Marthas kluge, schöne Augen hinein, die voll warmen Lichtes waren.

„Wie leid es mir tut, daß Frau Gerald leidet!“ sagte sie, bewegter, als es zur augenblicklichen Situation paßte.

„Martha —“ klang es ruhig ernst dazwischen, „Martha, sei nicht exzentrisch.“

Die Professorin befand sich in merkbarer Verlegenheit. Ihr wohlwollender Sinn mochte nicht ganz in Übereinstimmung sein mit dem stillen Gericht, welches man über die schöne junge Frau gehalten hatte.

Die Morris lächelte herb. „O,“ sagte sie, „Frau Herland, gönnen Sie meiner Herrin immerhin das Mitleid Ihrer Tochter. Sie verdient Teilnahme, denn ich habe noch keine bessere Frau kennen gelernt, als Frau Gerald ist.“

Den Kopf hoch hebend, schritt die Wackere an den dreien vorüber die Schiffstreppe hinab.

Errötend schaute die Professorin ihr nach. Sie quittierte mit diesem Erröten die empfangene Lehre.

„Vielleicht tun wir alle dieser Frau unrecht,“ sagte sie. „Jedenfalls aber, mein Kind, legt euch Mädchen die Welt nun einmal eine gewisse Zurückhaltung auf, und ich kann dich, trotzdem ich es in diesem Falle möchte, davon nicht lossprechen.“

„Ich habe Fräulein Marthas Warmherzigkeit wunderschön gefunden,“ bemerkte Lehmann, „und ich trete für alle Fälle für diese bezaubernde Frau ein.“

„Nun, Sie können das ja tun," meinte gemütlich die Professorin. „Wenn ich ein Mann wäre, ich würde mich Frau Geralds auch annehmen. Aber wissen Sie, Ihre Art ist doch nicht die richtige. Ihre Bemühungen um diese Dame haben einen unangenehmen Beigeschmack. Das spürt jeder, und am deutlichsten Frau Gerald selber. Sie bemühen sich seit gestern um diese Frau, nicht trotzdem, sondern weil sie in ein schiefes Licht gekommen ist."

Frau Agnete Herland war eine kluge Frau, sie redete immer die Wahrheit, aber sie redete sie nur, wenn sie gefragt wurde, oder wenn sie wußte, daß Übles dadurch besser wurde. Letzteres hoffte sie diesmal zu erreichen.

Der einstige Mime war sehr betroffen. „Sie meinen also —?"

Die Professorin, welche bereits das Deck erreicht hatte, wandte sich ihm zu und lächelte gutmütig. „Ich meine, Sie täten gut daran, sich nicht gar so eifrig an Frau Gerald heranzumachen, sondern sie mehr wie eine Dame, eine wirkliche Dame zu behandeln, denn ich hoffe, es wird sich herausstellen, daß sie eine solche ist!" —

Einige Minuten später war es auf der „Savoia" recht still geworden, und eine Stunde später stieg Lavinia die Treppe herauf und setzte sich müde und traurig auf einen der Stühle, die auf dem Verdeck umherstanden. Sie war bald in ein peinliches Sinnen darüber versunken, daß man ganz schuldlos sein und dennoch schuldig scheinen könne, und daß es Situationen gäbe, in denen man ganz und gar auf das unbeschränkte Vertrauen einer geliebten Person angewiesen sei.

Ralph aber vertraute ihr nicht schrankenlos — das erkannte sie jetzt, und das tat ihr sehr, sehr weh.

Träne um Träne lief ihr über die Wangen, als sie darüber nachdachte, welche Enttäuschung ihr diese Reise gebracht, diese Reise, an die sie solch liebe Erwartungen, solch frohe Hoffnungen geknüpft hatte.

Sie hatte gehofft, ihr Glück auf ihr zu finden, und hatte es vielleicht jetzt schon, noch ehe sie es besessen, für immer verloren.

„Frau Gerald, es ist keine Ursache da, gar so traurig zu sein!“ sagte da in ihr leidvolles Sinnen hinein eine warme Stimme, und Deronges Hand strich sanft über die ihrige.

„Sie sind dageblieben?“ sagte sie, froh überrascht zu ihm aufschauend.

Er setzte sich neben sie. „Es mußte doch jemand bei Ihnen bleiben!“

„Das fühlten nur Sie,“ entgegnete Lavinia wehmütig.

Er schüttelte den Kopf. „Taylor hat mich darum gebeten.“

„Er aber ging!“

„Er ist von seinem Standpunkt aus im Rechte. Ein Verliebter hat nämlich das Recht, unlogisch zu handeln. Dieses Recht nehmen sich die Verliebten seit so lange, als es überhaupt welche gibt. Ich bin überzeugt, daß er im Geiste bei Ihnen weilt und mich beneidet, aber er, sehen Sie — er konnte nicht zurückbleiben. Sie waren gestern gar zu abweisend.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Er hat, gleich nachdem Milans Vertreter gegangen war, eine Aussprache mit Ihnen haben wollen, Sie aber haben ihn mit Ihrem kalten Blick, Ihrer eisigen Miene verscheucht.“

„War ich wirklich so eisig? Nun ja, es ist möglich, daß das Mißtrauen, das Forschen, welches ich in seinen Mienen sah, so erkältend auf mich wirkte.“

„Kurz, Sie scheuchten ihn zurück.“

„Er ließ sich sehr leicht zurückscheuchen.“

„Nicht bitter werden, liebe Freundin! Ralph ist eine feine Natur. Wie sollte es ihn nicht verletzen, daß alle hier förmlich einen Ruck bekamen, als Milan Sie mit seiner Huldigung kompromittierte!“

„Wenn Ralph mich so lieb hätte, als er es mir durch sein ganzes Verhalten und in seinen Briefen andeutete, würde er an mich glauben.“

„Da irren Sie. Es kann eine Liebe sehr groß sein, und das Vertrauen kann doch wanken. Bedenken Sie, ich — jetzt müssen Sie es erfahren — ich selber habe Ralph nach Graz berufen, damit er Sie nicht verliere.“

„Sie haben ihn gerufen? Sie haben ihm Andeutungen gemacht?“

Lavinias Gesicht war wie mit Purpur übergossen, und aus ihren Augen schaute der helle Schrecken.

Deronge nickte ihr gemütlich zu. „Beides habe ich getan, denn — merken Sie jetzt auf und verzeihen Sie mir — auch ich habe an Ihrer Stärke gezweifelt. Eines Königs Liebe werden nur wenige Frauen von sich weisen können; außerdem ist Milan sehr liebenswürdig, wenn er es sein will, und wahre Liebe rührt ja jedes gute Weib. Kurz — Sie, die Sie ja frei waren, Sie hätten eine Menge Entschuldigungsgründe gehabt, falls Sie nicht siegreich aus dieser Versuchung hervorgegangen wären.“

Die junge Frau seufzte schwer. „Es ist mir schrecklich, daß Ralph alles dies weiß, und daß er nur deshalb herübergekommen ist, weil Sie ihn riefen. Und nun finde ich es ja begreiflich, daß er sich von mir wendet, denn Ladánys Anwesenheit, seine Art, mit mir zu verkehren, und diese Begrüßung hier müssen ihm ja einen falschen Begriff über mich beibringen. Ach, mein

Freund, es wäre am besten, ich verließe heute noch die „Savoia".

„Was fällt Ihnen ein! Das hieße ja zugeben, daß Sie Ursache haben, zu verschwinden. Nein, Sie müssen bleiben. In Syrakus hoffe ich einen Brief Milans zu finden, der Ralph aufklären wird. Es handelt sich nur noch darum, diesen Ladány los zu werden."

„Haben Sie den König denn nicht ersucht, er möge ihn zurückberufen?"

„Gewiß, aber Sie sagten ja selber, daß Ladány vorsichtig behandelt werden müsse. Wenn er also einen persönlichen Grund hat, zu bleiben, wird er sein Bleiben durchsetzen, und Ralphs Verstimmung wird dadurch immer wieder neue Nahrung erhalten, bis ihr beide so weit seid, euch offen gegeneinander auszusprechen zu können."

„Dazu wird es wohl nie kommen."

„Aber Ralph ist doch eigens zu diesem Zweck herübergekommen!"

„Jetzt ist ihm der Mund geschlossen. Auch ich redete nicht zu einer so kompromittierten Frau von Liebe. Er ist ja ein Ehrenmann; er muß sich ja von mir zurückziehen!"

„Bis des Königs Brief kommt — gut! Dann aber soll er reden."

„Soll! — Deronge, wenn er arm wäre, dann bäte ich Sie, zwischen ihm und mir zu vermitteln, denn ich habe ihn unsäglich lieb. — Aber er ist reich, deshalb fordere ich Ihnen das Wort ab, zu schweigen. Auch den Brief soll er nicht sehen. Glauben soll er an mich, trotz allem — meiner Ehre vertrauen oder mich verlassen."

Lavinia, die sich in ihrer Aufregung erhoben hatte, sank wieder auf ihren Stuhl zurück. Sie war erbarmenswert bleich, und große Tränen lösten sich aus ihren Augen.

Deronge betrachtete sie voll tiefster Teilnahme. „Muß ich wirklich ganz untätig bleiben?“ fragte er traurig. „Den Himmel möchte ich einreißen können, wenn es Ihnen diente, und ich soll nicht einmal ein Wort reden dürfen!“

„Kein Wort, mein Freund. Überlassen Sie Ralph sich selber. Ich werde nur dann an seine Liebe glauben, wenn sie ihn diese Prüfung bestehen läßt, wie meine Liebe jene andere — jetzt kann ich es sagen — schwere Prüfung bestanden hat.“

„So gebe ich Ihnen denn mein Wort, daß ich mich ganz passiv verhalten werde.“

Deronge reichte Lavinia die Hand.

Noch hielt sie dieselbe, da kam ein Matrose, begleitet von einem Telegraphenboten, herbei.

Lavinia erhielt die Depesche, welche ihr meldete, daß durch Nikifor eine Haussuchung bei Körméndys stattgefunden hatte, und daß dieselbe resultatlos verlaufen sei.

Sie war sehr bleich geworden — vor Zorn, nicht vor Furcht. Schweigend reichte sie Deronge das Telegramm.

Als er es gelesen, fragte er: „Wie kann nur Ihr Bruder erfahren haben, daß er bei Körméndys etwas finden könne, das zu verbergen Sie Belgrad so eilig verließen?“

Lavinia zuckte die Achseln.

Deronge lächelte. „Werden Sie mir böse sein, wenn ich annehme, daß Ladány nicht nur in des Königs Auftrag, sondern auch um dieser Sache willen hier ist?“

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“ fragte Lavinia ängstlich, denn es wäre ihr schrecklich gewesen, wenn Nikifors gänzliche Gesunkenheit ihrem Freunde bekannt geworden wäre.

„Wie ich auf diesen Gedanken komme?“ meinte Deronge ernst. „Frau Wilkins trug mir auf, es Ihnen zu berichten, daß sie sah, wie die Stewardeß sich in Ihre Kabine schlich, und daß sie weiß, wie das Mädchen gleich danach heimlich mit Herrn v. Ladány redete. Auch fand heute Frau Wilkins vor Ladánys Kabine dieses Zettelchen.“

Deronge hatte seine Brieftasche geöffnet und reichte Lavinia ein zerknüllt gewesenes und wieder glatt gestreiftes Stückchen Papier.

„Ilona T. Hauptpostamt, Budapest,“ las die junge Frau, dann sagte sie tief aufatmend: „Dieser Ladány ist also richtig ein Schuft.“

„Und unsere kleine, nette Schweizerin leistet ihm Vorschub,“ setzte Deronge hinzu. „Frau Wilkins hat sich nämlich schon davon überzeugt, daß dies die Schrift der Cameriera ist.“

Lavinia schüttelte verwundert den Kopf. „Wie kommt denn nur Frau Wilkins dazu, derlei Beobachtungen anzustellen?“ fragte sie.

Jetzt mußte Deronge die Achseln zucken.

„Und wie kommt sie dazu, diese Beobachtungen in meinem Interesse zu machen?“ fuhr Lavinia fort.

Abermals zuckte der Franzose die Schultern. —

Kurz darauf gab er für seine Freundin das Telegramm an Nikifor auf, das dieser niemals lesen sollte, und das dem Könige der Serben so viele bittere Stunden bereitete.

— — — — — — — — — — — —

Am späten Abend ging Lavinia durch den hell beleuchteten Salon. Es befanden sich nur die Clarkes und die Familie des Professors darin.

Die geschminkte, pomphaft aufgetakelte Witwe Mengs warf Lavinia einen herausfordernden Blick zu, den die junge Frau mit kaltem Lächeln von sich abwehrte.

In demselben Augenblick aber schrak sie zusammen. Ladány war eingetreten, Ladány, der sie, seit er an Bord war, mit einer wahrhaft beleidigenden Vertraulichkeit behandelte, einer Vertraulichkeit, zu welcher seit gestern alle Bewohner der „Savoia“ den Schlüssel zu haben glaubten.

Er lächelte Lavinia auch jetzt ganz kameradschaftlich zu und sagte: „Haben Sie sich schon erholt? Braucht man nicht mehr in Sorge um Sie zu sein? Ich habe schon überlegt, ob ich nicht nach Hause schreiben soll.“

Während er so redete, hatte Lavinia sich schon gefaßt. „Wo wohl dieses „zu Haus“ ist, möchte ich wissen?“ sagte sie scharf. „Mein Heim ist nämlich in Amerika, das wissen Sie sehr gut, und da Sie weder mit meiner Mutter in Graz, noch mit meiner Tante in Belgrad in Verbindung stehen, wüßte ich nicht, wem Sie etwas über mich zu melden hätten.“

„Könnte ich nicht Ihrem Bruder Nachricht haben geben wollen?“ fragte Ladány bissig.

Da erhob die junge Frau den Kopf sehr hoch. „An Nikifor,“ sagte sie, „habe ich selber heute telegraphiert. Ich nehme an, daß er schon wieder von Budapest zurückgekehrt ist. Sie können auch wissen, daß der Besuch, den er dort abstattete, das gewünschte Resultat nicht hatte, und daß es nutzlos wäre, wenn Sie etwa nach einer anderen Adresse forschen wollten.“

Lavinia war dabei an Ladány vorübergegangen und verschwand im Korridor.

Ladány war so verblüfft, daß er, noch immer die Tür haltend, stehen blieb.

„Wie ein Lakai,“ dachte Fräulein Martha, welche den Ungarn nicht leiden konnte.

Aber jetzt hatte Ladány sich schon ein wenig gefaßt. Nur ein wenig, denn die Tür hinter sich zuschmetternd,

folgte er Lavinia. „Was wissen Sie?“ raunte er ihr grimmig zu, als er sie erreicht hatte.

Sie sah ihn verächtlich an. „Daß Sie nicht im königlichen Auftrage mir gefolgt sind, wenigstens nicht allein dieses Auftrages wegen, sondern weil Sie gehofft haben, die bewußten Schriftstücke vielleicht bei mir zu finden.“

Ladány preßte die Zähne aufeinander. „Wie meinen Sie das?“ zischte er.

„Nun — daß Sie sie mir genommen hätten.“

„Also gestohlen?“

„Gestohlen oder angeeignet, wie Sie sich die Adresse aneigneten, die Sie Nikifor mitteilten.“

„Wer sagt das?“

„Ich, und außerdem dieser Zettel! — Herr v. Ladány, wenn man auf den Wegen geht, die Sie zur Zeit wandeln, muß man etwas vorsichtiger sein.“

So redend trat Lavinia in ihre Kabine und schloß ihm die Tür vor der Nase zu.

„Das sollst du bereuen!“ murmelte der Ungar und ballte die Fäuste gegen die weiß lackierte Tür.

Im nächsten Augenblick aber zwang er schon wieder ein Lächeln auf sein Gesicht, denn Frau Wilkins kam daher. Er sagte ihr irgend eine liebenswürdige Phrase und versuchte es, recht harmlos auszusehen.

Aber die hübsche Frau wußte schon, wie es mit ihm stand. Ihre Tür war oft nur zugelehnt; so war es auch jetzt gewesen, und Lavinias Worte wie sein übler Nachruf waren durch den feinen Spalt gedrungen, durch welchen die scharfen Augen der Amerikanerin auch Ladánys verzerrtes Gesicht und seine geballten Hände gesehen hatten.

Mit einer ebenfalls nichtssagenden Phrase ging sie an ihm vorüber.

Er schaute ihr geärgert nach. Daß diese Frau doch immer zur unrechten Zeit auftauchen mußte!

Letzthin war sie auch gerade dazu gekommen, als die kleine Schweizerin aus Lavinias Kabine schlich und es trotz alles Augenwinkens nicht verstand, daß sie nicht gleich danach zu ihm kommen sollte.

Und Augen hatte diese Frau! Schöne Augen, o ja, schön waren sie auch, aber auch zuweilen so forschend, daß einem angst und bange werden konnte.

Ladány, sehr beunruhigt, begab sich in seine Kabine, in der er manche Stunde lang ergrimmt darüber nachdachte, daß die Papiere nun wohl für ihn und seinen Kumpan für immer unerreichbar sein würden.

Er fand keinen Schlaf, keine Ruhe und war in seiner Aufgeregtheit schon entschlossen, sofort zurückzureisen, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß er damit in Bezug auf die Erlangung der Papiere nichts bessern, anderes aber versäumen könne.

Nein, nein, er mußte schon noch auf der „Savoia" bleiben! Vielleicht gelang es ihm doch noch, Lavinia unglücklich und damit haltlos zu machen. Wohl hatte sie ihm stolz erklärt, daß sie niemals nachgeben werde; wenn aber ihre Hoffnung, des Millionärs Taylor Frau zu werden, sich nicht erfüllte, dann ließ sie sich vielleicht doch herbei, Milan zu erhören, der zwar kein Millionär, dafür aber ein König war.

So kalkulierte Ladány und sah sich schon in seiner verdorbenen Phantasie mit Lavinia nach Belgrad zurückkehren, überschüttet von des Königs Huld und Gnade.

Er blieb also an Bord, und als er am nächsten Morgen wieder aufs Verdeck kam, schien er der harmloseste und liebenswürdigste Mensch der Welt zu sein. Ganz besonders liebenswürdig aber war er gegen Lavinia, die sich vor seinen Aufmerksamkeiten kaum retten konnte,

während Herr Lehmann heute sich so taktvoll verhielt, als es ihm eben möglich war.

Auch die anderen Mitglieder der Gesellschaft hatten wieder so ziemlich ihr früheres harmloses Benehmen angenommen. Die Professorin, von Frau Wilkins kräftig beeinflußt, hatte trotz des Widerstandes ihrer Schwester Propaganda für Lavinia gemacht und den anderen Damen geraten, nicht voreilig zu sein und nicht eine vielleicht ehrbare Frau wegen der Aufmerksamkeiten, die ihr ein bekanntermaßen allzu galanter Mann erwies, Mißachtung erleiden zu lassen.

Martha war über diese Stellungnahme ihrer Mutter sehr zufrieden, denn ihr war Lavinia ungemein sympathisch. Die beiden englischen Damen schlossen sich den Ansichten der Professorin zwar nicht völlig an, gaben jedoch zu, daß man, um den Skandal nicht unnötig zu vergrößern, tun müsse, als habe man nichts bemerkt.

So weit einig, behandelten also die Damen Lavinia wieder, wie man eben seinesgleichen behandelt, und da die Herren dies merkten, richteten auch sie ihr Benehmen danach ein.

Die junge Frau hätte daher ganz beruhigt sein können; aber sie war es nicht, der Stachel, den die Voreiligkeit in ihre Seele gestoßen, saß schon zu fest. Sie war und blieb trüb und still gestimmt und suchte keine andere Gesellschaft, als diejenige ihres alten Freundes.

Taylors Verhalten war, wie Derouge sich ironisch ausdrückte, musterhaft. Es war das nach außenhin es an keiner Rücksicht fehlen lassende, aber ernste und kühle Benehmen eines Ehrenmannes gegenüber einer Frau, in der er sich getäuscht hat. Er ging Lavinia nicht aus dem Weg, aber er vermied das früher so oft

gesuchte Alleinsein mit ihr, und die tiefe Herzlichkeit, die sie bis vor wenigen Tagen noch so sehr beglückt hatte, war seit der Szene in Neapel völlig verschwunden.

Er wollte aber auch gerecht sein, wollte Lavinia sogar entschuldigen. Sie war ja frei, ganz frei. Sie konnte tun, was sie wollte. Er war eben so töricht gewesen, sich nicht sofort zu erklären, sie auch nicht mit einem einzigen Wort an sich zu binden. Bald nachdem sie Witwe geworden, hatte er nach Copiapó gehen müssen. Damals war an ein Werben noch nicht zu denken gewesen. Man wirbt nicht um eine Frau, die noch in Trauer geht. Und brieflich, nein, brieflich hatte er es ihr später auch nicht sagen wollen, was sie in seinem Leben bedeute. Angedeutet hatte er ihr dies wohl, aber in der Stunde, in der er ihr alles sagen würde, wollte er ihr ins Auge sehen können.

Da aber kam Deronges Brief, dieser Brief, der ihm klar und deutlich meldete, in welcher Gefahr die geliebte Frau sich befinde, dieser Brief, dem das alarmierende Telegramm vorangeeilt war.

Ein hübscher, hochstehender, leidenschaftlicher Mann warb um Lavinias Liebe. Wie leicht konnte diese, die ihm selbst ja noch gar nicht gehörte, verloren gehen, denn jener Mann war ja ein König!

Wie viele Frauen aber gibt es denn, die dem Werben eines Königs, der Aussicht auf einen Thron gegenüber kühl bleiben?

„Je eher Sie zu L. kommen, desto besser!“ Das hatte ihm sein und ihr Freund depeschiert. Also hatte auch Deronge, der dieses Werben mit ansah, gefürchtet, Lavinia könnte dieser Versuchung, dieser so sehr großen Versuchung erliegen! Wer kann ehrlich von sich sagen, daß er noch niemals gewankt hat, daß er noch niemals gestrauchelt ist?

Immer und immer wieder fragte Ralph sich, wie denn König Milan dazu käme, Lavinia in so auffallender Weise auszuzeichnen, und was Ladánys Gegenwart bedeute? Seine Fragen blieben unbeantwortet, und seine Seele war voll Zweifel und Bitterkeit.

„Wie denken Sie jetzt über diese Angelegenheit?" fragte er Deronge, als Siziliens Nordostspitze vor ihnen auftauchte.

Dieser schaute noch eine Weile den Sprüngen zweier Delphine zu, welche sich im Kielwasser der „Savoia" vergnügten, dann antwortete er, Ralph ernst in die Augen schauend: „Frau Gerald ist für mich noch immer die schönste, klügste und beste Frau, und ich würde mir leid tun, wenn ich ihr nicht vertrauen könnte."

Ralph lachte kurz auf. „Sie können sich's leicht machen! Sie lieben sie nicht."

„Das ist richtig," entgegnete Deronge eigentümlich lächelnd, „vielleicht ist deshalb mein Kopf so klar."

Er nickte dabei Frau Wilkins zu, die eben auf Deck erschien.

„Kann ich Sie für ein paar Augenblicke sprechen?" rief sie ihm zu.

Er ging sofort zu ihr hinüber. Aus den paar Augenblicken aber wurde eine Stunde, und eben als die „Savoia" in den Hafen von Messina einlief, sagte die Wilkins: „So, nun wissen Sie, wer ich bin, wozu ich hier bin und daß ich mich eigentlich nur dadurch nützlich machen kann, daß ich die Augen offen halte. Daß dieser Rustin ein Schurke ist, das habe nicht ich entdeckt. Die Kenntnis dieser Tatsache habe ich fertig übernommen. Aber daß er es ist, der Taylor nach dem Leben strebt, war mir schon in New York wahrscheinlich; seit er den heimatlichen Brief stahl, bin ich dessen ganz sicher. Dieser Mensch fürchtet, daß von

dorther jemand Taylor vor ihm warnt. Und mit Recht, denn das Gift, das ich heute unter seinen Effekten fand, ist ganz sicher für Taylor bestimmt gewesen."

Deronge nickte. „Sie haben es also durch ein unschädliches Brechmittel ersetzt?" fragte er nach einer Weile gedankenvoll.

„Jawohl, und sobald Taylor seekrank wird, wissen wir beide, daß Rustin ein richtiger Mordbube ist."

„Aber wir können diese Seekrankheit nicht gegen ihn ausspielen."

„Nein, wir wissen jedoch, sobald diese Erscheinung eintritt, mit Sicherheit, daß und durch wen Taylor auf dieser Reise gefährdet ist — und schließlich wird Rustin doch in unserer Hand sein."

„Hoffentlich lebt dann Taylor noch."

„Ah — wir wollen die Augen tüchtig auftun!"

Frau Wilkins atmete tief, ihre Nasenflügel bebten, und die Augen, die sie in Erfüllung ihrer Pflicht schon oft recht weit geöffnet hatte, diese schönen, ernsten Augen sprühten.

„Ein reizendes Weib! Dieses Temperament!" dachte im selben Moment Rustin, der, am Radkasten lehnend, herübersah und den Franzosen schon recht lange ob dieser gewiß interessanten Unterredung beneidete.

Deronge reichte soeben der hübschen Frau die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich in diese schreckliche Sache einweihten."

Sie sah ihn verwundert an. „Warum danken Sie mir deshalb? Hier wäre Geheimniskrämerei albern und gewissenlos, denn es steht ein Menschenleben auf dem Spiel. Herrn Taylor will ich nicht überflüssig ängstigen, so sagte ich also Ihnen, was ihm höchst wahrscheinlich droht. Sie können immer bei ihm sein und beobachten, ob ihm Verdächtiges gegeben wird — deshalb wählte ich Sie zu meinem Vertrauten."

„Herrgott, ist das eine Lustreise!" bemerkte der Franzose und wischte sich über die Stirne.

„Nicht wahr? Sie ist herrlich, unsere Reise!" sagte in diesem Augenblick Martha Herland, die mit Doktor Lange zu den beiden trat.

Deronge nickte, ihre Worte scheinbar bestätigend und heimlich die jungen Leutchen beneidend, die jetzt die Erde so himmlisch schön fanden.

Martha hatte ihren Arm um Frau Wilkins' schlanke Taille gelegt. „Warum sind Sie denn gestern nicht bei uns geblieben?" examinierte sie lustig. „Ich glaube, Sie lieben den Falerner mehr als ausgegrabene Städte, ich sah nämlich ganz genau, daß Sie in die Osteria gingen, die so malerisch am Wege lag, dann kehrten Sie jedenfalls schon vor uns zur Stadt zurück?"

„Ich nahm mir sogar einen Wagen," gab die Wilkins zu, „denn das sehr lebendige Neapel interessiert mich in der Tat mehr als das tote Pompeji."

Das war jedoch nicht ganz richtig, denn Frau Wilkins hatte sich direkt nach dem Hafen fahren lassen, war dann über den Kai zu Fuß bis zur „Savoia" und, nur von einem der Matrosen gesehen, in ihre Kabine gelangt.

Dieser schräg gegenüber lag diejenige Rustins. Sehr bald nach ihrer heimlichen Rückkunft befand die Wilkins sich in ihres beargwohnten Landsmannes derzeitigem Heim, das sie sich ohne viel Aufenthalt zu eröffnen verstanden hatte.

Wohl eine Stunde lang hielt sie sich darin auf. Dann hatte der kleine Raum kein Geheimnis mehr für sie. Sie verließ ihn und betrat ihn dann noch ein zweites Mal, nachdem sie in ihrer eigenen Kabine, in der es plötzlich nach Kölnischwasser roch, ein wenig in ihrer Reiseapotheke hantiert hatte.

Alsdann kam die hübsche Frau im Salon zum Vorschein, wo sie sich in freundlichem Gespräche zu Lavinia und Deronge gesellte und sich, als die anderen von dem Ausfluge zurückkamen, für ziemlich ermüdet ausgab.

Fast alle Passagiere der „Savoia“ hatten den Tag gut ausgenützt; Frau Wilkins jedoch von allen am besten.

— — — — — — — — — — — —

Vor Messina lag der kleine Dampfer nicht lange. Noch vor Mitternacht hatte er diesen interessanten Hafen schon wieder verlassen.

Das Mahl war an Bord eingenommen worden, und danach saß man noch lange bei Limonade und Eis und Tee auf dem Verdeck.

Lavinia war ein bißchen weniger traurig als Tags zuvor, denn Taylors ganzes Benehmen zeigte ihr, daß die Sehnsucht nach ihr noch immer zu stark in ihm war, um sie ganz unterdrücken zu können.

Er hatte sich auch jetzt in ihre Nähe gesetzt und plauderte mit ihr und den Herlands, die sich ihr ja schon seit gestern abend wieder freundlich genähert hatten. Auch Frau Wilkins und Deronge, sowie John Rustin gehörten zur Gruppe. Die beiden ersteren schauten — niemand merkte es — soeben einander flüchtig und doch bedeutsam in die Augen.

Rustin hatte sich erhoben. Er stellte drei Gläser auf einen Teller. „Die Limonade ist so schal,“ hatte er bemerkt, „sie kann einen gar nicht erfrischen.“

Er ging zu dem Eiskübel. Man konnte ihn jetzt nicht sehen, denn zwischen ihm und den Plätzen der kleinen Gesellschaft befand sich ein Tisch, auf welchem allerlei Umhüllungen für die Damen lagen. Der Radmantel der Professorin hing bis zum Boden hinab. Gerade hinter ihm stand der Eiskübel.

Rustin suchte mit dem Löffel, den er mitgenommen, nach kleinen Eisstücken. Er brauchte dazu etwa eine Minute. Niemand achtete auf ihn — niemand als die Wilkins und Deronge. Dieser hatte die Lippen und wohl auch die Zähne geschlossen. Um so lebhafter plauderte die Amerikanerin.

Jetzt kam Rustin zurück. In jedem der Gläser lag ein Stück Eis. In einem befand sich auch der Löffel. Rustin langte nach der Limonadenflasche und goß ein.

„Jetzt wird sie besser munden," bemerkte er dabei. Seine Stimme klang ein bißchen belegt.

Er räusperte sich, dann sagte er: „Ich bin schon wieder erkältet. Wollen Sie?" Er hatte sich an Lavinia gewendet.

Sie nickte, und er reichte ihr eines der Gläser.

Jetzt stand er vor Ralph. „Und du?"

„Gern."

Als Ralph die Hand ausstreckte, war ihm das Glas, darin sich der Löffel befand, zunächst.

Er trank es leer. Deronge hatte sich plötzlich erhoben.

„Wollen Sie auch Limonade?" fragte die Wilkins lächelnd.

Aber es war keine mehr da. Das dritte Glas hatte Rustin selber geleert.

„Merkwürdig," sagte Frau Wilkins zu ihm gewendet, „vorhin haben Sie sich gebückt; anderen Leuten steigt dabei das Blut zu Kopf, Sie aber werden blaß."

„Bin ich blaß geworden?" meinte Rustin lachend, zog ein Spiegelchen aus der Tasche und betrachtete sich. Er war ganz ruhig — nur daß seine Stimme etwas belegt klang. —

Eine Stunde später ging man zur Ruhe.

Lavinia war besorgt, obgleich sich nichts Besonderes ereignet hatte. Überraschend war es nur gekommen, daß Ralph Taylor, der bisher immer seetüchtig gewesen war, auf dem spiegelglatten Wasser plötzlich seekrank geworden war.

Neunzehntes Kapitel.

Als die Morgendämmerung eintrat, lief die „Savoia" in den Hafen von Syrakus ein, in diese schöne Bucht, deren Umgebung so voll ist von großartigen geschichtlichen Erinnerungen.

Noch lag die bescheidene Stadt in der Morgenstille da, als Herland mit seiner Tochter, dem Doktor, dem Maler, dem Ehepaare Clarke und — Ladány, der sonst nicht solch reges Interesse zu zeigen pflegte, sie schon in Augenschein nahmen.

Auf der Hafenpromenade genossen sie die herrliche Aussicht auf die ruhige, weite Wasserfläche, und nach der anderen Seite auf den gewaltigen Ätna. Etliche Fischerbarken mit lateinischen Segeln kehrten vom nächtlichen Fischfange zurück, und am Eingang des Hafens tauchte ein mächtiger Dampfer auf. Es war ein stilles, großes Bild, das die Reisenden da in sich aufnahmen. Man genoß es auch in Ruhe. Nur in Ladánys Blicken, die lang auf den Dampfer gerichtet blieben, flackerte irgend etwas — es war nichts Gutes — auf.

Lieblicher war ein anderes Bild, das sich gleich danach den Reisenden am Ende der Promenade zeigte. Da sprudelte unter Papyrusstauden die Quelle der Arethusa hervor, deren Wasser freilich nimmer süß ist, seit — es geschah im zwölften Jahrhundert — ein Erdbeben dem Meerwasser Zutritt zu ihr verschafft hat. Auch den Rest des Artemistempels und die dorischen Säulen eines einstigen Athenetempels, welche später

der Unverstand sinnlos in die Wände der Kathedrale verbaute, wurden besichtigt, und dann ging es wieder zum Schiffe zurück, woselbst die Langschläfer soeben aus ihren Kabinen schlüpften.

Unter diesen befand sich auch Taylor, der ein wenig beschämt und geärgert wegen seines unzeitgemäßen, übrigens ziemlich sanften Anfalles von Seekrankheit die ironischen Glückwünsche zu seiner Genesung entgegennahm.

Auch John Rustin war unter den Spätaufstehern, aber nicht unter denjenigen, welche sich in gutmütigem Spotte seinem Vetter näherten.

„Mir scheint, heute kommen Sie daran," meinte Frau Wilkins, ihn ein wenig scharf ins Auge fassend. „Sie sehen ja merkwürdig schlecht aus."

Rustin brauchte nicht zu antworten, denn sie hatte sich schon wieder von ihm abgewendet.

Er sah ihr giftig nach. Seit gestern war ihm diese Frau unangenehm geworden.

Seit gestern — ja, er wußte sogar die Minute, in welcher sie seine Sympathie verloren hatte, zu bestimmen. Es war genau in der Minute geschehen, in welcher sie mit demselben scharfen Blick, den sie soeben wieder gehabt, sein Erblassen erwähnt hatte.

Während des Frühstücks hatte er genug Zeit, über ihre Worte und ihre Blicke nachzudenken, denn es kümmerte sich niemand um ihn. Alle lauschten den Bemerkungen des Professors, der fast gar nicht zum Essen kam, weil er bald diesem, bald jenem eine Auskunft über die historischen Merkwürdigkeiten von Syrakus geben mußte.

Aber auch der Kapitän kam einmal zu Worte. Er machte die Gesellschaft darauf aufmerksam, daß im Dorfe Belvedere, das oberhalb der Stadt auf dem Boden des

alten Euryalos liegt, gerade heute ein Fest stattfinde, mit welchem ein großes Taubenschießen verbunden sei.

Clarke, ein leidenschaftlicher Schütze, interessierte sich ganz besonders für diese Nachricht und holte sofort, was er bedurfte, um an diesem Sport teilnehmen zu können. Sein Eifer steckte die anderen an, und als die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft unter Herlands Führung das Schiff verließen, glich der Zug mehr einem Jagdzuge als der friedlichen Wanderung Wissensdurstiger, die über Steine hinweg einen Blick in das Altertum tun wollten.

Auch diesmal hatte Frau Mengs sich zu den „Jüngeren“ gehalten; als sie jedoch die kleinen, lebhaften, schlecht gesattelten Pferde gewahrte, die bereit standen, die Gesellschaft ins Land hinauszutragen, kehrte sie verdrossen wieder um, die ganze Geschichte für ebenso absurd als unpassend erklärend.

Es grämte sich niemand darüber. Man trat recht vergnügt die interessante Partie an, wiewohl der Weg nach Epipolä, der „Höhe ob der Stadt“, keineswegs zu den besten gehört, denn steinigter und holperiger, wie er wenigstens in jenem Jahre noch war, ist nicht leicht ein Weg.

Belvedere, das wirklich eine entzückende Fernsicht bietet, wäre bald erreicht gewesen, aber wissend, daß man zu dem Dorffeste noch viel zu frühe käme, ritt man, von einem kundigen Führer geleitet, zuerst an dem Südrande der Achradina, zwischen Landhäusern, reizenden Gärten, Limonen- und Orangenwäldern hin.

Auf diesem Wege erzählte Herland in seiner hübschen, anschaulichen Weise seinen Reisegenossen von den Leiden der Gefangenen des Dionysios, welche dereinst in den Steinbrüchen lebten, die sich hart am Rande der Achradina hinziehen. Den Jammer schilderte er ihnen,

den der Rest des athenischen Heeres hier erlebte, und er stand mit ihnen an jener Stelle dieser umfangreichen Steinbrüche, welche man „das Ohr des Dionysios“ heißt.

Und weiter ritten sie auf dem steinigten Wege, im Schatten grauer Olivenwälder, die Blicke wandern lassend zum Ätna hinüber, der in erhabener Majestät sein stolzes Haupt zum Himmel emporstreckt, und zum blauen Golf von Megara hinab, der, überglänzt vom hellen Sonnenlicht und belebt von allerlei Fahrzeugen, einen wunderschönen, freundlichen Anblick bot.

Gegen Mittag erreichte die Gesellschaft Belvedere, und in diesem sonnigen, lieben Nest richtete man sich für längere Rast ein. Die Pferde wurden abgeschirrt und in Ställe geführt, und während der Exmime Lehmann sich mit dem Besitzer der appetitlichsten Wirtschaft ins Einvernehmen setzte, das Menü feststellte und die verfügbaren Weine gemächlich ausprobierte, beschauten sich seine um ihren Gaumen weniger besorgten Reisegenossen das Örtchen und seine hübsche Umgebung. Auch interessierten sie sich natürlich für das Gebiet, in welchem die Jagd abgehalten werden sollte.

Es lag etwa eine halbe Stunde außerhalb des Dorfes und war eine richtige Felsenwildnis, deren blendendes Weiß und stumpfes Grau allerdings da und dort von Gruppen uralter Olivenbäume unterbrochen wurde, den Überbleibseln eines einstigen Waldes, den noch die klassischen Völker gesehen und vernichtet haben. In den tausend Höhlen der Felswände, sowie im wirren Gezweige der ehrwürdigen Baumriesen hausen Tausende von Tauben, deren Überfluß jährlich um diese Zeit abzuschießen eine uralte Sitte der Bewohner von Belvedere und seiner Nachbargemeinden ist.

Es herrschte denn auch schon ein recht buntbewegtes Leben in dem streng bezeichneten Umkreis des merkwürdigen Jagdgebietes. Über diese Grenze durften auch die Fremden nicht hinaus, und sie fügten sich gern der so selbstverständlichen Anordnung. Gab es ja ohnehin genug zu schauen: einen interessanten Menschenschlag in eigenartiger Tracht, mit eigenartigen wildlebhaften Gesten und eine so recht für ihn geschaffene romantische Umgebung.

„Haben Sie bemerkt, wie viele Schützen es hier gibt, die noch beinahe im Knabenalter stehen, und denen man anderswo höchstens eine harmlose Armbrust anvertrauen würde?“

John Ruslin hatte es zu Christensen gesagt, aber er hatte diese Äußerung so laut getan, daß nicht nur der Maler sie hörte, neben dem er ging, sondern daß die meisten aus der Gesellschaft sie vernehmen mußten.

Auch Taylor hörte sie, der, noch ein bißchen angegriffen aussehend, soeben Lavinia schweigend einen Goldlackzweig reichte, den er ihr von einem Felsen geholt und den sie, ebenfalls schweigend, aber glücklich lächelnd, entgegennahm.

„Knabe oder Greis, wenn der Schütze nur trifft!“ sagte er. „So ins volle Leben hinein getroffen zu werden, daß es mit einem Male zu Ende ist, das wäre zuweilen das beste.“

Er sah an Lavinia vorbei, aber sie blickte ihn an, und Tränen schossen in ihre Augen. Sie sah ja, daß er ganz erfüllt von Bitterkeit war, und daß die Liebe, die ihn früher so glücklich gemacht, ihm jetzt zur Pein geworden war. Er hatte augenscheinlich nicht für alle, er hatte vielleicht nur für sie und sich geredet, Lange aber, der mit Martha vor ihm ging, hatte seine Worte gehört.

Er wandte sich um. Ein leicht ironisches Lächeln lag auf seinem hübschen Gesicht, als er sagte: „Hatten Sie immer solch weltflüchtige Anwandlungen, wenn Sie seekrank waren?“

Diese Äußerung tat ihm aber sogleich leid, denn soeben sah er Lavinias feuchte Augen, merkte er, daß es mehr als nur eine Phrase gewesen war, was Taylor da gesagt hatte.

Der gutmütige Doktor wurde schier verlegen, aber Martha half ihm. So lieb und herzlich und schalkhaft, wie — so meinte Lange — nur sie es sein konnte, wandte sie sich an den heute so hypochondrischen Taylor und warnte ihn scherzend, einen Wunsch auszusprechen, welcher hierorts und derzeit allzu leicht in Erfüllung gehen konnte. „Wenn ich Sie wäre, bliebe ich überhaupt in Belvedere,“ meinte sie. „Man sieht es Ihnen ja an, daß Sie sich nicht wohl fühlen.“

„Ein schlechter Rat, Fräulein.“ Mit diesen Worten wandte Rustin sich zu ihr. „Wenn einer sich nicht wohl fühlt, braucht er noch mehr als sonst Zerstreuung.“

„Ah — dann müssen Sie ganz gewiß auf die armen Tauben schießen,“ erwiderte Martha schlagfertig, „denn Ihnen sieht man es deutlich an, daß etwas mit Ihnen nicht richtig ist.“

Die Damen hatten in jenen Tagen kein Glück bei dem hübschen John Rustin. Martha Herland war schon die zweite derer, welchen er früher gewogen gewesen, und denen er seine Gunst nun entzog.

John war übrigens schnell gefaßt. Er war ja gut geschult. Das Gewissen hatte ihm niemals viel zu schaffen gemacht; wenn ihn etwas quälen, unruhig und unsicher machen konnte, war es nur die Furcht, seine Anschläge könnten mißglücken oder gar seine eigene Person in Gefahr bringen.

Nun — er hatte in letzter Zeit so manches für ihn Gefährliche umsonst getan, so erst gestern, wo statt des Erwarteten etwas ihm ganz Unbegreifliches eingetreten war. Das hatte ihm eine von Nachdenken gestörte Nacht und eine große Enttäuschung eingebracht, daher sein übles Aussehen und seine üble Laune.

Gegen ersteres ließ sich augenblicklich nichts tun, die letztere aber mußte unterdrückt werden.

Er wandte sich also mit liebenswürdigem Lächeln Martha zu und sagte ein paar scherzhafte Worte; dann ging er, über Jagden, die er mitgemacht, redend, mit Clarke weiter und wußte diesen sehr geschickt auf das Thema „Jagdunfälle“ zu bringen.

Als er ihn bei diesen hatte, ließ er ihn allein reden. Das paßte ihm so, und es paßte ihm auch, daß die, welche vor und hinter ihm und Clarke gingen, dessen Schilderungen ebenfalls vernahmen.

„Nun, jetzt hören Sie aber endlich auf, uns gruseln zu machen,“ sagte er, als das erste Haus von Belvedere vor ihnen auftauchte.

Frau Wilkins und Deronge, die nebeneinander gingen, tauschten einen Blick. „Er macht seine Sache sehr geschickt,“ sagte die Wilkins.

Deronge, noch ein Neuling in dem Geschäfte, darin sie schon eine anerkannte Meisterin war, schüttelte den Kopf. „Ich kann's nicht glauben, daß er heute schon wieder daran denkt.“

Die hübsche Frau lachte. „Er wäre ja dumm, wenn er diese prächtige Gelegenheit versäumte,“ bemerkte sie leise. „Und daß sie sich ihm gerade heute bietet, ist ihm sicherlich sehr recht, denn Sie können sich's doch denken, daß er erstens die Sache hinter sich bringen will, und daß er zweitens immer wieder hinter Taylor her sein wird, je öfter ihm dieser entkommt. Seinen Vetter

zu beseitigen, das ist schon zur Manie bei ihm geworden."

„Dann ist er ja der reine Teufel!" raunte der Franzose ihr schaudernd zu.

Und wieder lachte sie. „Ei, was man sich so unter einem Engel vorstellt, das ist er sicherlich nicht — eher schon wohl ein Teufel; aber man muß es ihm lassen, er ist wenigstens ein hübscher, ein sehr hübscher Teufel, und das sind die gefährlichsten."

Mit einem Lächeln hatte sie begonnen; das Ende ihrer Rede war fast ein Schluchzen. Sie war eben auch nur ein Weib. Zuweilen überwältigten sie denn doch ihre fein gestimmten Nerven, ihre trüben Erinnerungen.

Die beiden waren hinter den anderen zurückgeblieben und jetzt allein, denn der Weg, von Büschen gesäumt, machte eine Biegung. Deronge blieb stehen und sagte, seine Begleiterin mitleidig betrachtend: „Sie dachten jetzt an einen anderen Teufel dieser Art?"

Die junge Frau nickte.

„Der Ihr Glück zerstört hat? Der Sie alles Böse kennen gelehrt hat?"

Wieder nickte die Wilkins.

„Und deshalb verfolgen Sie Rustin so ohne Erbarmen?"

„Ich verfolge die Schlechtigkeit überhaupt," antwortete sie rauh, aber" — und jetzt atmete sie schwer — „Sie haben recht. Und soeben komme ich darauf, daß auch ich an einer Manie leide. Erbarmungslos verfolge ich nur jene Schlechtigkeit, die eine blendende Hülle besitzt."

„Wie der, der Sie solchen Haß lehrte. Wer war es?"

„Mein Mann!"

— — — — — — — — — — — —

Das Taubenschießen war in vollem Gange. Alt

und jung, Mann und Weib, was nur eine Büchse halten konnte, feuerte auf die jäh aus ihren Verstecken aufgeschreckten Vögel.

Auch verschiedene Leute aus der Stadt waren heraufgekommen, um an der sehr ergiebigen, aber auch notwendigen Jagd teilzunehmen, denn die Tauben würden hier oben, ohne diese jährliche Verminderung, zu einer wahren Landplage werden.

Zu den eifrigsten Schützen gehörten Clarke und Rustin. Sie hatten ihren Stand im Schatten eines weitverzweigten Olivenbaumes genommen, in dessen dichtem Geäste sich die Tauben teils zu Hunderten aneinander drängten, teils wild schreiend umherschwirrten. Es herrschte überhaupt jetzt allüberall hier ein ohrenbetäubender Lärm und eine augenverwirrende Bewegung.

Zwei Augen aber ließen sich nicht verwirren, die hatten sich ein festes Ziel gesucht, das sie nun nimmer verließen.

Diese zwei Augen gehörten der Wilkins, die sich, auch eine Flinte in der Hand, ganz nahe bei Rustin, jedoch unsichtbar für ihn, in einen Felswinkel postiert hatte, von dem aus sie nicht nur ihn, sondern auch Taylor sehen konnte, der, etwa fünfzehn Schritte links von seinem Vetter, von einem freien Platze aus auf die über den Bäumen schwirrenden Vögel schoß.

Dicht neben ihm befand sich Deronge, der jedoch keinen Anteil an der Jagd nahm, aber eifrig zu Taylor sprach, sichtlich diesem etwas einzureden suchte. Die Wilkins konnte es sich denken, daß er seinen jungen Freund zu einer Veränderung des Platzes zu bewegen versuchte.

Es hatte sich nämlich ziemlich Verdächtiges zugetragen. Früher hatte Taylor weit weg von seinem jetzigen Standorte sein Schießen begonnen, und da hatte sich

Rustin auch in seiner Nähe aufgehalten. So wie Taylor nach und nach sich seinem jetzigen Standorte genähert, hatte auch Rustin den seinigen verändert, war jedoch seinem Vetter immer nahe und — im Rücken geblieben. Dieses Manöver hatten sowohl die Wilkins als auch Deronge beobachtet und — mitgemacht. Beide fürchteten, daß sich bald einmal eine Kugel zu Taylor hin verirren könne.

Dieser selbst schien nicht daran zu denken, daß er eigentlich Grund zur Sorge habe, denn er gab sich fast leidenschaftlich dem allerdings aufregenden Sport hin, der ihm ja auch noch eine Ablenkung von peinlichen Gedanken bedeutete.

Soeben sagte er ungeduldig zu Deronge, der ihn wieder mit seltsamer Dringlichkeit bat, einen anderen Standort zu wählen: „Aber lassen Sie mich doch! Hier stehe ich ja ganz gut." Da machte ihn ein ganz unerwarteter, gellender Pfiff zusammenzucken.

Aber das war nicht die einzige Bewegung, die er machte, die er machen mußte, denn Deronge hatte ihn urplötzlich niedergerissen. „Was —"

Weiter kam der erstaunte Taylor nicht. Über seinem Kopfe pfiff eine Kugel hin. Beim Taubenschießen eine sonderbare Erscheinung, denn man schießt die Tauben doch nicht mit Kugeln!

Endlich begreift er. Erblassend schaut er zu dem nicht weniger bleichen Freund empor, dann richten sich seine Augen scheu dorthin, woher die Kugel gekommen.

Sie sahen nur eine Gruppe von Büschen, denn die beiden Männer dahinter waren von dem Grün verdeckt.

Clarke sagte soeben vergnügt: „Nun — das zweite Dutzend ist jetzt voll. Wieviel haben denn Sie?"

Er senkte dabei das rauchende Gewehr, um es neu

zu laden, während Rustin antwortete: „Ich — ich habe nicht gezählt. Aber ich glaube, ich kann zufrieden sein, trotzdem der Pfiff mich beim letzten Schuß erschreckte."

Auch er füllte wieder die Läufe.

„Was mag denn dieser Pfiff nur bedeutet haben?" sagte Clarke. „Er klang gerade so —"

„Wie ein Polizistenpfiff," vollendete Frau Wilkins den begonnenen Satz. Sie war plötzlich neben den zwei Herren aufgetaucht. „Ich stieß ihn aus," setzte sie hinzu, „denn ich wollte damit etwas verhüten."

Clarke schaute sie verwundert an. „Was denn?"

Sie beachtete ihn nicht. Ihre Augen waren wieder mit dem unangenehmen, scharfen Ausdruck auf Rustin gerichtet, während sie zu ihm sagte: „Nun, Sie wissen ja wohl, was ich damit verhindert habe. Ihre Hand ist unruhig geworden. Vielleicht stellen Sie jetzt das Schießen ein, denn Ihr Vetter" — sie beugte die Zweige der Korkeichenstaude, hinter welcher jetzt sie stand und hinter welcher früher Rustin gestanden, auseinander — „scheint auch davon genug zu haben. Er geht mit Herrn Deronge fort. Da will ich mich den beiden anschließen. Adieu, meine Herren!"

Wie leicht sie plaudert und wie harmlos sie aussieht! Und John Rustin weiß es doch ganz genau, daß ihre Seele ihn einen Mörder nennt.

Aber auch er sieht ganz ruhig aus, nur blaß ist er, sehr blaß. „Ist es Ihnen unangenehm, wenn ich mich Ihnen anschließe?" fragte er artig.

„Ganz im Gegenteil!" erwiderte sie lebhaft. „Ich denke, wir haben ziemlich viel miteinander zu reden."

Die Baumgruppe, unter welcher die Szene sich abspielte, befand sich keine zehn Schritte weit von den Felsen, zwischen denen Frau Wilkins früher Deckung gefunden hatte. Sie ging dieser Stelle zu.

„Was wollen Sie denn da?“ fragte Rustin.

Sie schaute ihm scharf ins Gesicht. „Ihnen den Ort zeigen, von dem aus ich es sah.“

„Was sahen Sie?“

„Wie Sie auf Ihren Vetter zielten.“

Rustin spielte nicht ungeschickt den maßlos Erstaunten. „Sind Sie bei Sinnen, Frau Wilkins?“ fragte er endlich und zeigte jetzt auch Entrüstung, jenes bescheidene Maß von Entrüstung, welches man eventuell einem Narren zeigen würde, der einen eines Mordes beschuldigt.

Aber Frau Wilkins nahm es mit feiner Frechheit auf, und es entwickelte sich folgendes mit äußerster Ruhe geführte Gespräch.

„Sie leugnen also?“

„Ich weise nur eine verrückte Anschuldigung zurück!“ Rustin war aber jetzt ganz grau geworden, und er hatte fast keine Stimme.

„Also lassen wir diesen Fall.“

„Aha! Weil Sie nichts beweisen können!“

„Das ist Tatsache, denn dieses Mordversuches könnte ich Sie nicht überführen.“

„Nun sehen Sie!“

„Ich könnte nur beschwören, daß ich sah, welche Richtung Sie Ihrem Büchsenlaufe gaben.“

„Ich wollte eben eine Taube schießen.“

„Nun, Herr Taylor sieht einer Taube mindestens nicht zum Verwechseln ähnlich.“

„Sie sind die böswilligste Frau, die mir jemals vorgekommen ist. Was tat ich Ihnen, daß Sie derlei Dinge erfinden?“

„Finden wollen Sie sagen. Mir persönlich taten Sie nichts.“

„Aber —“ Rustins Blick wurde lauernd.

„Dem Leben Ihres Vetters stellen Sie nach.“

„Unsinn!“

„Tatsache! Denken Sie an Copiapó.“

Sie fixierte Rustin bei diesem Worte scharf. Aber es war nicht nur ein Wort, es war ein Hieb, unter welchem sogar der junge Schurke zusammenzuckte.

„Ah — jetzt haben Sie die Fassung verloren!“ sagte die Wilkins hohnvoll.

Aber er hatte die verlorene schon wieder. „Unsinn!“ wiederholte er. „Was deuten Sie denn da wieder an?“

Sie griff in die Tasche. „Ich war heute vor dem Frühstück auf dem Postamte, und da erhielt ich diesen Brief.“ Sie hielt ihm einen Umschlag hin, der freilich jetzt leer war, auf dem aber eine chilenische Marke klebte, deren Anblick Rustin sehr unruhig machte. „Kennen Sie einen Doktor Rosario in Copiapó?“ fragte sie dabei.

John Rustin schwieg.

„Oder einen Señor — ich glaube, dort nennt man auch die Straßenräuber so — also einen Señor Antonio di Rivár? Ah — Sie bekommen schon wieder Zuckungen! Woraus ich schließe, daß Señor Rivár richtig ein Bekannter von Ihnen ist.“

Rustin schleuderte der hübschen Frau einen Wutblick zu, aber er redete nicht.

Da fuhr sie, das Schreiben, welches zu dem Umschlag gehörte, entfaltend, fort: „Es wird Sie einiges von dem interessieren, was Doktor Rosario, mit dem ich kürzlich in Korrespondenz getreten bin, mir schreibt. Soll ich lesen?“

„Lesen Sie nur!“ sagte er nach einer Weile.

„Also — unter anderem schreibt er mir, daß Antonio di Rivár verhaftet wurde und folgendes ausgesagt hat: „Ein Herr aus dem Norden hat mich ge-

dungen, den Minenbesitzer Ralph Taylor aus dem Leben zu schaffen. Ich machte einen Versuch, dies auszuführen. Ich gesellte mich bei Menelli — dieser Menelli," erklärte Frau Wilkins, von dem Briefe aufsehend, „hält nämlich ein vornehmes Restaurant in Copiapó; aber das wissen Sie ja besser als ich" — und sie fuhr wieder zu lesen fort: „gesellte mich bei Menelli zu einer Tischgesellschaft, welcher auch Taylor, den man mir vorher gezeigt hatte, angehörte. Ich bot ihm Limonade an, der ich ganz offen einige Tropfen einer Flüssigkeit, die ich bei mir führte, zur „Verbesserung" zusetzte, tat dann, als ob ich auch in mein Glas dasselbe Präparat gäbe, und trank vor ihm. Dann trank auch er. Aber ich hatte ihm wohl zu wenig davon gegeben, denn Taylor wurde von mir nicht getötet." — So das Bekenntnis dieses Ehrenmannes," schloß Frau Wilkins, den Brief wieder zusammenfaltend.

Da machte Rustin eine rasche Bewegung nach ihr hin.

Der Brief aber befand sich schon in Sicherheit.

„O," sagte die Wilkins ruhig, „darauf war ich gefaßt. Ich weiß ja schon, daß Sie gern fremde Briefe lesen. Manil ist deshalb ja ganz nutzlos dem Portefeuille Taylors nachgesprungen, das Sie ins Meer warfen. Der Brief Fräulein Janes war ja nicht mehr darin."

Rustins Gesicht war in diesem Augenblick nicht mehr hübsch. Ein verzerrtes Gesicht, in welchem die Augen glühen und das grauweiß ist, wirkt niemals besonders angenehm.

„Wenn Sie ruhig sein wollen, werde ich Ihnen auch noch sagen, wieso man jenes chilenischen Ehrenmannes habhaft werden konnte. Wollen Sie es hören?"

„Reden Sie immerhin Ihren Unsinn zu Ende," knurrte Rustin.

Sie redete also weiter und erzählte ihm, daß Don José Manzera, der Geschäftsfreund Taylórs, der damals mit ihm und Rivár zu Tische gesessen, den Chilenen einige Zeit nach Taylors Abreise auf der Straße erkannte und festnehmen ließ.

„Sind Sie endlich fertig?“ fragte Rustin höhnisch, als sie schwieg.

„Ich denke, es war doch interessant für Sie?“

Er lachte kurz auf. „Wenn Sie meinten, mich damit ins Bockshorn zu jagen, irrten Sie sich. Das Geschwätz dieses Rivár kümmert mich gar nichts.“

„Nichts?“

„Es enthält keinerlei Beweise, und — Ralph lebt ja noch.“

„Weil er die Feigen nicht aß, die Sie ihm ins Haus schmuggeln wollten.“

„Ich?“ Rustin hatte wieder einen Schlag erhalten. Mit diesem hohnvoll gezischten, nur ein wenig zu spät kommenden „ich“ wollte er ihn parieren.

„Ein schlanker, junger Nordländer —“ begann die Wilkins.

Er lachte hämisch. „Gibt es außer mir nicht auch noch andere schlanke, junge Nordländer?“

„Gewiß — jedoch keinen, der wie Sie ein Interesse an Ralph Taylors Tod hat. Aber Sie haben kein Glück bei diesem Unternehmen. Sie haben ja auch damals fehlgeschossen.“

„Ich?“ Wieder zuckte Rustin zusammen.

Die Wilkins fuhr ruhig fort. „Ja, es war wieder ein schlanker, junger Mann, der damals zwischen den Büschen verschwand; er mußte sich an den Stacheln der Kakteen verwundet haben, denn er schrie auf. Ich nahm, als Sie in New York das Schiff betraten, sogleich an, daß er sich an der linken Hand verletzt hatte,

denn an Ihrem linken Mittelfinger war damals eine frisch verharrschte Schramme zu sehen, die ja auch jetzt noch nicht ganz verschwunden ist."

Rustin starrte die junge Frau an. „Sie — Sie fuhren mit mir herüber?" fragte er verwirrt.

Sie nickte ihm gemütlich zu. „Freilich, und ich habe Sie seither scharf beobachtet."

John knirschte.

„Mit so wunderschönen Zähnen soll man nicht knirschen," belehrte ihn seine Begleiterin sanft, „denn das richtet sie vor der Zeit zu Grunde."

„Sie haben mich beobachtet?" zischte er, die Hände ballend, ihr zu. „Sie haben mich beobachtet?"

„Aber gewiß," lächelte sie ihn an, „das war ja der Zweck meiner Reise. Und es tut mir nicht leid, daß ich sie gemacht habe, denn ich habe sie nicht umsonst gemacht. Ralph Taylors Leben ist jetzt so ziemlich gesichert. Wir werden zu keinem Taubenschießen mehr gehen und werden keine Eislimonade mehr trinken. — Ja, schauen Sie nur! Jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich meine Vorbereitungen traf, denn ich hätte darauf schwören können, Sie wollten ihn nun wieder Limonade trinken lassen. Limonade scheint Ihnen wohl für solche Gelegenheiten das Passendste zu sein?"

„Sie sind —" Rustin konnte nicht vollenden, denn seine Stimme versagte.

Die junge Frau lachte. „Frau Wilkins bin ich, und auch Doktor der Medizin, wenn Sie darauf Wert legen; vor allem aber bin ich immer Frau Wilkins, während John Rustin unter Umständen Reginald Lewis ist."

Rustins Verwirrung stieg immer höher. Seine wahrhaft großartige Verbrecherkühnheit hatte ihn ganz verlassen. Er ging schneller, immer schneller.

Die Wilkins blieb zurück. „Es gibt ja doch noch

ein Wiedersehen!“ sagte sie mit einem harten Lächeln. Dann hielt sie an und pflückte eine rahmgelbe Levkoje, deren kräftigen Duft sie mit Wohlgefallen einsog.

Als Taylor mit Deronge jetzt auf einem Seitenpfade daherkam, ging sie ihnen entgegen. „Er ist vorausgegangen,“ sagte sie, „bleiben wir hübsch beisammen. Alle drei wird er ja doch nicht erschießen wollen!“

„Sie können noch scherzen!“ meinte Taylor düster.

„Ja — ich bemühe mich, die Dinge scherzhaft zu nehmen, sonst müßte ich das Leben überhaupt aufgeben. Aber Sie, Sie können schon ein bißchen tragisch gestimmt sein, denn einerseits will man Sie nicht leben lassen und anderseits stehen Sie, wie ich fürchte, im Begriffe, ganz sinnlos — entschuldigen Sie, ich sagte aber: ganz sinnlos — das Beste, nämlich einen Menschen, der Sie liebt, aufzugeben.“

Taylor schaute sie überrascht an. „Wissen Sie das auch schon?“ sagte er.

Frau Wilkins nickte. „Kein Kunststück,“ sagte sie, „schaut ihnen beiden doch die Liebe, eine jetzt freilich kranke Liebe, aus den Augen. O, Herr Taylor, bewahren Sie sich diese Frau! Ich meine, sie ist es wert, daß man ihr vertraut, trotzdem dieser Ladány und jener exotische König ihr scheinbar nahe stehen.“

Taylor preßte die Lippen aufeinander. Er antwortete nichts.

Es redete überhaupt keines von den dreien mehr, bis sie in Belvedere anlangten. Da aber suchten ihre Augen den, an den sie alle dachten. Sie sahen ihn nirgends. Auch Lavinia war nicht zu sehen. Sie hatte sich an dem Taubenschießen nicht beteiligt und war bei dem Professor und seiner Tochter zurückgeblieben. Aber auch von diesen hatte sie sich, wie berichtet wurde, bald abgesondert, und Martha, die mit Lange einen Spazier-

gang gemacht, sowie Herland, der Frau Clarke und Christensen einen kurzen Vortrag hielt, wußten nicht, was Frau Gerald begonnen habe.

Da trennten sich denn die drei und gingen jeder nach einer anderen Richtung, um sie zu suchen.

Ralph fand sie. Sie hatte sich auf eine einsame Höhe zurückgezogen. Ganz in Gedanken verloren saß sie da, die Hände um das Knie geschlungen, die Augen auf das tief unter ihr blauende Meer geheftet.

Wie traurig ihr liebes Gesicht, ihre süßen Augen waren!

Ralph krampfte sich das Herz zusammen, aber er dachte dabei an seine Mutter, diese Frau von seltenem Feingefühl, von anbetungswürdigster Reinheit. An dieses sein Frauenideal dachte er, als er das wunderschöne, aber von einem seltsamen Geheimnis dunkel umhüllte Weib vor sich sah, das er mit seiner ganzen Seele liebte, und er fragte sich, wie so oft schon in den letzten Tagen, ob Lavinia wirklich das kostbare Kleinod sei, nach welchem er ein solch süßes, ein solch leidenschaftliches Verlangen trug, ob sie es wirklich wert sei, daß ein ehrlicher Mann sich ihr für ein ganzes langes Leben überantworte.

Lange stand er und schaute zu ihr hinüber, die in statuenhafter Ruhe dasaß. Dann kam er langsam näher.

Bis auf wenige Schritte trat er an sie heran, ohne daß sie seine Anwesenheit bemerkte. Denn er ging auf einem dichten, weichen Rasen, der das Geräusch seiner Schritte verschlang. Jetzt aber betrat er felsigen Boden.

Da schaute sie auf, und da fuhr sie empor.

Aber nicht Freude verrieten ihre Mienen, nicht frohe Überraschung, nein, Verlegenheit und Schrecken.

Rasch beugte sie sich zum Boden nieder und hob

auf, was von ihrem Schoß geglitten war. Oder vielmehr, sie wollte es aufheben, denn Ralph war ihr schon zuvorgekommen.

Es war ein Brief, ein von einem Manne adressierter Brief, und der elfenbeinfarbige, sehr vornehme Umschlag trug in seinem Golddruck ein Motto. Ralph konnte es nicht lesen, wenn er dies auch tun wollte, denn was da winzig klein in der linken oberen Ecke des Umschlages gedruckt stand, war in cyrillischer Schrift gedruckt. Dennoch brannte der Brief in Taylors Händen — denn über dem Motto prangte eine Königskrone, und der Umschlag trug eine serbische Marke.

All dies sagten zwei Blicke dem jungen Mann, der jetzt das schon geöffnete Schreiben seiner Empfängerin überreichte, mit zwei ausgespreizten Fingern überreichte wie etwas, das man so wenig als möglich berühren möchte.

Totenblaß starrte Lavinia ihn an.

„Nehmen Sie doch!“ sagte er eisig.

Sie zuckt zusammen und langt dann nach dem Brief.

Er lächelt, als sie ihn langsam in ihre Tasche schiebt.

„Sie fragen gar nicht?“ beginnt sie stockend mit zitternden Lippen und zitterndem Herzen.

Rasch fällt er ihr in die Rede mit einem Lächeln, das ihr das Blut bis in die Schläfen jagt: „Ich frage nicht. Wie könnte man sich nach derlei Dingen erkundigen?“

Wie weh einem doch ein Mensch tun kann — freilich nur ein geliebter Mensch!

Lavinia spürt tatsächlich auch einen körperlichen Schmerz. Unbewußt fährt sie sich über die Herzgegend, Ralph dabei immer erschrocken anstarrend. Dann wendet sie sich langsam von ihm ab.

Jetzt kommt er zu sich, jetzt denkt er plötzlich an die

Worte, an den Rat der Wilkins, und die Liebe ist wieder obenauf.

„Lavinia,“ beginnt er schwer atmend, „ich frage jetzt doch, ob Sie mir nichts, gar nichts zu sagen haben?“

Lavinia wendet sich ihm wieder zu. Ihr Gesicht ist wie versteint. Aber es drückt jetzt nicht nur Leid, es drückt auch Stolz aus. „Nein, Ralph, jetzt habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen.“

Ganz ruhig redet sie, aber ihre Stimme ist klanglos, so wie ihre Augen ohne Glanz sind. Sie langt nach ihrem Sonnenschirm, der neben dem Felsblock lehnt, auf welchem sie gesessen, und schickt sich an zu gehen.

Da vertritt er ihr den Weg. Was an Leidenschaft in ihm ist, ist jetzt munter. „O doch,“ keucht er förmlich, „doch, Lavinia! Sie werden reden! Sie werden es der Mühe wert finden, mir Aufklärung zu geben, denn — ich — ich liebe Sie ja!“

Langsam weicht sie von ihm zurück. Jetzt ist sie eiskalt, denn jetzt erinnert Ralph sie an Milan. Den Kopf hoch erhebend sagt sie so recht von oben herab: „O, Herr Taylor, für diese Art Liebe habe ich kein Verständnis. So liebt mich der andere auch, um dessentwillen Sie mich beleidigen. Ich aber erkenne nur eine Liebe an, die vertraut, die über jedes Hindernis hinwegkommt, die es gar nicht für möglich findet, daß die Geliebte — ehrlos sein könnte. So — und jetzt lassen Sie mich gehen. Ich denke, wir sind fertig miteinander.“

„Lavinia!“

„Nun?“

„Gehen Sie nicht so von mir!“

Die junge Frau lächelt bitter. „O,“ sagt sie, „meinten Sie, daß ich für immer von Ihnen gehe?

Ach nein, solch ein Abschied wäre mir zu theatralisch. Ich will ja nur allein zu unserer Gesellschaft zurückkehren. Sie haben mich eben nicht gefunden. Da wir beide es aber jetzt wissen, daß wir nie, niemals einander näher stehen werden, können wir in aller Ruhe diese — angenehme Reise nebeneinander beenden. Ich wünsche nämlich nicht, zum Gespötte unserer Schiffsbekannten zu werden, und hasse überhaupt alles Aufsehen, hasse es auch für Sie, der Sie ja so ungemein feinfühlig sind. Also — es bleibt alles, wie es ist. Trachten Sie jedoch, daß wir bald auf die „Savoia" kommen, denn mir ist nicht gut."

Kühl und bitter, wie sie begonnen, beendete sie ihre Rede, dann ging sie, ohne auch nur einen Blick nach ihm zu tun, dem es zu Mute war, als habe er den Boden unter den Füßen verloren, als sei es plötzlich dämmerig um ihn geworden.

Er kehrte erst eine gute Weile später zur Gesellschaft zurück. Dort sagte die Wilkins ihm, daß sie Frau Gerald soeben im Garten des Wirtes entdeckte, wo jene argen Kopfschmerzes halber einen stillen Winkel aufgesucht habe. Und Deronge teilte ihm mit, daß er in Erfahrung gebracht habe, Rustin sei vorhin schon nach Syrakus zurückgekehrt. —

Zwei Stunden später befanden sich alle an Bord.

Und doch nicht alle, denn als man sich zu Tische setzte, fehlten Rustin und Frau Wilkins. —

Vierundzwanzig Stunden später verließ die „Savoia" den Hafen.

— — — — — — — — — — — —

Am frühen Morgen des nächsten Tages befand sich Ladány in übelster Laune und in großer Unruhe. Er suchte nach etwas, suchte mit krampfhafter Hast danach. Er hatte schon seine ganze Kabine durchwühlt, hatte

überall, auf dem Verdeck, im Salon und in der Kajüte Nachschau gehalten — und nicht gefunden, wonach er suchte.

Jetzt trat er, ganz in seinen tiefen Ärger verbissen, zum soundsovielten Male vor seine Tür, um abermals das Schiff zu durchlaufen.

Da hielt Frau Wilkins ihn an. Sie war soeben aus ihrer Kabine getreten. „Sie suchen wohl die Zeitungen, welche Sie sich gestern abend im Postgebäude abholten?" fragte sie, ihn spöttisch betrachtend.

Es war aber auch der Mühe wert, ihn anzusehen. Er zeigte jetzt sein eigentliches Gesicht. Das anerzogene Glatte war ganz daraus geschwunden, und der ungarische Edelmann sah jetzt wie ein ungarischer Straßenräuber aus — so wild, so trotzig, so drohend.

Frau Wilkins fürchtete sich indessen gar nicht vor ihm. Sie lächelte, während sie sagte: „Suchen Sie nicht mehr!"

Ladány ballte die Hände. „Haben Sie die Blätter?" raunte er ihr zu.

Sie nickte.

„Geben Sie sofort zurück, was nicht Ihnen gehört!"

„Fällt mir gar nicht ein. Wofür hätte ich die Blätter denn an mich genommen?"

„Gestohlen wollen Sie sagen."

„Ah, streiten wir doch nicht um Worte!"

Die Wilkins ließ sich nicht aus ihrer Ruhe bringen. Sie zündete sich jetzt die Zigarette an, welche sie schon in der Hand hielt, denn es war ihre Gewohnheit, vor dem Frühstück eine Zigarette zu rauchen. Sie hatte sich dies in den Tagen angewöhnt, in denen sie als fleißige Studentin schon in den frühesten Tagesstunden am Seziertische gestanden. Da war es ihr zum Bedürfnis geworden, eine Zigarette zu rauchen, ehe sie ihr erstes Mahl einnahm.

„Also, Sie geben mir die Zeitungen nicht freiwillig zurück?“ sagte Ladány in drohendem Tone.

Sie schüttelte seelenruhig den hübschen, mit kurzem Gelock bedeckten Kopf. „Nicht freiwillig und nicht gezwungen,“ entgegnete sie, die Asche ihrer Zigarette abstreifend, „denn natürlich können Sie mich nicht zwingen, Ihnen diese Blätter zurückzugeben. Es wüßte es ja dann jeder hier, daß Sie der Verfasser des Artikels sind, der gegen Frau Geralds Ehre gerichtet ist.“

Er wußte darauf nichts zu erwidern. Grimmig an den Lippen nagend starrte er sie an, endlich fragte er: „Von welchem Artikel reden Sie?“

Jetzt lachte die Wilkins laut auf. „Tun Sie doch nicht, als ob Sie nicht ganz genau wüßten, wovon ich rede. Als Sie gestern am Schalter die Zeitungen in Empfang nahmen, war ich — es war wirklich nur Zufall — in Ihrer Nähe. Da sah ich — und das war nicht mehr Zufall, denn ich beobachte Sie schon etliche Tage nicht ohne Interesse — da sah ich also, daß Ihr Gesicht nichts Gutes ausdrückte, und setzte es mir sogleich zur Aufgabe, sobald als möglich nachzusehen, was denn diese Zeitungen enthielten. Den Titel hatte ich zum größten Teil wenigstens lesen können, denn der Kopf der Zeitungen reichte über das Kreuzband hinaus, und so erkundigte ich mich sogleich, was für eine Art Blatt dies wohl sei. Es ist ein Winkelblatt, das gern Skandal bringt.“

Wieder streifte Frau Wilkins die Asche ihrer Zigarette ab, und diese Pause benützte Ladány zu einer Frage.

„Können Sie Italienisch?“ forschte er scheinbar ein wenig unvermittelt und doch, wie die Wilkins dachte, ganz bei der Sache bleibend.

„Nein,“ antwortete sie, „ohne Hilfsbuch wenigstens

kann ich nicht Italienisch lesen. Aber ich habe solch ein Hilfsbuch bei mir, und da holte ich mir, während Sie auf Deck mit Frau Mengs über den Nachthimmel schwärmten, die Zeitungen aus Ihrer Kabine. Ich verbrachte dann zwei Stunden damit, den betreffenden Artikel zu entziffern. Ich kann Ihnen sagen, es ist ein infamer Artikel. Wie die Stimmung derzeit zwischen Frau Gerald und Herrn Taylor ist, hätten diese schmachvollen, nicht übel berechneten Zeilen die beiden vielleicht getrennt. Es ist also sehr gut, daß Sie diese Ihre vermutlich einzige literarische Leistung Herrn Taylor nicht unterbreiten können."

„Mit welchem Recht —" hub Ladány mit ganz falsch angewendetem Pathos an. Er wollte auf diese Weise seine Wut maskieren.

Frau Wilkins lachte ihm ins Gesicht. „Einer, der solche Artikel schreibt, soll von Recht lieber nicht reden," meinte sie. „Jedenfalls täten Sie von jetzt an klug, wenn Sie die eigentümliche Stellung, welche Sie Frau Gerald gegenüber einnehmen, aufgeben würden, denn die Dame hat hier Freunde, welche Ihnen sehr bald ernstlich unangenehm werden dürften."

Damit drehte sie Ladány den Rücken und begab sich in die Kajüte, woselbst die anderen schon beim Frühstück saßen.

Rustin aber hatte sich noch immer auf der „Savoia" nicht eingefunden. Diejenigen, welche seine Persönlichkeit interessierte, wußten auch schon, daß er nicht mehr kommen würde, denn er hatte gestern sogleich nach seiner Ankunft seine Reiseeffekten ans Land schaffen lassen.

Das hatte man durch einen der Matrosen erfahren, und daraufhin war eben auch die Wilkins ans Land gegangen. Am späten Abend war sie dann zurück-

gekehrt und hatte mit Taylor und Deronge eine kurze Unterredung gehabt, wonach auch ihr Gepäck aus dem Schiffe gebracht wurde.

Sie selbst aber blieb noch auf der „Savoia“, um zu verhindern, daß Lavinia durch die Zeitungen Ladánys ein Leid geschähe, und um noch ein bißchen zu beobachten.

Lavinia tat ihr unsäglich leid.

Wohl zeigte sich die junge Frau lebhaft und heiter und war geselliger denn je, und niemand merkte es ihr an, daß jede Stunde ihr zur Qual wurde. Die Wilkins freilich glaubte nicht recht an diese Heiterkeit und Ruhe, denn ihren an Beobachtung gewöhnten Augen entging es nicht, daß Lavinia eine Rolle spielte, sie allerdings ganz ausgezeichnet spielte, weit besser jedenfalls als Taylor, dem das Leid und die Ruhelosigkeit gar deutlich anzumerken waren.

„Es muß etwas Entscheidendes zwischen den beiden vorgefallen sein,“ sagte Deronge zur Wilkins, die vor ihm und vor welcher er kein Geheimnis mehr hatte.

Sie befanden sich, etwas abgesondert von der anderen Gesellschaft, im Salon.

Frau Wilkins seufzte. „Ich fürchte, er ist daran, sein Glück zu verspielen,“ antwortete sie, mitleidig auf das Paar schauend, von welchem soeben die Rede war.

Taylor und Lavinia saßen unweit von ihnen. Die junge Frau plauderte heiter mit der Professorin, nur stimmte der müde Zug in ihrem Gesichte nicht zu dieser Heiterkeit. Taylor beteiligte sich nicht an dem Gespräche; seine Augen waren mit suchendem, traurigem Ausdruck auf Lavinia gerichtet, die aber keinen Blick für ihn hatte.

„Also werden Sie in Ihr Vaterland zurückkehren?“ hörten Deronge und die Wilkins die Professorin zu

Lavinia sagen. Und diese antwortete ganz im Gegensatz zu dem, was sie unlängst zu Ladány gesagt: „Ich werde mit meiner Mutter in Graz leben — es ist ihre Vaterstadt. Die meinige, Belgrad, ist mir durch unangenehme Vorkommnisse verleidet worden; ich werde daher kaum jemals nach Serbien zurückkehren, sondern in Österreich bleiben."

„Nun, das ist deutlich!" sagte Deronge. „Es ist also aus zwischen ihnen."

„Oder die beiden glauben wenigstens, daß es zwischen ihnen aus ist," meinte Frau Wilkins lächelnd.

Der Franzose blieb aber verstimmt, und er hatte guten Grund dazu, denn wiewohl er Milan ersucht hatte, ihm nach Syrakus Antwort zu geben, war eine solche nicht eingetroffen.

Daß der König an Lavinia geschrieben, davon hatte diese Deronge nichts gesagt.

Milans Brief war gar zu warm gewesen.

Zwanzigstes Kapitel.

Über dem See lag ein feiner Nebel. Auch durch die Niederungen des Parkes zog er, der Robinson Taylors Villa so wertvoll machte und der in seinem bunten Laubgewande jetzt so wunderschön war.

Diese Schönheit genoß, so konnte man meinen, derzeit Jane, die mit Barry im Parke spazieren ging. Wer die junge Dame genauer beobachtet hätte, würde aber bald gemerkt haben, daß ihre Züge zu ernst seien für harmlosen Naturgenuß, und daß ihre Augen unmöglich solch nachdenklichen Ausdruck angenommen haben konnten bei der Betrachtung der Buntheit, die sich vor ihr ausbreitete. Jane hatte denn auch einen ganz anderen Grund für ihre sorgenvolle Stimmung.

Er lag in dem Schreiben, das sie heute morgen durch die Smith erhalten hatte, darin ihr Ralph von den ihn betreffenden Vorgängen auf der „Savoia“ berichtete und worin er sie bat, ihm nach Athen unter den Anfangs- und Endbuchstaben des Wortes „Verdacht“ genau zu berichten, ob daheim irgend etwas Besonderes vorgegangen sei, und vor allem, wie es mit Onkel Robinsons Gesundheit stehe.

Jane war nicht übermäßig überrascht bezüglich der Beweise von Johns Schlechtigkeit, denn sie war seit jener Explosion im Laboratorium ohnehin davon überzeugt, daß John diese herbeigeführt hatte.

Überrascht also war sie von Ralphs Nachrichten nicht, wohl aber schwer bedrückt, und deshalb hatte sie die Einsamkeit des weiten Parkes aufgesucht.

Sie liebte überhaupt in letzter Zeit die Einsamkeit. Jedenfalls entzog sie sich nach Möglichkeit der Gesellschaft ihrer Tante und auch derjenigen Lydias, denn sie hatte begonnen, die erstere zu hassen und letztere zu bemitleiden. Und vor etlichen Tagen hatte sie eine Entdeckung gemacht, welche ihre Gedanken nun ganz in Anspruch nahm, und welche sie doch nur zweien hätte mitteilen können. Diese zwei waren Ralph und Doktor Stanhope. Beide aber waren nicht bei ihr. An Ralph konnte sie nicht sogleich telegraphieren, da sie wußte, daß irgendwelche Nachricht ihn ja doch erst bei seiner Ankunft in Athen treffen konnte, und wo Stanhope sich augenblicklich aufhielt, das wußte sie nicht. Er hatte sich einen Urlaub genommen, um wieder einmal der Reihe nach seine ziemlich zahlreichen und zerstreut lebenden Geschwister zu besuchen. Übrigens sollte er in den nächsten Tagen heimkommen. Da mußte Jane also mit ihren Mitteilungen schon warten.

Diese bezogen sich zunächst auf den Brand im La-

boratorium. Gleich nach Ralphs Abreise hatte man mit der Wegräumung alles dessen, das die Flammen zerstört hatten, begonnen. Jane hatte dieser Arbeit beigewohnt und war über die Bemerkung zweier Diener verwundert gewesen. Der eine hatte nämlich die Bemerkung gemacht, daß unter der Schuttmasse und unter den vielen Glasscherben sich auch eine Menge Nägel befänden, und der andere hatte bezüglich einer zerschmetterten Blechbüchse gemeint, daß er sich nicht vorstellen könne, was diese in dem Laboratorium zu tun gehabt haben solle.

Seit heute begriff Jane alles. Wieder war sie beim Laboratorium gewesen, das jetzt ein leerer Raum war, in welchem Glaser und Anstreicher arbeiteten. Es mußten ja sämtliche Fensterrahmen gestrichen und neu eingeglast werden. Ein Weilchen hatte Jane den Leuten zugeschaut und dabei recht Merkwürdiges entdeckt.

Es war eine, oder eigentlich waren es zwei Winzigkeiten, die aber, mit anderen zusammengestellt, ungemein bedeutungsvoll wurden.

Das Laboratorium hatte nur ein Erdgeschoß. Man konnte, draußen stehend, bequem hereinsehen. Jane stand draußen und schaute zu, wie der eine der Anstreicher das Fenster aushob und es seinem Genossen reichte.

„Da schau," sagte dieser, „hier unten, knapp am Rande, ist gerade solch eine Lücke wie bei dem inneren Fensterflügel."

„Ja," antwortete der andere, nachdem er die nicht einmal bleistiftdicke Lücke beaugenscheinigt hatte, „du hast recht, und auch hier ist der Rand angesengt. Da ist wohl einmal ein sich erhitzender Draht ins Freie geleitet worden. In so einem Laboratorium kommt ja mancherlei Absonderliches vor."

Es kam soeben auch etwas Absonderliches vor.

Die hübsche junge Dame, die den Arbeitern so gerne zusah und so freundlich zu ihnen war, erblaßte gerade jetzt so auffallend, daß der eine Arbeiter, der es bemerkt hatte, ihr schon beispringen wollte; aber sie schüttelte den Kopf und ging mit ihrem schönen Hund weiter. Und seither suchte sie noch mehr die Einsamkeit, und sie mußte immer an die Blechbüchse denken, deren Reste man nach der Explosion gefunden hatte und die sie früher nie im Laboratorium gesehen hatte, und an die Nägel, die man aus allen Winkeln zusammengekehrt und an die beiden frischgebohrten Löcher in den Fensterflügeln, und daran, daß die Ränder jener Lücken angebrannt waren. Für Jane gab es keinen Zweifel mehr darüber, daß eine wohlvorbereitete Explosion das Innere des Laboratoriums zerstört hatte — gerade zu einer Zeit zerstört hatte, in welcher Ralph, von John dazu eingeladen, sich darin hätte befinden sollen.

So dachte Jane, während sie an diesem schönen Herbsttage im Parke spazieren ging, und dachte dazwischen auch an den heute erhaltenen Brief Ralphs und daran, daß Onkel Robinson ja doch einmal von all diesen Dingen erfahren müsse.

An einer Wegbiegung angelangt, erblickte sie plötzlich ihren Oheim vor sich. Er sah heute wohler aus als sonst, viel wohler.

Dies bemerkend, dachte Jane daran, ihm sogleich den Inhalt von Ralphs Brief mitzuteilen. Erfahren mußte er ihn ja doch einmal — und heute konnte es eher als sonst gewagt werden, mit ihm von Aufregendem zu sprechen. Und so redete sie denn mit dem alten Manne.

Aber sie redete nicht nur über den Brief mit ihm, sie redete auch von dem Brande des Laboratoriums, an den man kaum mehr dachte, und sie redete davon,

was sie als Ursache dieses Brandes annehme, und davon, welchen Zweck sie diesem Brande unterlege.

Bald sah Robinson Taylor nicht mehr gut aus, und bald machte sich die junge Dame doch Vorwürfe darüber, daß ihre Lebhaftigkeit sie mehr hatte sprechen lassen, als sie anfangs gewollt.

Selber blaß und unruhig geworden, ging sie schließlich schweigend neben ihrem Onkel her, als er sich langsam dem Hause zuwandte, und ängstlich glitten ihre Blicke über den nun wieder recht verfallen aussehenden Mann.

„Onkel, es ist jetzt Zeit, daß du dir Ruhe gönnst," sagte Jane voll Sorge, als sie neben dem müden Mann die Halle betrat, und schon wollte sie ihn zu seinem Lieblingssitz geleiten, aber er schüttelte den Kopf.

„Ich muß jedenfalls noch mit deiner Tante sprechen," seufzte er. „Es wird entsetzlich für sie sein."

Und er sprach mit seiner Frau. Wohl zwei Stunden war er bei ihr, indessen Jane ruhelos in der Halle auf und nieder ging und daran dachte, was wohl die beiden da oben empfinden würden, wenn sie den Inhalt von Ralphs letztem Brief erführen, denn heute, da Onkel Robinson so erschüttert war, hatte sie es nicht gewagt, ihm auch noch zu sagen, was alles während Ralphs Reise vorgegangen war. „Aber irgend einmal wird er es doch erfahren müssen," sagte sie in ihrer Versunkenheit unbewußt laut vor sich hin.

„Wer wird was irgend einmal erfahren müssen?" fragte da Stanhopes klangvolle Stimme.

Urplötzlich war ein sonniges Lächeln in Janes liebem Gesichte, aber so schnell es gekommen war, so schnell verging es auch wieder, und als sie ihre Hand in die des Doktors legte, brach sie plötzlich in Weinen aus.

„Ja, was gibt es denn? Jane, liebe, liebe Jane! So fassen Sie sich doch! Kann ich Ihnen nicht helfen?"

Sie wußte nicht, welche tiefe Sehnsucht ihn, als er so fragte, aus ihren Augen anschaute. Er aber las jetzt deutlicher als je früher in ihrer Seele, und deshalb legte er den Arm um ihre Schultern und zog sie an sich.

„Meine Jane — du und ich, so ziemlich allein in der Welt — ich meine, wir gehören zusammen. Willst du mein sein? Bist du froh in meiner Liebe? Fällt alles Fürchten von dir ab unter meinem Schutz? — Dann sage, daß du mir gehören willst.“

Voll Ernst, voll Liebe fragte so sein Mund, fragten so seine warmen, lieben Augen, und alles Fürchten fiel von ihr ab, und froh, unsäglich froh wurde ihre Seele.

„Richard, o mein Richard!“ sagte sie leise und lehnte ihr Haupt an seine Brust, und Barry schaute aufmerksam zu ihnen empor.

Das war die Verlobung Jane Taylors mit Doktor Richard Stanhope; sie wurde in ziemlich seltsamer Weise und in einer eigentlich ganz unpassenden Stunde gefeiert.

Letzteres kam der jungen Dame schließlich zum Bewußtsein, und da erzählte sie ihrem Verlobten alles, was zwischen Ralph und John vorgegangen war.

Recht ernst werdend, hörte Stanhope ihr zu. „Und er selber hat sich seinen Todfeind zum Reisegefährten gewählt!“ bemerkte er schließlich bitter lächelnd.

„Er hat aber auch noch jemand mitgenommen, und das beruhigt mich.“

„Wen denn?“

„Eine Dame.“

„Eine Dame?“

„Ja, man hat sie ihm empfohlen. Frau Ruth Wilkins.“

Stanhopes Gesicht erhellte sich. „Ruth Wilkins!“

sagte er lebhaft. „O, wenn die bei ihm ist, bin ich ziemlich ohne Sorge um ihn. Aber da ist John schlimm daran. Die Wilkins hat noch jeden dingfest gemacht, hinter welchem sie her war. Ich schätze sie hoch — als Weib und als Kollegin."

„Als Kollegin?" Jane war sehr erstaunt darüber, daß Stanhope diese Wilkins kannte und Kollegin nannte.

„Ja. Sie ist Arzt wie ich. Sie hat drei Jahre mit großem Erfolg praktiziert," sagte er.

Janes Erstaunen stieg immer höher. „Und jetzt macht sie solche Fahrten?"

„Ja, denn ein wütender Haß vor dem Schlechten hatte sie plötzlich erfaßt."

„Weshalb?"

„Sie war ein Jahr lang etwa die Gattin eines von ihr leidenschaftlich geliebten Mannes und —"

„Nun?"

„Dann stellte es sich heraus, daß ihr Abgott ein schon mehrmals abscheulicher Verbrechen halber abgestrafter Mensch war, der schon verheiratet und aus dem Zuchthause entsprungen war."

„Entsetzlich!"

„Er wurde festgenommen, brach wieder aus, wurde verfolgt, erwürgte einen Gefangenwärter und wurde gehenkt."

„Gräßlich! Woher weißt du das alles?"

„Ich erfuhr es von Ralphs Freund, dem Doktor Neville. Seitdem hat Ruth Wilkins wieder ihren Mädchennamen angenommen."

„Arme Frau!"

„Wahrlich eine arme Frau! Denn sie hat ein warmes Herz, trotzdem sie jetzt gern tut, als sei es versteint und vereist."

— — — — — — — — — — — —

Zur selben Stunde gab es ganz nahe von den beiden eine andere arme, sehr arme Frau, eine Mutter, der ein alter Mann Entsetzliches sagte, das Entsetzlichste, was man einer Mutter sagen kann.

Frau Taylor war über das, was ihr Gatte ihr mitteilte, einer Ohnmacht nahe, aber sie kämpfte mit aller Macht gegen die körperliche Schwäche. Sie mußte, o sie mußte alles erfahren, mußte auch zu erfahren suchen, was ihr Mann gegen John vorhatte, und als sie dies wußte, war sie nicht mehr nur eine arme Frau, denn nun regte sich in ihr die Mutterliebe in ihrer tragischesten Gestalt, nun war sie bereit, für ihren Sohn das größte Opfer zu bringen, das ein Mensch bringen kann, war sie bereit, um John zu retten, selbst eine Verbrecherin zu werden.

Robinson Taylor war, während er mit ihr redete, in immer größeren Zorn gekommen, warf es ihr in bitterster Weise vor, daß ihre maßlose Liebe zu John allein schuld sei an seinem moralischen Niedergang, und als er ihr gar nichts mehr noch Bittereres zu sagen hatte, zwang er sie, an John zu schreiben, und zwar nach seinem Diktat zu schreiben.

In diesem kurzen Briefe wurde John befohlen, sofort heimzukommen.

Den Brief an sich nehmend, sagte Taylor bitter: „So — der geht sofort ab. Erst wenn ich John weit weg von Ralph weiß, werde ich wieder ruhig sein, so ruhig, als man es eben sein kann, wenn man einen Mordbuben in der Familie hat.“

Frau Taylor saß ganz still da. Sie hatte von Anfang an schon nicht viel geredet, denn sie spürte, daß sie ihren Mann nicht noch mehr aufbringen dürfe. Seit sie den Brief geschrieben, schien sie jedoch wie erstarrt zu sein.

Jetzt faltete sie die Hände und schaute Taylor angstvoll an. „Was wirst du tun, wenn John heimkommt?“ fragte sie zitternd.

Taylor blieb dicht vor ihr stehen. „Höre mich an,“ begann er kalt. „Du wirst verhindern, daß er noch eine zweite ähnliche Tat versucht, denn das Leben wenigstens wollen wir Ralph lassen, wenn wir — ich sage „wir“, denn du hast mich mit deiner Geldgier dazu gebracht — wenn wir ihn schon in seinem Vermögen schädigten. John wird, solange ich es für gut finde, hier unter meinen Augen leben — und tut er nicht gut oder macht er sich irgendwie verdächtig, dann zeige ich selber ihn den Gerichten an. Dein Herzblatt wird dann im Zuchthause enden, wie er es verdient.“

Frau Taylor stand plötzlich hochaufgerichtet vor ihrem Gatten. Mit funkelnden Augen ihn anstarrend, zischte sie: „Du — du selber würdest ihn ausliefern?“

„Erbarmungslos! Darum mache, daß er mich nicht dazu zwingt.“

„Robin!“

„Keine Szene! Du weißt“ — Taylor lachte hohnvoll auf — „ich bin ein alter, kränklicher Mann und brauche Ruhe!“

Und immer noch so gräßlich lachend ging er aus dem Zimmer.

Mit wild verzerrtem Gesichte schaute seine Frau ihm nach, dann streckte sie die Arme aus und schüttelte die Fäuste, und dabei murmelte sie: „Du, du wirst ihn nicht ausliefern, dafür will ich schon sorgen!“

Noch eine gute Weile stand sie so da, vor Wut bebend und von einer gräßlichen Angst verzehrt, denn der furchtbare Entschluß, den sie bei Taylors Drohung gefaßt, wollte nicht sogleich in ihrer Seele Wurzel fassen.

Dann aber wurde sie ruhig, schrecklich ruhig. Sie

trat zu ihrem Schreibtisch, über welchem eine große Photographie hing. Diese stellte John in seinem Knabenalter dar. Ein wunderhübsches, trotziges Kindergesicht schaute ihr entgegen. Sie betrachtete es lange, ihre Lippen öffneten sich zu einem Lächeln, ihre Augen begannen zu glänzen, ihre Brust hob sich unter einem tiefen Atemholen. „Mein Liebling! Mein Teuerstes!" flüsterte sie und streckte sehnsüchtig die Arme nach dem aus, an den sie jetzt wie immer dachte, dann ließ sie sich an dem Schreibtische nieder und begann einen Brief.

Sie war bald fertig mit dem Schreiben, das sie Athen postlagernd adressierte, und welches John vor einer Rückkehr nach Amerika warnte. Den Brief in ihre Tasche versenkend, erhob sie sich, verschloß die Zimmertür und trat dann an einen großen Schrank heran. Im ganzen Hause wußte nur sie, was dieser Schrank umschloß. Sie öffnete ihn, und es zeigte sich ein großes Fach, in welchem eine hübschgearbeitete Truhe aus Ebenholz stand.

Diese entnahm sie dem Schrank und stellte sie auf die Platte des Schreibtisches.

Nachdem sie auf eine Feder gedrückt, öffnete sich der Deckel der Truhe, und als sie ihn zurückschlug, schaute ihr eine Menge kleiner Fächer entgegen, in deren jedem sich Büchsen oder Fläschchen befanden. Jedes der Gefäße war mit einem Papier beklebt, darauf in kleiner Schrift der Name des Mittels genannt und notiert war, welche Wirkung es hatte, wogegen es zu geben sei und welche Dosen davon verabreicht werden dürften. Rustin, ihr verstorbener erster Mann, war, wie schon erwähnt, Apotheker und ein berühmter Toxikologe gewesen, und dieses Kästchen seltener Gifte war außer seinen Kindern das Wertvollste, das er seiner Witwe hinterließ.

Robinson Taylor freilich legte gar keinen Wert auf diese seltsame Mitgift seiner Frau; sie aber, die ihren ersten Gatten leidenschaftlich geliebt, hatte sich von diesem ihm so teuer gewesenen Teil seiner Verlassenschaft nicht trennen mögen und hatte die Truhe sorgfältig in ihrem Schranke verschlossen. Jetzt sollte deren Inhalt ihr in ihrer Verzweiflung dazu dienen, den Sohn des Verstorbenen vor Verfolgung zu sichern.

Die verblendete Frau war schon so weit, ihr Vorhaben einfach für heroisch zu halten. Mit ruhiger Hand hatte sie die Truhe geöffnet, und ruhig war der Blick, den sie hineinwarf. Plötzlich aber drückte er Spannung aus, und das Gesicht der Frau wurde aschfarben. Sie starrte auf eines der kleinen Fächer. Alle waren besetzt gewesen, jetzt war eines von ihnen leer.

Und weil die Gedanken sich in bedeutenden Momenten des Lebens oft ganz merkwürdig schnell und bedeutsam vergesellschaften, kommt man in solchen Momenten oft ebenso rasch als sicher zur Verwertung der sich einstellenden Erinnerungen.

So geschah es auch Frau Taylor in dieser für sie so bedeutsamen Stunde.

Sie sah sich wieder, wie sie an einem der letzten Wintertage in ihr Zimmer tritt und sich über John wundert, der ihr blaß und sichtlich erregt entgegenkommt. „Was ist dir?“ fragt sie. Er antwortet nicht, sondern drängt sie zur Seite und geht hinaus. Sie ist besorgt, aber auch verwundert. Was hat er denn in ihrem Zimmer gesucht? Sie selbst nicht, denn er wußte, daß sie bei einem Besuch im Salon weilte. Also was? Sie hat noch einmal Ursache, sich zu wundern. Der Schrank ist offen. Seine Türen sind nur angelehnt. Es ist ihr unangenehm, denn in diesem Schrank verwahrt sie ihren Schmuck und alles, was sich auf ihre glückliche

Vergangenheit bezieht. Es ist ihr ganz unbegreiflich, daß sie den Schlüssel daran hatte stecken lassen können. Sie schaut in dem Schrank nach. Was hat er sich wohl angeeignet? Es ist alles da. Die Mutter Johns beruhigt sich immer sehr bald, wenn es gilt, schlechten Streichen ihres Lieblings nicht nachzuspüren. —

Dieser Vorgänge erinnert sich jetzt Frau Taylor und weiß plötzlich ganz bestimmt, was John damals in ihrem Zimmer, in ihrem Schranke gesucht hat.

Es werden ihr dabei die Füße schwach. Sie muß sich setzen, sie muß auch weinen.

Aber wieder ringt sie alles, was noch weich und was noch Gewissen in ihr ist, nieder und zwingt sich zu der unheilvollen Entschlossenheit, die allein jetzt ihren Sohn retten kann.

— — — — — — — — — — — —

Am darauffolgenden Abend wurde Doktor Stanhope durch den Gärtner rasch von Pullman herübergeholt. Robinson Taylor war von einem zweiten Schlaganfall betroffen worden.

Jane ging ihrem Verlobten weinend entgegen, als er nach der Untersuchung des Kranken in die Halle kam. „Ist's sehr arg? Richard! Ah, ich hab's gefürchtet, daß das Schreckliche wiederkommen wird. Er hat sich ja heute so sehr aufgeregt."

So klagte sie, erschrocken über den Ernst in ihres Verlobten Gesicht, der merkwürdigerweise eine verdeckte Schale mit sich brachte.

Auch Lydia, die verstört in einem Winkel hockte, schaute gespannt auf den Doktor und war nicht wenig verwundert über dessen Eile und darüber, daß er Jane schweigend aus der Halle führte, vor deren Tür der Gärtner das Pferd Stanhopes auf und ab führte.

„Ja, es ist sehr arg," sagte der Doktor draußen zu

Jane. Der Gärtner war gerade weit genug weg von ihnen, daß er nicht hören konnte, was geredet wurde. „Ja, es ist sehr arg — und es ist kein Schlaganfall. Aber ich hoffe, daß Taylor noch zu helfen ist. Du verlässest ihn keinen Augenblick, hörst du — keinen Augenblick. In einer halben Stunde bin ich wieder hier. Die warme Milch muß er von zehn zu zehn Minuten trinken, sonst ist einstweilen nichts zu tun. Einmal hat er sich schon erbrochen," setzte er, auf die Schale deutend, hinzu.

Da faßte Jane seinen Arm. „Was heißt das? Du willst das untersuchen?"

Er nickte. „Das heißt, daß dein Onkel Gift genommen oder erhalten hat."

Eine Minute später war Stanhope schon auf dem Wege nach der Stadt, und Jane saß neben ihrem Onkel, der merkwürdig verfallen in seinen Kissen lag.

Frau Taylor, die im Zimmer war, hatte ganz sanft gesagt: „Bleib doch unten, Kind, ich genüge ja zur Pflege."

Da hatte Jane sie angeblickt, ganz merkwürdig angeblickt — und hatte sich dann wortlos an das Bett gesetzt.

Daraufhin war Frau Taylor ebenso wortlos hinausgegangen.

Die Nacht aber durchwachte Stanhope bei dem Kranken.

Das war am letzten Tage des September geschehen. Am 2. Oktober war Robinson Taylor schon kräftig genug, Stanhope im Beisein Janes zuerst einen Brief an Ralph und dann sein Testament zu diktieren.

„Da mich zum zweiten Male der Schlag getroffen," sagte der über seinen Zustand Getäuschte mit schwerer Zunge, „ist es wohl die höchste Zeit für mich, Ordnung zu machen, soweit ich noch Ordnung machen kann."

In seinem Brief bekannte er seinem Neffen, wie schlimm er mit seinem Gelde gewirtschaftet hatte, und bat ihn, er möge ihm vergeben. In seinem Testamente setzte er ihn zum Erben alles dessen ein, was nominell noch sein, Robinson Taylors, Eigentum war, und flehte ihn an, seine Tante und Lydia nicht in Armut verkommen zu lassen.

Während der Abfassung der beiden Schriften befand sich Frau Taylor in namenloser Aufregung.

Man hatte es ihr nicht gut verwehren können, auch zuweilen bei dem Kranken zu sein, und so erfuhr sie durch ihn selber von seinem Vorhaben, aber allein mit ihm ließ man sie nie; Stanhope, Jane und die alte Smith lösten einander im Wachen bei ihm ab, oder vielmehr im Wachen über ihn, sagte ganz richtig Frau Taylors schlechtes Gewissen — und so kam es, daß sie mit Angst und Grimm sah, daß er nach und nach wieder zu Kräften und auch zum vollen Gebrauch seiner Geisteskräfte kam.

Frau Taylor wußte auch, daß Stanhope das Ergebnis des Erbrechens ihres Mannes zum Zwecke der Untersuchung mitgenommen habe, und verbrachte die dem Anfalle folgenden Tage in einer ungeheuren Angst.

Sie war offenbar keine richtige Verbrechernatur, wie ihr Sohn es war, denn wiewohl sie aus einem innersten Drange heraus handelte, litt sie doch mehr, als sie selbst gefürchtet hatte, unter ihrer scheußlichen Tat. Der nicht zu bannenden Reue gesellte sich nun auch noch die Furcht hinzu, diese Tat könne ohne Nutzen für John geschehen sein.

Aber noch brauchte sie nicht zu verzweifeln. Stanhope rührt sich ja nicht. Er hat den Auswurf umsonst untersucht, hat also das feine Gift nicht entdeckt, kann nicht sagen, was den Anfall herbeigeführt hat, und wird

in seiner Doktoreneitelkeit vermutlich schweigen, wird vielleicht selber noch bestätigen, daß es ein erneuter Schlaganfall war, gleichviel ob er ihn besiegt oder nicht.

„Oder nicht!“ — Bei diesem „oder nicht“ bleibt der angstverwirrte Sinn der verblendeten Frau stehen.

Sie fragt sich immer wieder, ob sie denn gut daran getan hat, ihren Mann jetzt töten zu wollen. — Wenn er stirbt — und trotz Stanhopes Eifer wird er vielleicht sterben — wenn er vor Ralph stirbt, was hat dann John davon? Dann entgehen ihm ja doch Ralphs noch immer vorhandene Millionen, dann beerbt ja Robinson Taylor seinen Neffen nicht, sondern Ralph erhält alles das, was sein Onkel derzeit noch besitzt. So zu verfügen ist ja Robinson Taylors Wille. Er hat es im Beisein Janes, die ihn umsonst durch Blicke um Schweigen bat, seiner Frau angedeutet.

In jenem Moment mußte Frau Taylor aus dem Zimmer gehen. Sie hätte sonst ihren wahnsinnigen Grimm und Haß verraten.

Er verzehrte sie fast, als sie zähneknirschend in ihrem Zimmer saß und es bereute, daß sie die Tat nicht verschoben, daß sie John in ihrem heimlich abgesandten Brief vor der Heimkehr gewarnt hatte. Im Gegenteil, heimrufen hätte sie ihn sollen, aber auch dabei genau instruieren. Er hätte dann vielleicht rasch ausgeführt, glücklicher ausgeführt, was er schon mehrmals ohne Erfolg versucht. Schlechter wäre er dadurch ja nimmer geworden, denn ein Mörder war er ja jetzt schon, wie auch sie eine Mörderin war. Und dann hätte er doch das alles nicht umsonst getan, wäre zu dem Reichtum gekommen, den er nun einmal haben mußte, um glücklich sein zu können.

O, wie diese Frau ihren Gatten haßte, seit er ihr — vielleicht im Reden viel erbarmungsloser, als er es

in der Tat gewesen wäre — gesagt, daß er ihren Abgott ins Zuchthaus bringen würde!

— — — — — — — — — — — —

Nachdem der Kranke die beiden Schriftstücke mit leidlich fester Hand im Beisein des Doktors, Janes, der alten Smith und der beiden Gärtnersleute unterschrieben hatte, sank er matt in die Kissen zurück. Dann fragte er Jane, mit welcher er jetzt allein war: „Hast du an Ralph telegraphiert?"

„Ja, Onkel. Gestern morgen schon. Ich hätte es auch getan, wenn du es nicht verlangt hättest."

„Es ist noch keine Antwort da?"

„Nein, Onkel. Aber rege dich nicht auf. Wir wissen ja nicht, ob Ralph schon in Athen angekommen ist."

„Und mein Brief ist aufgegeben?"

„Ja, lieber Onkel."

„Welchen Tag haben wir denn?"

„Den 2. Oktober."

„Sagtest du nicht, daß die „Savoia" am 2. im Piräus einlaufen sollte?"

„Gewiß sagte ich das. Aber die „Savoia" hat ja keine fest bestimmten Anlaufszeiten. Wenn sich ihre Passagiere diesbezüglich einigen, kann sie sich unterwegs beliebig lang aufhalten."

„Du willst mich nur trösten."

„Inwiefern denn?" fragte Jane mit verhaltenem Atem.

Der Kranke seufzte schwer. „Ralph ist vielleicht schon tot. Es ist ja John bei ihm!"

„Ralph ist gewarnt," antwortete Jane in ihrer Aufregung ein wenig unbedacht. Aber es schadete nichts. Ihr Onkel achtete nicht mehr auf ihre Worte. Es hatte ihn wieder die Schwäche übermannt. Einem

Toten gleich lag er da. Des Mädchens Augen füllten sich mit Tränen, und eine große Angst schlich sich in ihr Herz.

Auch sie, die so viel mehr wußte als der Arme da vor ihr, dachte seit Stunden daran, daß Ralph vielleicht des anderen Schlechtigkeit schon erlegen war.

Und wieder vergingen Stunden, und es verging ein Tag, aber die so sehnlich erwartete Depesche von Ralph traf nicht ein.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Stunden, bevor die „Savoia" den Hafen von Syrakus verließ, dampfte ein anderes Schiff aus der schönen Bucht.

Es war ein Fahrzeug, von dem man nicht wußte, wie es zu seinem Namen gekommen war. Wenn man sein hohes Alter in Betracht zog, hätte es ganz passend „Methusalem" heißen können. Natürlich war es nicht immer so alt gewesen, wohl aber immer so dickbäuchig und plump, und deshalb hatte sein Name „Circe" wohl niemals zu diesem Schiffe gepaßt, das nun schon seit vielen Jahren fleißig die Ausfuhrprodukte der griechischen Inseln nach Frankreich brachte und dafür Seidenwaren nach den Häfen des Ägäischen Meeres führte. Auch Passagiere nahm es mit, freilich konnten es nur solche Leute benützen, welche keine Eile hatten, denn die „Circe" lief gar viele Häfen an und mußte da überall längeren Aufenthalt nehmen. Gewöhnlich fuhren denn auch nur Leute mit, welche in einem dieser sonst nicht leicht erreichbaren Hafenorte zu tun hatten.

Diesmal war ihr Endziel der Piräus. Für dorthin hatten unter anderen auch John Rustin und ein junger Mann, der die Tracht der sizilianischen Landleute trug, Plätze genommen.

Außer diesen beiden nahm die „Circe“ noch etwa zwei Dutzend Passagiere mit, die nach den Inseln oder nach irgend einem Küstenstädtchen wollten. Nur wenige von diesen hatten Athen zum Ziele.

Die Fahrt verlief sehr ruhig. Die Passagiere vertrugen sich, und das Wetter blieb so still, daß die gute alte „Circe“ wie auf Öl dahinschwamm.

Die ersten Stunden ließ John Rustin sich nicht sehen, dann kam er auf Deck. Der junge Landmann, der, den breitkrempigen Hut tief in die Stirne gedrückt, auf einem Taubündel in der Mitte des Schiffes saß, seine Pfeife rauchte und sich behaglich an die Kajütenwand lehnte, lächelte verstohlen, als der sehr veränderte Amerikaner heraufkam.

Rustin hatte seinen hübschen Bart abrasiert und sich die Haare gestutzt, auch trug er jetzt Augengläser und hatte sich bezüglich seiner Gewandung aller Eleganz entäußert. Er mußte sich eben erst in Syrakus den Anzug gekauft haben, den er derzeit trug.

Es war ein nicht mehr ganz neuer, so recht unmoderner Provinzanzug von ungeheurer Solidität und Geschmacklosigkeit. John Rustins Schönheit war darin gänzlich geschwunden, er sah direkt lächerlich aus.

Aber so sehr war er doch nicht verändert, daß ein ihn aufmerksam Betrachtender ihn nicht sofort erkannt haben würde. Der junge Sizilianer wenigstens lächelte über solch eine kindische Art, sich zu verkleiden. Rustin selbst indessen schien mit seiner Leistung recht zufrieden, nur vergaß er immer wieder, daß er nimmer der schöne John war, denn er kokettierte recht angelegentlich mit einer hübschen Griechin, was ihm ihrerseits nur spöttische Blicke und ein verwundertes Lächeln eintrug.

Der junge Sizilianer lächelte auch, denn Rustins Benehmen brachte es fertig, ihm die entschieden lang-

weilige Fahrt zu erheitern und angenehm zu kürzen. Er schien übrigens sonst nicht geselliger Natur zu sein, denn er schloß sich niemand an und liebte es, zu rauchen und zu lesen. Er achtete dabei sorgsam darauf, daß niemand seinem Buche zu nahe kam; die Leute hätten sich natürlich sehr gewundert, daß er, der sizilianische Landmann, englische Klassiker las.

Man hätte sich auch über sein überaus mangelhaftes Italienisch gewundert, wenn man es überhaupt gehört hätte; allein er redete mit niemand, und er hatte sich auch einen Grund für seine Schweigsamkeit geschaffen. Seine rechte Backe war hoch angeschwollen, und die Erkrankung erstreckte sich bis zu dem entzündeten Auge hinauf. Wohl weil dieses jetzt gar empfindlich war, trug der junge Mann seinen Hut tief in das dunkelgebräunte Gesicht gedrückt.

In seiner Kabine freilich gab sich die Geschwulst und die Entzündung sofort, denn da nahm er einfach die Gummieinlage aus dem Munde und wusch sich die Augen aus. Die Hautfarbe hielt allerdings so gut, daß sie einstweilen schon bleiben mußte; aber dennoch sahen die vier weißlackierten Wände der kleinen Kabine, sowie der winzige Spiegel, der darin eingelassen war, zuweilen das hübsche Gesicht der Wilkins.

— — — — — — — — — — — —

Die junge Frau mußte da eine höchst langweilige Fahrt mitmachen. Während die Passagiere der „Savoia", die unterdessen vor Patras lag, unter des Professors Führung durch die korinthen- und weinreiche Ebene fuhren, welche sich dicht am Meere um die Ausläufer des Erymanthosgebirges hinzieht, und während sie der alten achäischen Stadt Olenos einen Besuch abstatteten, um einen Tag später Druva in der Gegend von Olympia zu erreichen, verlebte die Wilkins eine

Reihe von wahrhaft endlosen Stunden in dem armseligen Nisäa, woselbst die „Circe“ gelandet hatte, um Oliven und Öl einzunehmen. Und während Herland mit seinen Begleitern die Ausgrabungen von Olympia besichtigte und jenen über dieses Nationalheiligtum der Griechen beredte Auskunft gab, wartete die „Circe“ vor Kalamata auf einen Transport messinischer Weine, der sich verspätet hatte.

Die Wilkins langweilte sich schrecklich dabei; aber sie wurde nicht ungeduldig. John Rustin dagegen war von einer fieberhaften Ruhelosigkeit erfüllt. Der wollte gerne schon in Athen sein.

Er äußerte sich diesbezüglich mehrmals dem Steuermann gegenüber, dem einzigen Menschen, welcher, so glaubte er, auf der „Circe“ Englisch sprach. Dieser Steuermann, Cutrie hieß er, war aber auch kein Engländer, sondern ein sehr lebhafter Franzose, der — und das war der Wilkins gerade recht — die Gewohnheit hatte, sehr laut zu reden.

Auf den jungen Sizilianer aber, der seine Backe noch immer eingebunden hatte, achtete Rustin nicht, der mochte immerhin mit seinem verdrossenen Gesicht und seinen entzündeten Augen in der Nähe sein.

Durch dieses Unbeachtetbleiben erfuhr die Wilkins erstens, daß Rustin sehr viel daran gelegen sei, noch vor dem Eintreffen der „Savoia“ nach dem Piräus zu gelangen, und zweitens, daß er sich lebhaft für das Räuberwesen Griechenlands, worüber Cutrie ihm viele Auskunft gab, interessiere.

Die Wilkins wurde dieses Interesses halber, das Rustin, sich sicher wähnend, ohne Scheu zeigte, recht nachdenklich.

Nun, Johns Wunsch, früher nach dem Piräus zu kommen als die Passagiere der „Savoia“, ging in Er-

füllung. An einem schönen Morgen fuhr die „Circe“ in den Piräus ein und landete ihre Passagiere am Emporion.

John Rustin, der sich längst schon mit seinen zwei Koffern zunächst dem Landungsstege postiert hatte, war der erste, den die Lastträger umringten und den sie samt seinem Gepäck zum Bahnhofe schleppten.

Als er nach etwa einer Viertelstunde daselbst ankam, hörte er, daß der Zug erst dreißig Minuten später abgehen werde.

Wieder wurde er ungeduldig, aber er lachte sich selber darüber aus. Er hatte ja in den letzten Stunden fleißig das Fernrohr des Kapitäns benützt, allein so weit zu sehen dieses auch erlaubte, es war in der Richtung, aus welcher her die „Savoia“ kommen mußte, vor den scharfen Gläsern kein Rauch aufgetaucht. Er hatte also noch viele Stunden vor sich, um seine und vielleicht auch noch andere Briefe zu beheben und um —

John Rustin lächelte beim Schlusse seines Gedankens. Es war ein kaltes, grausames Lächeln, das seinen Mund verzerrte, das widerwärtig auch in seinen Augen sich zeigte. —

Gleich nach ihm hatte der junge Sizilianer die „Circe“ verlassen. Er ließ sich jedoch nicht nach dem Bahnhofe führen, sondern bestieg einen der zweispännigen Wagen, die an der Miaulisstraße stehen, und fuhr in diesem nach Athen. Nach einer kleinen Stunde hielt der Wagen in der sehr schönen Stadionstraße vor dem Postgebäude.

Die Wilkins behob hier mehrere Briefe. Diese waren nicht an sie gerichtet, aber sie war berechtigt worden, sie zu beheben. So gab sie denn die Chiffre Ralphs und auch diejenige von Lavinia an. Diese hatte sie durch Deronge erfahren, und erhielt einen

Brief mit dem Stempel von Pullman und zwei Schreiben, deren eines eine ungarische und deren anderes eine serbische Marke trug.

Auch unter „E. v. L.", „L." und „v. L." fragte sie nach Briefen, aber falls Ladány solche hierher dirigiert, hatte er keines dieser Erkennungszeichen gewählt.

Aber unter „J. R." wurde ihr ein ebenfalls aus Pullman kommender Brief ausgefolgt, den eine Männerhand, aber eine zitternde Männerhand, adressiert hatte.

Mit diesen Briefen fuhr sie nach dem für anspruchslose Reisende passenden Hotel d'Egypte, das sich ganz nahe beim Postamte befindet.

Schon auf der Fahrt vom Piräus nach Athen war die Geschwulst der Wange und alles Entzündete geheilt — und so stieg vor dem Hotel d'Egypte ein ganz normaler junger Mann aus, der in gutem Französisch ein Zimmer begehrte. Er verwahrte darin sein Gepäck und ging sogleich wieder aus.

Er hatte aber in großer Eile vorher Toilette gemacht. Sah er bisher bäuerlich aus, so verschaffte ihm jetzt ein längerer schwarzer Rock und ein anderer Hut etwa das Aussehen eines Lehrers. Dazu trugen nicht wenig die Augengläser bei, die der Mann jetzt auf der Nase sitzen hatte. Der Mann, aber nicht mehr der *junge* Mann, denn zwischen dem Piräus und Athen hatten sich in dem dunkelgebräunten Gesichte einige sehr natürlich aussehende Falten gebildet.

Der so rasch Gealterte begab sich wieder zum Postgebäude. Seine Voraussetzung, John Rustin werde sich, kaum in Athen angekommen, sofort zur Post begeben, erwies sich als richtig.

Der Zug, mit welchem Rustin nur anlangen konnte, traf etwa vierzig Minuten, nachdem die Wilkins die Briefe behoben hatte, in Athen ein. Als sie das Post-

amt abermals betrat, brauchte sie nicht lange in dem dunklen Winkel, in welchen sie sich gedrückt hatte, zu warten. Sie sah Rustin, der erhitzt aussah, eilig hereinkommen. Da nur wenige Parteien da waren und sie Rustin nicht auffallen wollte, blieb sie ihm fern, hörte also nicht, unter welchen Bezeichnungen er nach Briefen fragte, sah jedoch, daß der Beamte in verschiedenen Fächern nachschaute. Rustin hatte es also wie sie selbst gemacht, hatte auch die Briefe der anderen beheben wollen. Es war also recht gut, daß sie, die Abfahrtszeit des Zuges kennend, ohne Aufenthalt zu Wagen hierher gekommen war.

Einigermaßen unzufrieden verließ Rustin mit dem einzigen Brief, den er erhalten hatte, das Amt.

Diesen Brief hatte der Beamte aus dem ersten Fach genommen, und die Wilkins wußte jetzt, daß Rustin sich unter einer Chiffre oder einem Worte schreiben ließ, darin das erste Zeichen ein A war. Diese Kenntnis war aber natürlich ganz unzureichend für eine praktische Verwertung.

Frau Wilkins kränkte sich indessen nicht darüber; ihr war es am meisten darum zu tun gewesen, den Schurken, der sich jetzt noch ganz sicher vor ihr wähnte, beobachten zu können. Sie hatte keine Sorge, daß er sie erkennen werde. Sie wußte schon, daß sie jetzt nahezu in keiner Linie mehr sich selber glich. Winzige Gesichtsveränderungen, welche sie mittels Auftragens einer plastischen Masse hervorzubringen verstand, machten sie für solche Fälle ganz unkenntlich. Dazu kam noch eine etwas hohe Schulter, durch eine Watteeinlage hergestellt. Kurz, die hübsche, elastische Frau Wilkins war jetzt ein ältlicher, abgearbeitet aussehender Mann, der sich John Rustin gerade nur so weit näherte, daß er diesen nicht aus den Augen verlieren konnte.

Rustin quartierte sich im Hotel New York ein. Er hatte da, wie die Wilkins bald erfuhr, ein bescheidenes Zimmer nach dem Hofe hinaus genommen. Es lag im dritten Stockwerke.

Eine gute Weile blieb er unsichtbar, dann sah die Wilkins, welche vom Schloßplatze aus das Hotel beobachtete, ihn aus dessen Tor treten. Er wandte sich der Stadionstraße zu, schlenderte diese hinunter und trat in eine Buchhandlung ein. Nach einer Weile kam er, mit einem Stadtplan versehen, wieder zum Vorscheine.

Er mußte schon ein bestimmtes Ziel haben, denn fleißig den Plan benützend, hielt er sich immer in nordöstlicher Richtung, bis er aus der Stadt hinaus war und sich in der Bodensenkung zwischen den Hügeln Lykabettos und Strephon befand. An den dort befindlichen Steinbrüchen und Kalköfen ging er vorüber und hielt endlich vor einer armseligen Schenke an.

Es war heiß geworden, denn die Sonne schien hell, und der Mittag war nimmer fern. In und vor der Schenke aber, die im Schatten einer Felswand lag, herrschte erfrischende Kühle. Im leichten Luftzuge regten sich flüsternd die Blätter etlicher uralter Silberpappeln, zwischen deren Grün die Schenke fast verschwand.

John Rustin betrat das kleine, unsaubere Haus, doch schon bald erschien er wieder, und ein Mann trat mit ihm vor die Tür.

Vielleicht war es Rustin unter dem Dache der einsamen Schenke unheimlich geworden — er sah wenigstens so aus, als ob ihn fröstle.

Vor der Schenke standen etliche Tische, die ebenso unsauber waren als jene selber. An einem dieser Tische ließ Rustin sich nieder und begehrte von dem ihm folgenden Wirt Wein. Er redete Französisch, was auch der

Wirt, und zwar besser als Rustin selber, verstand und sprach.

Als jener ging, um den Wein zu holen, und Rustin sich allein befand, betrachtete er die Schenke und deren Umgebung noch einmal in scheuer, argwöhnischer Weise, tat aber sehr harmlos, als wieder Schritte hörbar wurden.

Der Wirt stellte die Flasche und zwei Gläser auf den Tisch. Rustin schaute etwas verwundert auf, was der andere zwar bemerkte, was ihn jedoch weiter nicht anfocht. Ganz ungeniert holte er sich einen der wackligen Stühle herbei, die unter dem rebenüberhangenen Vorbau des Hauses standen, und setzte sich zu seinem Gast.

„Also — was wollen Sie von mir?" begann er, beide Gläser vollschenkend.

Rustin verlor ein wenig die Fassung. Er stellte das schon ergriffene Glas wieder hin und wendete sich zu dem kleinen, schwarzen Kerl. „Was soll ich denn von Ihnen wollen?" fragte er, den unheimlichen Menschen scharf fixierend.

Jedoch der lachte nur. „Trinken Sie," sagte er, „der attische Wein macht warm und gibt Mut. Wenn Sie ein paar Gläser voll davon im Leibe haben, wird es Ihnen schon einfallen, warum Sie zu Leonide Gargasson herausgekommen sind."

Und Leonide Gargasson, der einstige Marseiller Fischer, dem es vor etlichen Jahren eines kleinen Totschlages halber in der Heimat zu heiß geworden war, und der sich in den Schatten des Strephon verkrochen hatte, nahm sich die Freiheit, John Rustin recht derb auf die Schulter zu klopfen, und als sein Gast noch immer schwieg, beugte er sich noch näher zu diesem heran und sagte leise: „Denn zu mir verirrt sich nicht

leicht einer aus der Stadt, es sei denn, er habe ein ganz besonderes Anliegen an mich.“

John Rustin begriff jetzt, daß Gargasson, von welchem ihm der Steuermann der „Circe“ manch Interessantes erzählt hatte, ein noch um vieles energischerer Mann sei als er selber, ein Mann, der sich kein X für ein U vormachen ließ und der seine Leute kannte.

Aber ein ganz Neuer war ja auch er nicht. Gargasson irrte sich, wenn er glaubte, man würde sich ohne weiteres in seine Hand geben.

Der Wirtes breite Tatze abschüttelnd, sagte Rustin, im Innern sehr befriedigt über dieses schnelle Zugreifen, äußerlich jedoch den Verwunderten und Verstimmten spielend: „Keine Vertraulichkeit, Herr Gargasson! Sie haben es zwar richtig erraten, weshalb ich den keineswegs angenehmen Weg zu Ihnen machte, deshalb aber sollen Sie mich doch nicht wie Ihresgleichen behandeln.“

Das letztere zu sagen, war eine Dummheit gewesen. Rustin sah das sofort ein, denn er hatte den zornigen Blick des Marseillers wohl bemerkt, aber zurücknehmen ließ sich nun das Wort nicht mehr, das ihm der Hochmut auf die Zunge gezwungen. So fuhr er denn einstweilen in demselben Tone fort und lenkte erst nach und nach zu einer gemütlicheren Sprechweise ein.

Er gestand Gargasson, daß er herausgekommen sei, um die Hilfe eines in gewissen Dingen Erfahrenen in Anspruch zu nehmen. Der Steuermann des Schiffes, mit dem er hergekommen, François Cutrie, habe ihm erzählt, daß Gargasson ganz der Mann sei, ein gefährliches Unternehmen zu unterstützen, und da er ein Freund von Altertümern, aber kein Freund von in Basaren erstandenen Altertümern sei, wolle er auf eigene Faust Nachgrabungen anstellen, worauf, wie er wohl wisse, Strafe stehe. Deshalb also habe er den Weg gemacht,

hoffend und erwartend, daß Gargasson sich ihm zur Verfügung stellen werde.

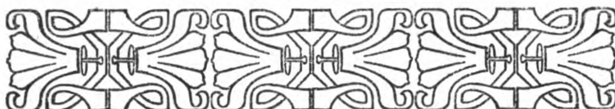
„Es ist ein tüchtiges Stück Geld dabei zu verdienen," schloß er seine Auseinandersetzung. „Was ich mit Ihrer Hilfe diesem klassischen Boden abringen werde, bezahle ich mit Freuden ebenso hoch, als hätte ich es bei Drakopulos *) gekauft, und für die Gefahr, welcher Sie sich, ebensogut wie ich, aussetzen, entlohne ich Sie natürlich ebenfalls. Denn solche Liebhabereien kosten ja immer viel Geld," setzte er überlegen lächelnd hinzu.

Gargasson hatte ihm aufmerksam zugehört, dabei aber waren seine Augen prüfend über dieses jungen Mannes unelegante, ja schon recht abgetragene Kleidung gewandert, und er hatte sich gefragt, ob er es mit einem Narren, mit einem Sonderling oder mit einem Lügner zu tun habe, denn es stimmte bei diesem Menschen nicht alles zusammen. Und als sein merkwürdiger Gast schwieg, redete auch er noch eine gute Weile nichts, sondern trank langsam seinen Wein aus.

*) Drakopulos ist einer der Antiquitätenhändler Athens, der in der Hermesstraße sein Geschäft hat.

(Fortsetzung folgt.)





Der Hausdrache.

Eine Dienstmädchengeschichte von W. Hellmuth.

Mit Illustrationen
von Adolf Wald.



(Nachdruck verboten.)

„Femi!"

„Was is denn?"

„Mein Mann möchte mit Ihnen sprechen."

„So? — Muß das gleich sein? Erst werd' ich doch wohl meine Kartoffeln fertig schälen können."

„Gehen Sie lieber sofort zu ihm hinein! Ich glaube, es handelt sich um etwas Wichtiges."

„Na, meinetwegen! Mir kann's recht sein, wenn das Mittagessen wieder mal 'ne halbe Stunde später auf den Tisch kommt. Es geht ja doch schon alles drunter und drüber."

Mit jenen energischen, ruckartigen Bewegungen, die bei ihr immer ein augenfälliges Anzeichen übelster Laune waren, entledigte sich Fräulein Eufemia Lenzvogel — im Hause ihres Dienstherrn, des Schriftstellers Doktor Riedinger, der Kürze halber Femi genannt — ihrer Küchenschürze, wusch sich sehr umständlich und mit großem Aufwand von grüner Seife die Hände und stapfte über den langen Korridor dem Arbeitszimmer des Doktors zu.

Die in einen eleganten, duftigen Morgenrock gehüllte junge Frau, die ihrem „Mädchen für alles“ mit merkwürdig zaghaft klingender Stimme den Auftrag ihres Gatten ausgerichtet hatte, blickte der robusten Gestalt mit beklommener Miene nach. Auf ihrem zarten, blassen Gesicht, dessen Augenlider von vergossenen Tränen gerötet schienen, lag etwas wie die Furcht vor einem drohenden Ungewitter, und sie drückte hastig die Küchentür ins Schloß, als wolle sie nichts davon hören.

Femi Lenzvogel aber, deren breites, derbknochiges Antlitz mehr energisch als schön zu nennen war, trat, das glattgescheitelte, fahlblonde Haupt furchtlos erhoben, vor den Herrn des Hauses hin.

Der saß in einem hübschen, verschnürten Samtjakett vor seinem Schreibtisch und begann bei Femis Eintritt sichtlich nervös in seinen Papieren zu blättern.

„Der Herr Doktor wollten mich sprechen.“

Es klang wie der schmetternde Trompetenruf, der das Signal zum Beginn der Schlacht gibt, und der junge Schriftsteller heftete den Blick noch hartnäckiger als zuvor auf seine Manuskripte.

„Allerdings, Femi. — Meine Frau hat sich über Sie beklagt.“

„Ach — ist's die Möglichkeit? — Beklagt? — Und warum denn?“

„Ihr Betragen läßt neuerdings sehr viel zu wünschen übrig. Sie nehmen sich Freiheiten heraus, die wir Ihnen unmöglich einräumen können. Auch gefällt es mir nicht, daß Sie beinahe jeden Abend in der Küche den Besuch Ihres Bräutigams empfangen, um so weniger, als dieser Herr Kruttke doch wohl schwerlich die Absicht hat, Sie zu heiraten.“

Nun aber war es mit Femis Selbstbeherrschung zu Ende. „Na, da schlag doch einer lang hin! — Also

mein Wilhelm wird mir nicht heiraten! Woher wissen denn das der Herr Doktor?"

„Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Femi, aber da er sich doch wohl weder in Ihr Gesicht noch in Ihre vierunddreißig Jahre verliebt hat, kann es ihm höchstens um Ihre paar Spargroschen zu tun sein. Und wenn er die erst von Ihnen herausgelockt hat — Sie wären am Ende die erste nicht, die dann das Nachsehen hätte."

Femis Wangen hatten die lebhafte Färbung eines gekochten Krebses angenommen. „Was das betrifft, Herr Doktor, so werde ich meine paar Spargroschen schon festzuhalten wissen. Und der Geschmack ist Gott sei Dank verschieden. Es gibt Männer, denen ein tüchtiges, verständiges Mädel lieber ist wie eine grüne Zierpuppe. Daß Sie es übrigens wissen: übers Jahr wird geheiratet!"

„Um so besser für Sie. Dann werden Sie doch aber gewiß in der nächsten Zeit recht viel mit Ihrer Aussteuer zu tun haben, und es wird Ihnen, wie ich denke, nur angenehm sein, wenn wir den gesetzlichen Kündigungstermin nicht erst abwarten und uns schon früher — sagen wir: schon heute — trennen."

Femi starrte ihn an, als zweifle sie an der Gesundheit seines Verstandes. „Wa—a—as? — Schon heute?"

„Nun ja, warum nicht? Ihr Lohn bis zum Ablauf des Vierteljahrs steht Ihnen natürlich zur Verfügung. Und über das Kostgeld wird sich reden lassen."

„Also es soll Ernst sein? Ich soll wie die erste beste an die frische Luft gesetzt werden, nachdem ich sechs Jahre bei der Mutter der Frau Doktor — Gott hab' sie selig — gedient hab', und seit Ihrem Hochzeitstag, es sind ja nun auch wohl schon an die vier Jahre,

mit Ihnen durch dick und dünn gegangen bin. 'rausgeschmissen, als wenn ich silberne Löffel gestohlen hätt'!"

„Seien Sie doch vernünftig, Femi! Von Hinauswerfen ist nicht die Rede. Ich habe nur meine besonderen Gründe, eine sofortige Lösung des Dienst-



verhältnisses zu wünschen, und wenn wir auf dem Wege gütlicher Verständigung —"

„Ach was, gütliche Verständigung! Bleiben Sie mir doch mit solchen Redensarten vom Leibe, Herr Doktor! Und denken Sie ja nicht, daß ich mich Ihnen aufdrängen werde. Wir sind geschiedene Leute. Und Ihr Mittagessen lassen Sie sich gefälligst heute von der Frau Doktor kochen! Ich wünsche guten Appetit im voraus!"

Das Haus erdröhnte von dem dumpfen Knall der hinter Femi Lenzvogel zufallenden Tür, und gleich dar-

auf hörte man, wie sie den Schlüssel ihrer Kammer hinter sich umdrehte.

Über Doktor Riedingers Wohnung aber breitete sich eine unheimliche Stille. — —

Die Glocke der Flurtür wurde gezogen, doch Femi verließ ihre Kammer nicht, um zu öffnen. Das ging sie ja nun nichts mehr an. Sie hatte begonnen, ihre Habseligkeiten zu packen.

Aber nach einer kleinen Weile hielt sie in der Arbeit inne und setzte sich auf den Rand ihres Reisekorbes, um vor sich hin zu starren wie jemand, der sich mit einer unerwarteten Schicksalswendung durchaus nicht abzufinden vermag.

So saß sie noch immer, als ziemlich energisch an ihre Tür geklopft wurde.

„Was ist denn los?“ fragte sie unwirsch. „Ich kann jetzt nicht aufmachen.“

Eine unbekannte, energische Männerstimme war es, die ihr Antwort gab.

„Ich fordere Sie auf, sofort zu öffnen. Ich bin der Gerichtsvollzieher Schmidt und habe zum Zweck einer Pfändung sämtliche Räume der Wohnung zu durchsuchen.“

Femi sah aus, als wäre vor ihr ein Blitz in den Boden gefahren. Ganz mechanisch stand sie auf und drehte den Schlüssel um. Vor ihr stand Doktor Riedinger mit kreideweißem Gesicht und neben ihm ein Mann in dunkelblauer Uniform und mit einer Aktenmappe in der Hand.

Er trat einen Schritt näher.

Aber so groß und breit sie war, pflanzte Femi sich vor ihm auf. „Unterstehen Sie sich! Das ist meine Kammer, und da drin hat keine fremde Mannsperson was zu suchen.“*)

---

*) Siehe das Titelbild.

„Um Gottes willen, Femi!“ bat der Doktor. „Lassen Sie den Beamten gewähren. Er tut ja nur seine Pflicht.“

Doch die resolute Eufemia Lenzvogel wich und wankte nicht. Sie war offenbar entschlossen, ihren Korb und ihre Kommode bis zum allerletzten Blutstropfen zu verteidigen.

In ihrem Gesichtsausdruck mochte etwas sein, das den Mann des Gesetzes abhielt, die ganze Fülle seiner Macht zu entfalten. „Wie es scheint, ist hier nichts vorhanden, das der Beschlagnahme wert wäre,“ sagte er. „Gehen wir weiter, Herr Doktor!“

Sie traten in das nebenan liegende Speisezimmer. Femi aber stand noch ein paar Sekunden lang starr wie ein Holzbild, bis ein sonderbarer Laut, der ihr Ohr erreichte, sie veranlaßte, mit einem energischen Ruck nach der Schlafstube abzuschwenken.

Dieser Laut war nämlich nichts anderes gewesen als ein herzbrechendes Schluchzen, und Femi hegte nicht den geringsten Zweifel, aus wessen Brust es kam. Da lag denn auch ihre junge Herrin, noch immer in den eleganten Morgenrock gehüllt, neben der Wiege ihres Kleinen, über einem der Betten, hatte das Gesicht in die Hände gedrückt und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

Femi zog die Tür hinter sich zu, diesmal gegen ihre Gewohnheit ganz sacht und behutsam, und setzte sich auf den Bettrand neben die junge Frau.

„Ja, was ist denn eigentlich los?“ fragte sie, und es zitterte trotz ihres unbeweglichen Gesichts verräterisch in ihrer rauhen Stimme. „Soll ich den Kerl mit den blanken Knöpfen vielleicht 'rausschmeißen? Ich will schon mit ihm fertig werden, da können Sie sich drauf verlassen.“

Die junge Frau schüttelte den Kopf; aber sie hob

das tränenüberströmte Gesicht nicht aus den Kissen. „Es ist alles vorbei, Femi! Wir sind zu Grunde gerichtet. Jetzt bleibt uns nur noch der Weg ins Wasser.“

„Na ja; aber es muß doch wohl nicht gleich sein. Vorher kann man wohl noch ein bißchen über die Sache reden. Der Grobian da draußen ist also wirklich in seinem Recht?“

„Ja — ja! Aber ich kann nicht darüber sprechen, Femi! — Es ist zu schrecklich!“

„Reden macht das Herz leicht, Kind! Sind doch früher auch manchmal zu mir gekommen, wenn es irgendwo brannte.“

Da richtete sich die arme junge Frau auf und schlang ihren Arm um den Nacken des Mädchens. „Man wird uns alles fortnehmen,“ klagte sie, „alles bis auf das letzte Stück. In zwei oder drei Tagen holt der Gerichtsvollzieher die Sachen ab, um sie zu versteigern.“

„Und warum tut er das? Hat denn Ihr Mann so viele Schulden?“

„Er schuldet einem schlechten Menschen dreitausend Mark, einem Manne, der die feste Absicht hat, uns schonungslos zu Grunde zu richten.“

„Wenn er ein so schlechter Mensch ist, hätte der Herr Doktor nichts von ihm borgen sollen.“

„O, wer konnte das voraussehen! Sie haben ihn ja früher oft bei meinen Eltern gesehen, diesen Eggert. Er gab sich den Anschein, unser bester, uneigennützigster Freund zu sein, und drängte meinem Manne, bevor er sich mit mir verlobte, förmlich seine Hilfe auf. Dann aber kam er mit seinen wahren Absichten zu Tage. Er wollte sich selbst um mich bewerben, denn ich hatte das Unglück gehabt, ihm zu gefallen, und — — aber ich kann Ihnen das nicht alles so erklären, Femi!“

„Ist auch nicht weiter nötig. Ich bin nicht so dumm

von Begriffen. Sie ließen ihn gehörig abfahren, und dann wurde er eklig, nicht wahr?"

Die junge Frau nickte. „Jetzt glaubt er den richtigen Zeitpunkt gekommen, um sich zu rächen. Nun ist alles aus!" jammerte sie. „Wir könnten eher bei dem hartherzigsten Wucherer auf Mitleid hoffen als bei ihm."

„Und in zwei Tagen, sagen Sie, sollen die Sachen abgeholt werden?"

„So erklärte der Gerichtsvollzieher meinem Manne."

„Dann hätten Sie also jedenfalls noch zwei Tage Zeit mit dem Inswassergehen oder anderem solchen Unsinn. In zwei Tagen kann mancherlei passieren."

Herta Riedinger wollte eine mutlose Antwort geben; aber da hörte sie die Stimme des Doktors, der ihren Namen rief, nachdem er den Beamten zur Ausgangstür begleitet hatte, und sie sprang auf, um zu ihrem Manne zu eilen.

Eufemia Lenzvogel aber ging mit unbeweglichem Gesicht in die Küche, um das Mittagessen fertig zu machen. Es war nicht schlechter als sonst; aber Femi schien sich trotzdem nicht darüber zu wundern, daß das junge Ehepaar die Speisen kaum anrührte. Sie verlor wenigstens kein Wort darüber und zeigte auch sonst in Mienen und Gebaren keinerlei Teilnahme oder Interesse für das Entsetzliche, das sich heute unter ihren Augen im Riedingerschen Hause zugetragen hatte. Eine halbe Stunde, nachdem sie das Geschirr gewaschen und ihre Küche wie immer blitzblank gescheuert hatte, verabschiedete sie sich in ihrem besten Sonntagsstaat von der Herrschaft mit der kurzen Bemerkung, daß sie ausgehen und vielleicht erst am späten Abend zurückkehren werde.

„Sie wird sich nach einem anderen Dienst umtun,"

meinte der Doktor. „Ich glaube, wir hätten uns die Aufregung mit der Kündigung gar nicht zu machen brauchen. Sie wäre wohl auch aus eigenem Antrieb gegangen, nachdem sie erfahren, wie hier die Dinge stehen. Sie ist ja eine vollkommen herzlose, eigennützige Person."

— — — — — — — — — — — —

Es war wirklich schon spät am Abend, als Femi heimkehrte. Da sie im Arbeitszimmer des Doktors noch Licht sah, ging sie schnurstracks hinein, so daß die Eheleute, die in wortloser Verzweiflung eng umschlungen auf dem Sofa gesessen hatten, ganz erschrocken auffuhren.

„Guten Abend, Herr Doktor! Ich wollte Ihnen bloß sagen, daß ich mir's anders überlegt habe. Mein Wilhelm sagt, ich brauchte die Kündigung außer der Zeit nicht anzunehmen. Und ich nehme sie auch nicht an."

„Aber Sie haben doch selbst gesehen, Femi, daß unsere Verhältnisse sich vollständig geändert haben. Wir sind gar nicht mehr in der Lage, uns ein Mädchen zu halten."

„Mag sein; aber darum brauche ich mich nicht zu kümmern. Und die Frau Doktor kann ja auch gar nicht kochen. Wollen Sie denn mitsamt Ihrem Kleinen verhungern oder an verdorbenem Magen sterben?"

„Und wenn ich Ihnen erkläre, daß ich wahrscheinlich keinen Lohn mehr zahlen kann?"

„Den zu kriegen lassen Sie man meine Sorge sein, Herr Doktor! Auf so was versteh' ich mir schon. Und — was ich noch sagen wollte — mein Wilhelm hat mit dem sauberen Herrn Eggert gesprochen."

Mit puterrotem Gesicht fuhr der Doktor auf sie zu. „Sind Sie von Sinnen? Wie können Sie sich unterstehen, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?"

„Glauben Sie vielleicht, ich möchte noch mal den Gerichtsvollzieher in meiner Kammer haben? Der Mann will also warten.“

„Wer will warten?“

„Na, wer anders als der Eggert! Sie sollen die Schuld monatlich abzahlen, jedesmal so viel, als Sie eben können.“

„Was?“ rief der Doktor in grenzenloser Überraschung. „Ein so weitgehendes Zugeständnis sollte er Ihrem Kruttke gemacht haben, nachdem er meine flehentlichen Bitten nicht einmal einer Antwort gewürdigt?“

„Ja, wissen Sie, mein Wilhelm hat so seine besondere Art, mit den Leuten zu reden. Er ist keiner von den ganz Zarten, und darum schlägt ihm nicht leicht einer was ab.“

„Aber das ist doch ganz undenkbar. Ich kann es noch gar nicht fassen.“

„Na, fassen Sie es man, Herr Doktor! Aber mit Ihnen will der Eggert freilich nichts mehr zu tun haben. Es soll alles durch meine Hände gehen, oder richtiger durch die Wilhelms, was ziemlich dasselbe ist. Sie dürfen mir's also nicht übelnehmen, wenn ich ein bißchen dahinter her bin, daß die Abzahlungen pünktlich geleistet werden.“

Doktor Riedinger war nahe daran, ihr die unverschämte Art aufs neue heftig zu verweisen. Aber er erinnerte sich noch zur rechten Zeit, daß sie ja seine Retterin war, sofern sie die Wahrheit sprach. Und eine Lüge war, solange er sie kannte, noch nie über Eufemia Lenzvogels Lippen gekommen. Darum nahm er sich zusammen und reichte ihr die Hand.

„Ich weiß nicht, was Sie veranlaßt hat, das für uns zu tun, Femi; aber es kann nur aus gutem Herzen geschehen sein, und darum danke ich Ihnen aufrichtig auch im Namen meiner Frau.“

Die letztere machte Miene, ihr um den Hals zu fallen, aber Femi wehrte ziemlich unwirsch ab.

„Ich hatte keine Lust, mir erst noch einen anderen Dienst zu suchen — das ist alles. Und Sie werden ja wohl jetzt nichts mehr dagegen haben, daß mein Wilhelm des Abends ein halbes Stündchen bei mir in der Küche sitzt. Die Speisekammer wird nicht geplündert — da können Sie ganz unbesorgt sein."

„O, in dieser Hinsicht haben Sie unbeschränkte Vollmacht. Ich lasse im Gegenteil Herrn Kruttke bitten, morgen abend mit uns zu speisen. Es verlangt mich danach, ihm meinen Dank auszusprechen"

„Na, das wollen wir doch lieber bleiben lassen. Ein einfacher Schlossergeselle, wie mein Wilhelm, gehört in die Küche und nicht auf Ihre Smyrnateppiche. Und mit Ihrem Dank können Sie ihn ruhig verschonen. Er ist nicht Ihnen zuliebe zu dem Herrn Eggert gegangen, sondern weil ich's ihm gesagt habe. Es ist also nicht nötig, daß er sich nachträglich viel darauf einbildet. Überhaupt, die Sache ist ja nun einstweilen abgetan. Was soll da noch das viele Gerede! Gute Nacht!"

Hinaus war sie, und die beiden Zurückgebliebenen wußten noch immer nicht recht, ob es Traum oder Wirklichkeit war, was sie da erlebt hatten.

Aber es mußte doch wohl Wirklichkeit sein, denn am nächsten Morgen trommelte Femi mit seltener Beharrlichkeit so lange an die Schlafstubentür, bis das Riedingersche Ehepaar sich entschloß, aufzustehen.

Sie brachte mit den anderen Postsachen eine Mitteilung des Gerichtsvollziehers, daß die Pfändung auf Anweisung des Gläubigers aufgehoben sei und die Siegel entfernt werden dürften.

In überströmender Freude wollte der Doktor Femi aufs neue danken, aber ihre griesgrämige Miene schüchterte ihn ein wenig ein, und dann erregte sie auch gleich wieder seinen Ärger dadurch, daß sie sagte: „Es ist übrigens neun Uhr vorbei, Herr Doktor. Ihr Arbeits-



zimmer ist längst in Ordnung, und ich möchte jetzt hier in der Schlafstube aufräumen."

„Sie ist doch eine dreiste Person," meinte Riedinger, als sie hinaus war. „Gott weiß, daß ich lieber jedem anderen zu Dank verpflichtet sein möchte als gerade ihr."

Dann schickte er sich aber doch an, das Schlafzimmer, das er sonst nie vor elf Uhr zu verlassen pflegte, zu

räumen, und Frau Herta beeilte sich, seinem Beispiel zu folgen. Sie hatte immer ein bißchen Angst vor Femi gehabt; jetzt aber zitterte sie geradezu vor der Gefahr, ihren Unwillen zu erregen.

Es war ein schöner Morgen, und nachdem man gefrühstückt hatte, gedachte Doktor Riedinger seine Gedanken auf einem kleinen Spaziergang mit anschließendem Frühschoppen zu sammeln. Als schaffender Schriftsteller hielt er derartige „Anregungen" für durchaus notwendig.

Aber er hatte die Rechnung wieder ohne Femi gemacht, die in demselben Augenblick, wo er nach seinem Hute griff, in ihrer mehr gemeinverständlichen als liebenswürdigen Weise sagte: „Der Herr Doktor haben doch nicht vergessen, daß gestern zweimal ein Bote aus der Redaktion da war. Wenn die bestellte Arbeit bis heute nachmittag nicht abgeliefert würde, sagte der, hätte die Zeitung überhaupt keine Verwendung mehr dafür."

Der Doktor war empört, aber in der Erinnerung an den unschätzbaren Dienst, den Femi ihm gestern geleistet, unterdrückte er die Antwort, die ihm auf den Lippen lag, und um seine Würde wenigstens in etwas zu retten, gab er sich sogar den Anschein, als wüßte er ihr Dank für die Mahnung.

„Ja so, das hatte ich wirklich ganz verschwitzt," meinte er leichthin. „Da kann ich ja in Gottes Namen das Ding erst schreiben."

Und mit verbissener Wut setzte er sich an den Schreibtisch. Es war eine widerwärtige Arbeit, um die er sich eigentlich hatte herumdrücken wollen. Nachdem er sie nun aber einmal angefangen, begann sie ihn bald zu interessieren, und bis zum Mittagessen war richtig der letzte Federzug getan. Als der Bote aus der Redaktion wiederkam, konnte er ihm das fertige Manu-

skript einhändigen. Es war sein Glück, denn aus dem Briefe, den der Chefredakteur mitgeschickt hatte, ersah er, daß man ihm in aller Form die für ihn sehr wertvolle Mitarbeiterschaft aufgekündigt hätte, wenn er nicht durch Femis unverschämte Einmischung bestimmt worden wäre, sein Versprechen noch im letzten Augenblick einzulösen.

Natürlich rechnete er das nicht ihr, sondern einzig sich selbst als Verdienst an und fühlte ein lebhaftes Verlangen, sich für seine heroische Pflichterfüllung zu belohnen. Ein solennes Abendessen im Ausstellungspark erschien ihm als angemessene Prämie seines Fleißes. Nach den Aufregungen der letzten Tage war er der armen Herta doch auch ein kleines Vergnügen schuldig. Er setzte sie also von seinem freudig aufgenommenen Entschluß in Kenntnis; aber er war genötigt, etwas kleinlaut hinzuzufügen, daß sie ihm zur Ausführung der schönen Idee mit einem kleinen Darlehen aus der Wirtschaftskasse behilflich sein müsse, da er über die nötigen Barmittel augenblicklich leider nicht verfüge.

Eine böse Ahnung stieg in ihm auf, als er Frau Hertas bestürzte Miene sah.

„Nun?“ fragte er. „Du kannst doch unmöglich schon alles ausgegeben haben.“

„Nein. Aber ich habe den ganzen Rest meines Wirtschaftsgeldes Femi eingehändigt. Sie hat mir vorgestellt, daß ich nur deshalb niemals auskäme, weil ich es mir nicht richtig einzuteilen verstünde, und weil das meiste für ganz unnütze Sachen fortginge. Sie ist ja wirklich viel praktischer und erfahrener als ich. Da dachte ich, sie könnte vielleicht recht haben und —“

„Aber das ist ja unerhört!“ brauste der Doktor auf. „Sollen wir uns etwa ganz und gar unter die Vormundschaft dieser dreisten, ungebildeten Person begeben?

Auf der Stelle wirst du dir das Geld von ihr zurückgeben lassen."

„Ach nein, dazu habe ich nicht den Mut. Und sie meint es doch auch nur gut. Für einen Monat wenigstens könnten wir es doch auf diese Art versuchen. Es war ja auch gar nicht mehr viel."

Ihr Gatte lachte ingrimmig. „Du hast nur nicht den Mut, dem Dienstmädchen gegenüber deine Autorität zu wahren! Nette Zustände — das muß man sagen! Aber du irrst dich, wenn du glaubst, daß ich gesonnen bin, sie zu ertragen."

Zufällig kam Femi gerade in diesem Augenblick herein, und Frau Herta machte sich bebend auf eine Katastrophe gefaßt. Aber der Doktor mußte wohl den rechten Zeitpunkt zu einer Zurechtweisung der „dreisten, ungebildeten Person" noch nicht für gekommen erachten, denn er forderte weder das Wirtschaftsgeld zurück, noch sagte er überhaupt etwas.

Von dem beabsichtigten Abendessen im Ausstellungspark war an diesem Abend nicht weiter die Rede. —

Um die neunte Stunde kam Frau Herta aus der Küche mit der Meldung: „Femis Bräutigam ist da. Möchtest du ihm nicht doch ein Wort des Dankes sagen, Fritz?"

Mit einem schweren Seufzer stand der Doktor aus seiner Sofaecke auf. „Na ja, es ist wohl eine Anstandspflicht. Aber ein Vergnügen ist es wahrhaftig nicht."

Wilhelm Kruttke, ein riesenhaft gebauter, breitschultriger Mensch mit mehr gutmütigem als geistreichem Gesicht, stand respektvoll vom Schemel auf, als der Hausherr mit seinem verbindlichsten Lächeln in die Küche trat.

„Guten Abend, mein lieber Herr Kruttke! Sie haben mir gestern eine sehr große Gefälligkeit erwiesen. Ich bin Ihnen dafür zu herzlichstem Dank verpflichtet."

In merkwürdiger Verlegenheit nahm der Schlosser die freundschaftlich dargebotene, wohlgepflegte weiße Hand.

„Ach, das hat ja weiter nichts zu sagen, Herr Doktor! Femi meinte, es ginge nicht anders. Und außerdem hat es mir höllischen Spaß gemacht, so einem Halunken mal ordentlich —"

„Wilhelm!" klang es in gebieterischer Mahnung vom Küchenherd herüber, wo Femi saß — denn sie hielt sehr viel auf respektable Entfernung zwischen Brautleuten —, und es ging wie ein Ruck durch Kruttkes Hünengestalt.

„Wenn's Ihnen recht ist, Herr Doktor," vollendete er den unterbrochenen Satz, „wollen wir nicht weiter davon reden."

Auch die Einladung zu einem Gläschen Wein schlug er unter Hinweis auf die mitgebrachte und bereits angebrochene Flasche Weißbier bescheiden aus, und Doktor Riedinger konnte sich nach Verlauf von zwei Minuten aufatmend zurückziehen.

„Ein ungeschliffener Mensch," sagte er zu seiner Frau. „Es wäre fürchterlich gewesen, wenn wir ihn wirklich ein paar Stunden lang hätten hier am Tische haben müssen."

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen erfuhren die angenehmen Räkelstündchen des Hausherrn durch Femis unausgesetzte Mahnung, ihr das Schlafzimmer zu räumen, wiederum eine sehr unwillkommene Verkürzung. Diesmal hatte sie sogar die Frechheit, noch eine halbe Stunde früher mit dem Klopfen zu beginnen und dann so geräuschvoll im Nebenzimmer zu hantieren, daß von behaglichem Träumen nicht mehr die Rede sein konnte.

Als am dritten Tage der Doktor schon um acht Uhr

aus freien Stücken die Beine zum Bett herausstreckte, erwiderte er auf Hertas erstaunte Frage nach der Ursache dieses früheren Aufstehens verdrießlich: „Meinst du, daß ich mich an jedem Morgen erst stundenlang über die Flegeleien dieser Femi ärgern will. Außerdem habe ich bemerkt, daß sich's des Vormittags am allerbesten arbeiten läßt.“

Die junge Frau folgte seinem Beispiel, aber sie fand im Gegensatz zu ihm, daß die früher so angenehm vertändelten Morgenstunden jetzt sehr langweilig geworden seien. Nur der Zerstreuung halber stimmte sie zu, als Femi ihr eines Tages den Vorschlag machte, mit auf den Markt zu gehen.

„Sie müssen das doch auch mal kennen lernen, Frau Doktor, und müssen sehen, wie man es anstellt, einzukaufen, ohne sich bei jedem Hecht und jeder Gurke übers Ohr hauen zu lassen. Oder haben Sie etwa bemerkt, daß wir schlechter essen, seitdem wir uns nicht mehr vom Fleischer und vom Gemüsehändler für teures Geld ins Haus schicken lassen, was den Leuten beliebt?“

Ganz so amüsant, wie sich's Frau Herta vorgestellt hatte, verlief dieser erste Marktbesuch nun freilich nicht. Sie stand im Gegenteil wahre Folterqualen aus, wenn Femi um dies oder jenes minutenlang feilschte und die oft sehr deutlichen Mißfallensäußerungen der Verkäuferinnen durch noch deutlichere erwiderte. Aber es half nichts. Sie mußte nicht nur bis zu Ende aushalten, sondern mußte auch am nächsten wie am übernächsten Markttage dasselbe Martyrium auf sich nehmen, bis ihre übergroße Empfindlichkeit sich abzustumpfen begann und bis Femis drastische Unterhaltungen mit den Marktfrauen sogar anfingen, ihr Spaß zu machen. Es war außer allem Zweifel, daß diese „Damen der Halle“ dem resoluten Dienstmädchen, das sich durchaus kein

X für ein U vormachen ließ, im Grunde viel mehr Respekt entgegenbrachten als den geputzten jungen Frauen, denen sie mit schönen Redensarten schmeichel-



ten, um sich hinter ihrem Rücken über ihre Zimperlichkeit und Unerfahrenheit lustig zu machen.

Die Wirtschaftskasse aber blieb auch weiter in Femis Händen. Überschüsse allerdings erzielte sie nicht, und am Ende des Monats war trotz der billigeren Einkäufe

nach ihrer Erklärung alles bis auf den letzten Pfennig verbraucht.

„Man müßte doch eigentlich eine Abrechnung von ihr verlangen," meinte der Doktor. „Aber das wäre natürlich deine Sache, Herta, denn du weißt, daß ich mich in Wirtschaftsangelegenheiten grundsätzlich nicht einmische. Dir Hasenfuß fehlt es aber dem Hausdrachen gegenüber" — er hatte schon längst keine andere Bezeichnung mehr für Femi — „selbstverständlich an Mut. Da wird sie also weiter ihre Schmugroschen in die Tasche stecken und sich über unsere Dummheit ins Fäustchen lachen."

Die sehr geringe Zuneigung des Doktors für Femi hatte sich nämlich nach und nach in einen fanatischen Haß verwandelt, der dadurch nichts an Tiefe und Inbrunst verlor, daß er bis auf gelegentliche kleine Äußerungen den Augen des gehaßten Gegenstandes so sorgfältig als möglich verborgen wurde. Nie in seinem Leben hatte der unglückliche Doktor unter der Tyrannei eines menschlichen Wesens so schwer zu leiden gehabt als jetzt unter der seines Dienstmädchens, dessen grobe Hände die Herrschaft im Hause ganz und gar an sich gerissen zu haben schienen. Sie bestimmte nach eigenem Gutdünken über die Einteilung des Tages, über den Küchenzettel und über hundert andere Dinge, die nach des Doktors Ansicht durchaus nicht in die Machtsphäre eines Dienstboten gehören. Ja, sie hatte die Unverschämtheit sogar schon so weit getrieben, einen guten Freund des Doktors, der gekommen war, ihn zu einer Flasche Rauentaler abzuholen, mit dem Bemerken abzuweisen, der Herr sei sehr beschäftigt und dürfe unter keinen Umständen gestört werden.

Das Schlimmste aber war, daß Riedinger gar nicht mehr den Mut hatte, sich gegen Femis Anmaßungen

und Eigenmächtigkeiten aufzulehnen. Anfangs war es nur die Rücksicht auf seine Dankesschuld gewesen, die ihm die Lippen verschlossen hatte; ganz allmählich aber war ihr Einfluß so gewachsen, daß sich eine wirkliche Scheu, ihren Unmut herauszufordern, in des Doktors Herzen eingenistet hatte. So sehr fürchtete er ihre strafenden Blicke und ihre bissigen Bemerkungen, daß er erschrocken vom Sofa aufsprang und an seinen Schreibtisch eilte, wenn er ihren stapfenden Schritt draußen auf dem Gang vor dem Arbeitszimmer hörte. Seit Jahren war er nicht so fleißig gewesen wie in diesen letzten Monaten, obwohl es gar nicht selten vorkam, daß er, wenn er Femi in der Nähe wußte, die Feder zur Hand nahm und gedankenlos etwas hinkritzelte, nur um in ihren Augen den Anschein der Tätigkeit zu erwecken. Auch seine abendlichen Vergnügungen, die ihm sonst eine besondere Freude gewesen waren, hatten neuerdings eine starke Einschränkung erfahren, seitdem Femi einmal in verblümter, doch immerhin verständlicher Weise ihr Mißfallen darüber geäußert hatte. Was ihn aber mit besonderem Ingrimm gegen sie erfüllte, war die vermeintliche Wahrnehmung, daß sie ihm seine junge Frau mehr und mehr entfremdete.

So wenigstens nannte er es, wenn Herta, die sonst den größten Teil des Tages in seinem Zimmer zugebracht und seine Arbeit alle fünf Minuten durch eine Neckerei oder eine Liebkosung unterbrochen hatte, jetzt „wie angenagelt“ in der Wohnstube saß, um Kleider für sich oder den kleinen Heinz zu nähen. Das war auch so eine unglückliche Idee Femis gewesen, daß man das Geld für die teuren Schneiderrechnungen sparen und sich das Notwendige mit Hilfe von Schnittmustern und dergleichen mindestens ebenso hübsch selbst anfertigen könne. Doktor Riedinger hatte zwar gegen die ewige

Schneiderei, die ihm im höchsten Maße widerwärtig war, Verwahrung eingelegt, aber Herta selbst hatte nach den ersten Erfolgen so viel Gefallen daran gefunden, daß er mit seinem Einspruch nicht durchgedrungen war und sich's wohl oder übel gefallen lassen mußte, wenn die Nähmaschine für sein Weibchen zeitweilig mehr Interesse hatte als seine eigene kostbare Person.

Die einzige Lichtseite in seinem gegenwärtigen, wie er es nannte „unwürdigen" Dasein bildete die Tatsache, daß seine wirtschaftlichen Verhältnisse sich von Woche zu Woche zusehends besserten. Seine vermehrte Tätigkeit brachte naturgemäß gesteigerte Einnahmen, und es wollte ihm scheinen, als würden auf der anderen Seite die Ausgaben merklich geringer. Gegen Ende des zweiten Monats blieb ihm von einem eingegangenen Honorar nach Tilgung verschiedener Läpperschulden, auf deren Zahlung übrigens wieder Femi mit der ganzen Hartnäckigkeit ihrer eigensinnigen Natur bestanden hatte, ein nettes Sümmchen übrig, das er zum Ankauf eines antiken Schrankes, der ihm längst in die Augen gestochen, zu verwenden gedachte. Aber er hatte leider die Unvorsichtigkeit begangen, eine Andeutung darüber zu machen, während Femi bei Tische bediente. Die Folge war, daß sie ihn nach dem Dessert daran erinnerte, um des Himmels willen nicht die übermorgen fällige Rate der Eggertschen Schuld zu vergessen. Sie würde es einfach nicht überleben, wenn er das von ihrem Wilhelm gegebene feierliche Versprechen in den Wind schlagen wollte.

Der antike Schrank blieb also, wo er war, und das Geld wanderte in Femis Hände, um durch ihre und Wilhelm Kruttkes Vermittlung an seinen eigentlichen Bestimmungsort zu gelangen Ähnliche Vorkommnisse wiederholten sich auch in der Folge noch öfter, bis dem

Doktor das Ehrgefühl verbot, sich von einem Dienstmädchen an seine Verpflichtungen mahnen zu lassen, und sein ganzes Streben deshalb darauf gerichtet war, ihr das Geld, das er zu erübrigen vermochte, schon vor dem Fälligkeitstermin einzuhändigen.

Die Sklaverei aber, in der er schmachtete, wurde ihm immer unerträglicher. In der Stille schmiedete er die abenteuerlichsten Pläne, wie sich das verhaßte Joch abschütteln ließe. Aber sobald Femis robuste Gestalt leibhaftig in die Erscheinung trat, zerrannen sie ihm stets als ganz unausführbar in leeres Nichts.

„Wenn dieser Kruttke sie nicht endlich einmal heiratet," rief er oft, wenn er mit Herta allein war, in heller Verzweiflung aus, „und er wird sich wohl hüten, es zu tun — so werden wir den Drachen bis an das Ende unserer Tage im Hause behalten. Aber das Ende der meinigen wenigstens ist sicherlich nicht mehr fern. Ich ärgere mir entweder die Auszehrung an den Leib oder ich hänge mich auf."

Ganz so tragisch nahm Herta die Sache nicht. Sie empfand es immer mehr als eine köstliche Wohltat, daß viele von den Widerwärtigkeiten ihres früheren Lebens, namentlich die ewige Sorge um Geld und der Ärger mit unbezahlten Lieferanten, jetzt ganz aufgehört hatten, und sie war gerecht genug, das Verdienst um diese Besserung einzig auf Femis Rechnung zu setzen. Da konnte sie manche ihrer Derbheiten und Sonderbarkeiten um so eher mit in den Kauf nehmen, als sie schon aus ihrem elterlichen Hause einigermaßen daran gewöhnt war. Und ihre weibliche Natur empfand die Unterordnung nicht so peinigend als der „Mannesstolz" ihres Gatten.

Aber manchmal seufzte doch auch sie ein wenig unter Femis strengem Regiment, das sie schließlich gar nicht

mehr aus der Angst herauskommen ließ, es in irgend etwas versehen zu haben.

Da kam ganz unerwartet der Tag der Erlösung.



Der kleine Heinz hatte sein drittes Lebensjahr vollendet, und am Morgen dieses bedeutsamen Tages erschien Femi, feierlich wie zu einem Sonntagsausgang gekleidet, in dem Wohnzimmer, wo die Eltern den Gabentisch für ihr Bübchen hergerichtet hatten. Sie

hielt einen Blumenstrauß in der Hand und ein kleines Buch. Mit einer Würde, die sich bei ihrer grobknochigen Figur etwas wunderlich ausnahm, neigte sie sich über das Kind herab und küßte es auf die Stirn. Dann legte sie Strauß und Buch auf den Geburtstagstisch und wandte sich an das junge Ehepaar.

„Meine schönsten Glückwünsche zum heutigen Tag! Und um Ihnen noch eine besondere Freude zu machen: Sie können sich nach einem anderen Mädchen umsehen! Ich gehe morgen mit Wilhelm aufs Standesamt, um das Aufgebot zu bestellen. Jetzt, wo wir das Geld wieder beisammen haben, können wir ja heiraten."

Dem Doktor hüpfte das Herz vor Freude. Es kostete ihn wirklich Mühe, einen Ausruf beglückter Überraschung zu unterdrücken. Niemals war er liebenswürdiger gegen Femi gewesen als in diesem Augenblick.

„Ihrem Glück werden wir selbstverständlich nicht im Wege sein, liebe Femi," sagte er herzlich. „Sie können den Dienst verlassen, wann es Ihnen beliebt. Aber was heißt denn das mit dem Gelde? Hatten Sie es etwa fortgegeben?"

„Ja, glauben Sie denn, Herr Doktor, ein Kerl wie dieser Eggert würde Ihnen auf die schönen Augen meines Wilhelm hin so viel Nachsicht gezeigt haben? An dem nämlichen Tage, wo der Gerichtsvollzieher hier war, habe ich mir mein Erspartes geholt, und Wilhelm hat dem sauberen Herrn sein Geld auf Heller und Pfennig vorgezählt, um ihm dabei ein paar Wahrheiten zu sagen, von denen ihm wohl noch lange die Ohren geklungen haben werden. Ich wußte wohl, daß ich mein Geld wiederkriegen würde. Und Sie sehen ja: ich hab' es gekriegt. — Von dem Wirtschaftsgeld aber hab' ich noch einiges nebenbei erspart. Ich erstatte es Ihnen hiermit zurück, und Sie werden wohl nichts da-

gegen haben, daß ich es auf den Namen des kleinen Heinz angelegt habe."

Sie deutete auf das Büchlein, und als Frau Herta es näher in Augenschein nahm, erwies es sich als ein Sparkassenbuch über dreihundert Mark.

Dem Doktor verschlugen diese unerwarteten Offenbarungen ein wenig die Rede; die junge Frau aber lag schluchzend am Halse des „Hausdrachens", der übrigens gar nicht gerührt, sondern ebenso mürrisch aussah wie gewöhnlich.

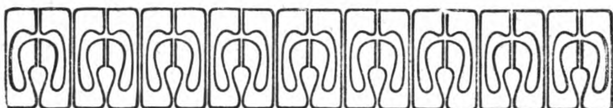
„Na, nu beruhigen Sie sich man, Kind! Was gibt's denn da zu flennen? Daß Sie und der Herr Doktor froh sind, mich los zu werden, weiß ich ja doch. Es kommt auch nicht viel darauf an, daß mich der Herr Doktor einen Drachen geheißen hat, wenn er meinte, daß ich's nicht hörte. Die Hauptsache ist, daß der Drache seine Schuldigkeit getan hat. Und nun lassen Sie mich wieder in meine Küche, sonst verbrennt mir der Schokoladenpudding."

— — — — — — — — — — — —

Auf Femis Hochzeit brachte Doktor Riedinger den ersten und einzigen Trinkspruch aus, ein Hoch auf die Neuvermählten, insbesondere aber auf die junge Ehefrau, die seinem Haus so lange die treueste Hüterin gewesen sei, wachsam und unbestechlich wie —

„Wie ein Drache!" ergänzte die Gefeierte trocken, und Doktor Riedingers Protest verhallte im hellen Gläserklingen und in der allgemeinen Heiterkeit der Gäste.





Die Hebung der Meeresschätze.

Technische Skizze von Th. Seelmann.



Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Bergung von untergegangenen Schiffen und der mit ihnen auf den Meeresboden gesunkenen, oft sehr erheblichen Schätze war bisher mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Taucher können wegen des gewaltigen Wasserdrucks nur in verhältnismäßig geringe Tiefen hinabsteigen, auch nur immer kurze Zeit unter Wasser arbeiten, und die Hebung der Schiffskörper, ihrer Ausrüstung, Geldvorräte, Ladungen und sonstiger Wertsachen verursachte, wenn sie die Lage der Schiffe überhaupt ausführbar erscheinen ließ, nach den bis jetzt üblichen Bergungsmethoden so bedeutende Unkosten, daß man in der großen Mehrzahl der Fälle davon Abstand nahm.

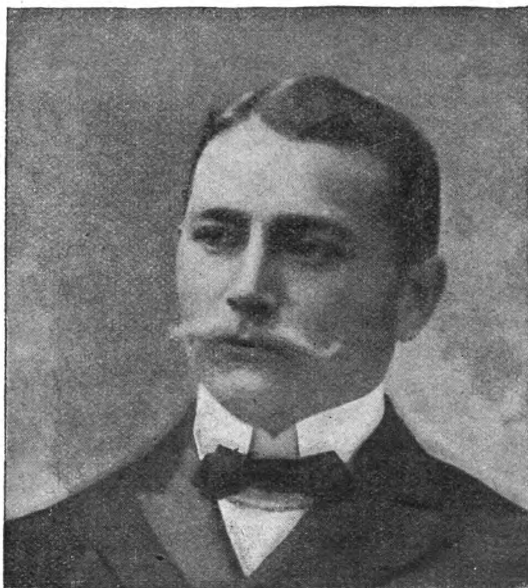
In dieser Hinsicht dürfte aber nun ein großer Wandel bevorstehen. Der Italiener Giuseppe Pino hat zwei Erfindungen gemacht, das Hydroskop und den Elevator, wie er seine neuen Apparate benennt, die nicht nur geeignet erscheinen, die Schätze, die das Meer im Laufe der Jahrhunderte verschlungen hat, schnell und leicht aufzufinden, sondern auch die Möglichkeit

geben, sie ohne Schwierigkeit dem gefräßigen Element wieder zu entreißen und an das Tageslicht zurückzuführen.

Giuseppe Pino ist 1870 in Chiampo Arzignano in Italien geboren. Verlief sein Leben auch in ruhigen Bahnen, so zeigt es doch ebenfalls, wie heiß das erfinderische Genie kämpfen muß, um seine schöpferischen Ideen auszubauen und zur Anerkennung zu bringen. Giuseppe Pino ist dem Äußeren nach ein hübscher Mann, dessen Gesichtsschnitt, wie unser Bild erkennen läßt, mehr an einen Deutschen oder Engländer als an einen Italiener erinnert. Seine Eltern starben, als er noch ein Knabe war, und überließen ihn der Fürsorge seiner älteren drei Brüder. Pino war ein Träumer, und so wurde er in der Jugend nicht verstanden. Die phantastischen Romane Jules Vernes, die er mit Eifer las, haben wohl den Anstoß zu seinen erfinderischen Grübeleien gegeben und bestärkten ihn auch zugleich in der Überzeugung von seiner erfinderischen Befähigung. Achtzehn Jahre alt, verließ er mit einer geringen Barschaft die Heimat, um seinen Weg in der Welt zu machen. Er wandte sich zuerst nach Mailand, wo er mehrere kleine elektrische Erfindungen, die er vollendet hatte, für ein geringes verkaufte. Jetzt konnte er seiner Phantasie freien Spielraum lassen, den Lockungen der See, die ihn immer angezogen hatte, folgen und seine Studien zur Seeerforschung ernstlich beginnen.

Eine seiner ersten Erfindungen war eine Kugel, in der er auf den Meeresboden hinabzusteigen beabsichtigte, um einige Fragen zu untersuchen, die mit dem Wasserdruck zusammenhingen. Nachdem die Kugel gebaut war, schaffte er sie nach dem stillen Küstenort Vada, der zwischen Savona und Genua liegt, um dort seine Versuche in Ruhe vorzunehmen. Die Kugel wurde am

Abend in der See verankert. Am nächsten Morgen aber, als der Abstieg in ihr ausgeführt werden sollte, war sie verschwunden. Bewohner von Vada waren in einem Boot zu ihr hinausgefahren, hatten an ihr herumgespielt und sie dabei in die Meerestiefe versinken



Giuseppe Pino.

lassen. Mit der Kugel ging auch, wenigstens einstweilen, Pinos Glück unter.

Jetzt hatte er aber einen persönlichen Grund zur Fortsetzung seiner Tiefseeuntersuchungen, er bemühte sich, Mittel und Wege zu entdecken, um seine verlorene Kugel wieder zu erhalten. Mittlerweile machte sich aber für ihn der Zwang geltend, sich einen Lebensunterhalt

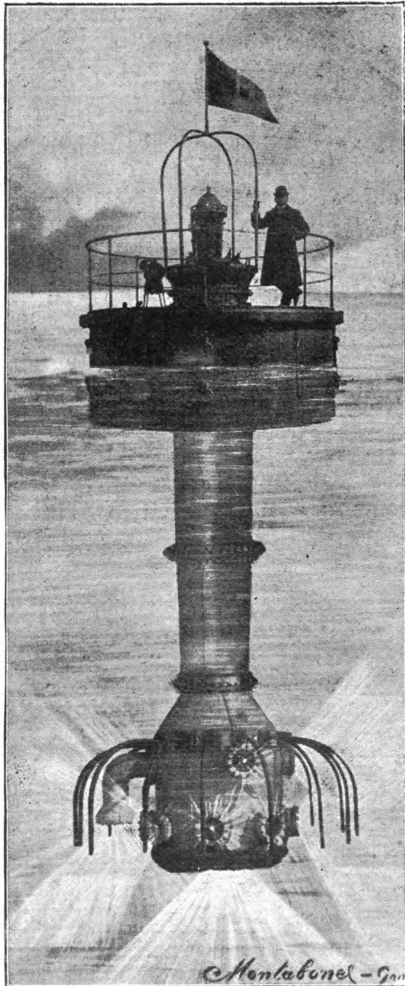
zu verschaffen, und so trat er denn in eine Fabrik in Genua ein. Während er hier tätig war, träumte er von seinen Entwürfen und arbeitete eifrig an ihnen, bis zufällig einige seiner Pläne für ein neues Unterseeboot seinem Prinzipal in die Hände gerieten. Dieser interessierte sich nicht nur außerordentlich für Pinos Ideen, sondern er unterstützte ihn auch kräftig bei seinen Versuchen, eine vermögende Gesellschaft zur Ausnützung seiner Erfindung zu gründen. Alles dieses, sowie der Bau des Bootes kosteten Zeit. Aber nach vier Jahren war die Gesellschaft doch gegründet, und auch das Boot war ein Jahr später fertig.

In diesem Boot unternahm er mehrere hundert Abstiege unter Gefahren aller Art, um die Meerestiefen zu studieren. Bei einem dieser Tauchversuche fiel es nun Pino auf, daß er, obgleich er sich in einer Tiefe von mehreren hundert Ellen befand, dennoch eine Zeitung klar und deutlich zu lesen vermochte. Diese Beobachtung ließ in ihm den Plan zur Erfindung eines Seeteleskops entstehen. Er beabsichtigte damit ein Instrument zu schaffen, mit dem man in die größten Meerestiefen hinabzuschauen vermöchte, ohne gezwungen zu sein, auf den Meeresboden selbst hinabzusteigen.

Der Gedanke an ein solches Instrument setzte jetzt Pinos ganze erfinderische Phantasie in Tätigkeit. Zwei Jahre später war der erste Plan dazu entworfen, alle Schwierigkeiten wurden überwunden, und das Modell zum Hydroskop, wie er diesen Sehapparat im Wasser bezeichnete, war nach abermals zweieinhalb Jahren hergestellt. Im Januar 1903 wurden in Portofino, zwischen Genua und Spezia, öffentliche Versuche von Bord eines Torpedobootes aus ausgeführt, das der italienische Marineminister dem Erfinder zur Verfügung gestellt hatte. Der Marineminister be-

zeugte im Verein mit anderen hervorragenden Personen selbst die außerordentliche Klarheit, mit der man mit Hilfe des Hydroskops alle Gegenstände im Wasser unterhalb des Bootes erblickte.

Von diesem Tage an gönnte sich Pino kaum eine Stunde Ruhe, um seine Erfindung so schnell als möglich zu vervollkommnen. Viele Hindernisse waren noch zu beseitigen, und hundert Pläne wurden dafür entworfen und wieder aufgegeben. Um dieses Ziel zu erreichen, wies er auch ein Anerbieten der grie-

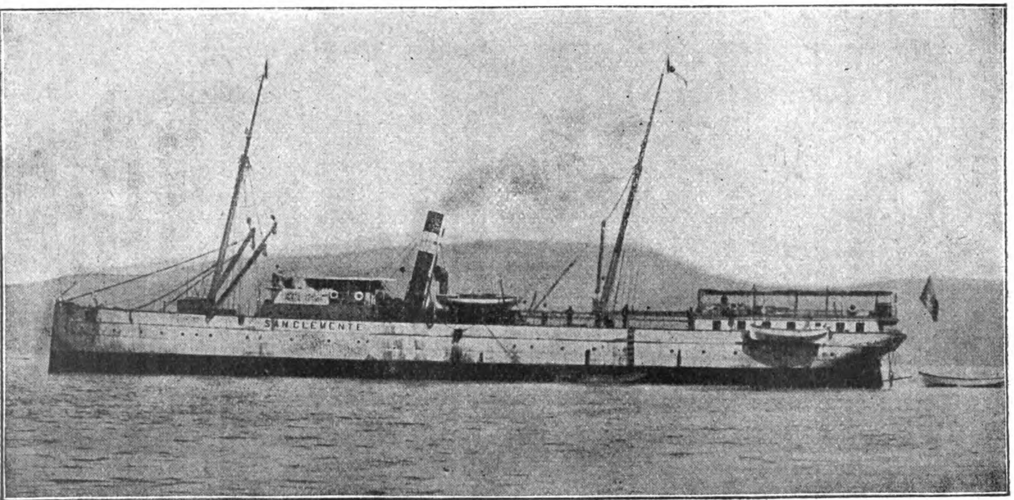


Das Hydroskop mit der Plattform.

chischen Regierung ab, vor langer Zeit an der Küste Griechenlands versunkene Schätze wieder aufzusuchen. Denn inzwischen war ihm noch die Idee zu einem anderen Apparat, der eine Ergänzung zum Hydroskop bilden sollte, aufgetaucht, zum Elevator. Wie der Name schon andeutet, dient dieser Apparat dazu, Gegenstände, die auf den Meeresboden hinabgesunken sind, wieder emporzuheben. Auch diese Erfindung war bald vollendet, und im Juli 1903 wurde in Genua eine Gesellschaft zur Verwertung der beiden Apparate gegründet. Pino empfing eine Abstandssumme von vierhunderttausend Mark. Der Bau von kleinen und großen Hydroskopen und Elevatoren war so in einer Hand vereinigt.

Für Pino war jetzt die Hauptfrage die, wo er seine Hebungsversuche zuerst praktisch anstellen sollte. Nah und fern wurde nachgeforscht, und Nachrichten wurden eingesammelt über die Ernte, die das Meer im Lauf der Zeiten an Schätzen gehalten hatte. Besonders der Freund, Vertreter und Geschäftsführer Pinos, Doktor Carlo Iberti, beteiligte sich an diesen Nachforschungen. Er, der wie kaum ein anderer über die Korallenbänke, Perlen- und Schwammfischereien, gesunkene Schiffe und im Meer begrabene Reichtümer Bescheid weiß und auch die Geschichte der Bucht von Vigo, die an der Nordostküste Spaniens liegt, genau kennt, wies zuletzt auf diesen Punkt hin, der denn auch schließlich als erstes Versuchsfeld zur Jagd nach den Meeresschätzen für das Hydroskop und den Elevator ausgewählt wurde.

Vigo, in dessen Hafen erst vor kurzem die russische Flotte auf ihrer Fahrt nach Ostasien längeren Aufenthalt nahm, ist berühmt geworden durch das Gefecht, das die englische Flotte am 22. Oktober 1702 dort dem spanischen Geschwader lieferte, das die jährliche Ausbeute an Silber und Gold von Amerika nach Spanien

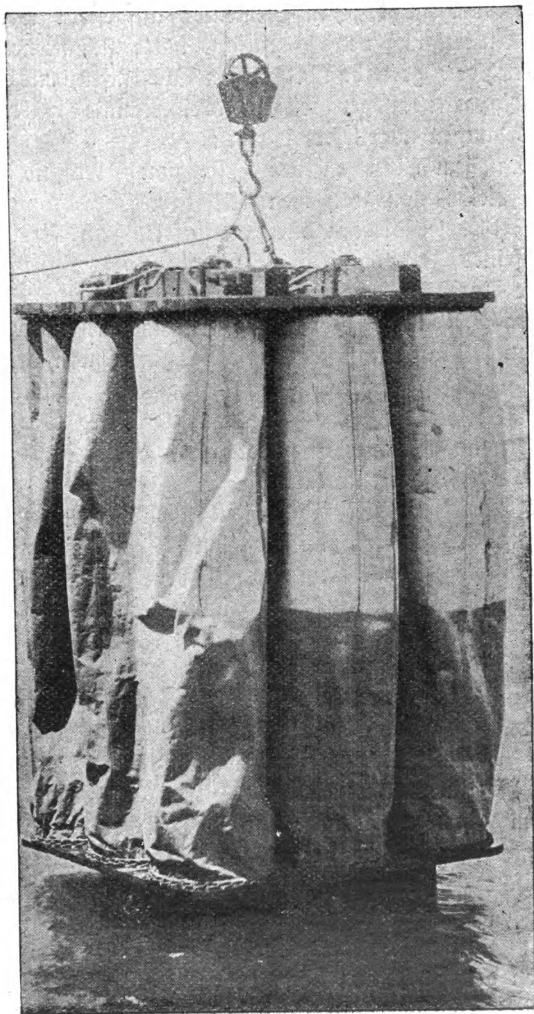


Die Dampfjacht Pinos „San Clemente“.

bringen sollte. Das Geschwader bestand aus 21 Galeonen, die bis auf drei, die den Angreifern in die Hände fielen, zerstört wurden. Nach der Überlieferung der spanischen Archive in Madrid fielen durch den Untergang dieser Galeonen dem Meer Gold und Silber im Wert von 560 Millionen Mark anheim. Diese Schätze mittels des Hydroskops und des Elevators aufzufinden und zu heben, nahmen sich Pino und sein Freund Iberti vor.

Zunächst aber galt es, noch genaue Erkundigungen über die näheren Umstände des Untergangs einzuziehen. Zu diesem Zweck bereiste Doktor Iberti Spanien kreuz und quer, besuchte Madrid, Sevilla, Cadiz, Simancas, Lugo, Santiago und Cordova, prüfte die Archive und reihte Beweis an Beweis, daß wirklich Reichtümer in der angegebenen Höhe auf dem Meeresboden der Bucht von Vigo liegen müssen. Zugleich schloß er mit der spanischen Regierung einen Vertrag ab, nach dem Giuseppe Pino das Recht der Erforschung und Aufsuchung jener versunkenen Schätze verliehen wurde. Um diese Verleihung zu erhalten, war ein harter Kampf nötig. Denn die spanische Regierung äußerte allerlei Bedenken, die beschwichtigt werden mußten. Und doch wären beinahe alle Bemühungen vergeblich gewesen. Denn einen Tag später, nachdem der Vertrag unterzeichnet worden war, legte das Ministerium sein Amt nieder, und es kam eine Partei an das Ruder, die den Bestrebungen der beiden Italiener feindlich gesinnt war. Im Januar wurde der Regierungsbeschluß über die Verleihung der Konzession aber doch endlich veröffentlicht, und so konnte man nun an das Werk gehen.

Mehrere Monate wurde an dem Bau des ersten Hydroskops in großem Maßstab gearbeitet. Ende März 1904 konnte das Instrument an Bord von Pinos präch-



Ein Elevator mit halbgefüllten Luftsäcken.

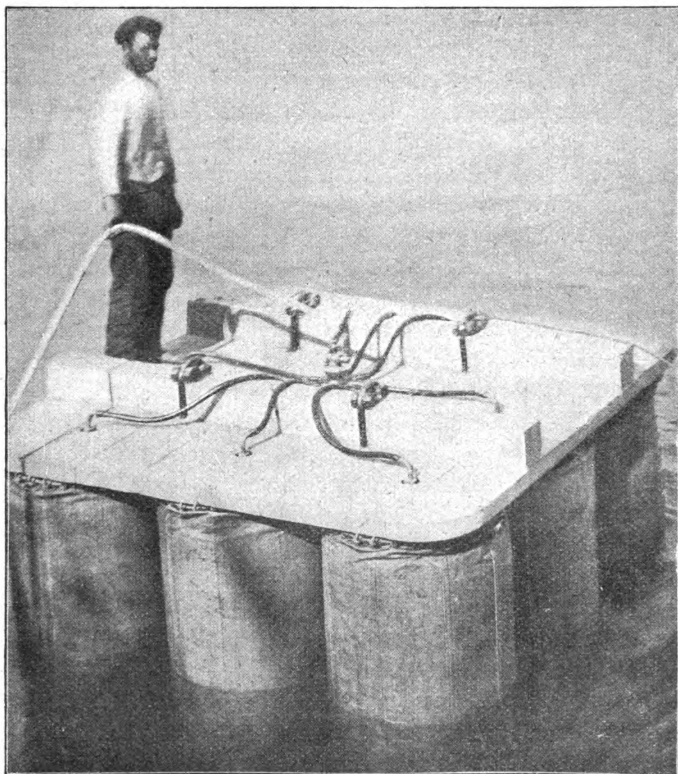
tiger Dampfjacht „San Clemente“ aufgestellt werden. Die Anfertigung des Hydroskops hatte sich namentlich dadurch verzögert, daß die großen Glaslinsen, mit denen der Apparat ausgerüstet ist, drei Monate später als ausbedungen abgeliefert wurden.

Nachdem Pino an der Küste von Portofino noch eine Reihe von Versuchen mit dem Hydroskop ausgeführt hatte, die ihn durchaus befriedigten, segelte er mit seiner Jacht nach Spanien ab und erreichte Vigo Ende April. Alle Vorbereitungen zu dem Unternehmen waren auf das sorgfältigste getroffen. Die Elevatoren waren seit langem zusammengestellt, denn man braucht zur Hebung größerer Lasten mehrere; ein Kapitän und geeignete Mannschaft — im ganzen vierzig Leute — wurden ausgewählt, und der tägliche Arbeitsplan in groben Umrissen entworfen.

Alsbald wurden die ersten Schritte zur Verwirklichung des Unternehmens getan. Die Disziplin an Bord des „San Clemente“ ist vortrefflich wie auf einem Kriegsschiff, ein romantischer Schimmer umgibt die ganze Arbeit, die Arbeitsstätte selbst ist in landschaftlicher Beziehung reizend, und jedermann ist auf die Auffindung der Schatzschiffe so begierig, wie Pino selbst und die spanische Regierung. Denn dieser wurden nach dem mit Pino vereinbarten Vertrag zwanzig Prozent von allen entdeckten Schätzen zugestanden. Aus diesem Grunde überwacht auch stets ein spanisches Kriegsschiff alle Bewegungen des „San Clemente“. Die spanische Regierung setzt übrigens in Giuseppe Pino und seine Apparate großes Vertrauen und hegt den festen Glauben an das Vorhandensein der auf dem Boden der Bucht von Vigo ruhenden Meeresschätze.

Das Tageswerk an Bord des „San Clemente“ beginnt mit der Morgendämmerung. Gleich nach der

Ausgabe des Kaffees werden die Bootsausflüge bestimmt, die zur Erkundung der Bucht unternommen



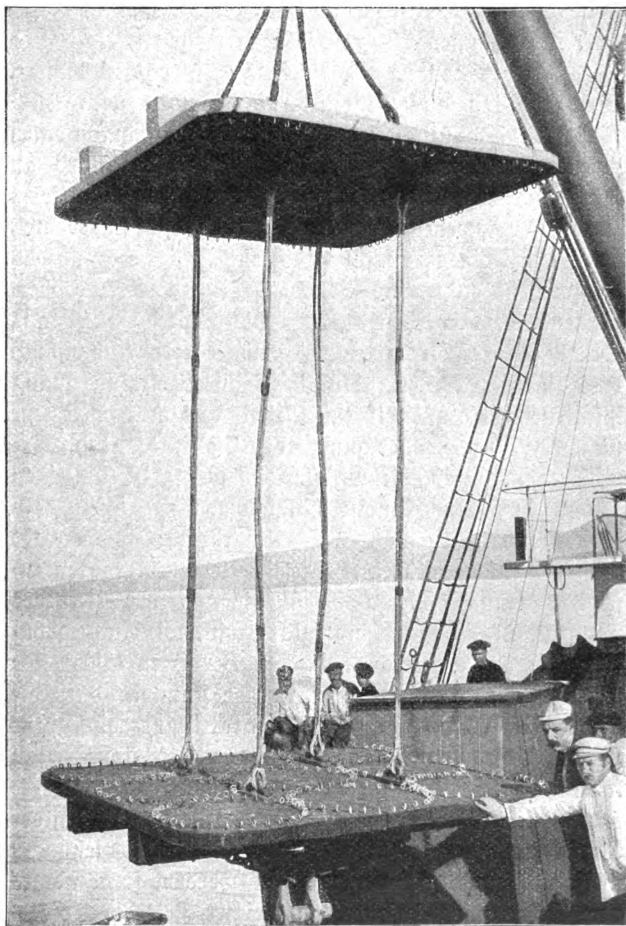
Ein Elevator mit gefüllten Luftsäcken.

werden sollen, während sich die Leiter der Expedition in einer geräumigen Kabine, die zu einem Bureau umgewandelt worden ist, zur Arbeit niedersetzen, die Berichte der vorangegangenen Bootsuntersuchungen ein-

tragen, alle gefundenen Spuren verzeichnen und danach zahllose Karten anfertigen.

Das große Hydroskop wird an einem flinken, kleinen Dampfboot befestigt und wird meist von Pino selbst eingestellt. In den Monaten von Mai bis Ende August war man mit den einleitenden Untersuchungen beschäftigt. Es wurden überall in der Bucht Sondierungen vorgenommen, Ebbe und Flut, sowie die Strömungen studiert und nochmals Karten und Pläne aller Art nach Anhaltspunkten durchforscht. Wo immer nur das Hydroskop einen Platz anzeigte, der die versunkenen Schätze zu bergen versprach, wie eine verdächtige Erhebung, an der sich der Meeressand angehäuft hatte oder auch eine Mastspitze, die aus dem Meeresboden hervorragte — an allen solchen Stellen wurden Bojen ausgelegt. Die ganze Fläche der Bucht ist jetzt mit derartigen Merkbojen besteckt. Was darunter liegt, muß die Zukunft ergeben.

Einige glückliche Erfolge hat man übrigens schon aufzuweisen. Pinos Augen leuchten, wenn er von den Wunderreisen berichtet, die er vermöge des Hydroskops in die Tiefe des Meeres tut. Das Instrument deckt ihm mittels seiner scharfen Linsen bei dem klaren Wasser der Bucht alle Geheimnisse des Meeresbodens auf. So hat man denn auch schon neun von den alten untergegangenen Galeonen entdeckt, ihre Namen festgestellt und ihren Umfang ausgemessen. Mit der Hebung der einen dieser Galeonen, die den Namen „Santo Cruz“ führt, wird man demnächst einen Versuch machen. Es steht zu hoffen, daß sie unbeschädigt zu Tage kommen wird, da sich ihre Ausrüstung bei dem ruhigen Wasser wundervoll erhalten hat. Auch wenn es kein Gold oder Schätze an Bord hat, so ist ein solches stattliches altes Schiff dennoch ein Vermögen wert, schon wegen des



Das Gestell eines Elevators.

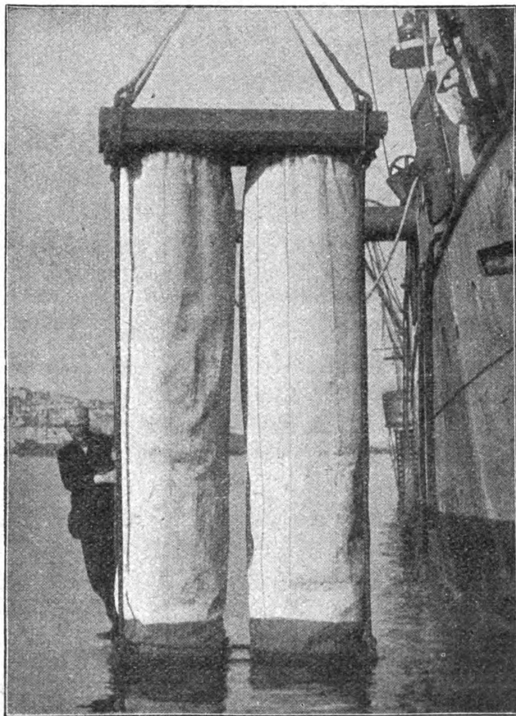
kunstvollen eichenen Schnitzwerkes, mit dem es aus=
gestattet ist. Der Erfinder hegt nicht den geringsten

Zweifel, daß die Elevatoren das Schiff, vorausgesetzt, daß es zusammenhält, zu heben vermögen.

Über die genaue Einrichtung seiner Erfindungen bewahrt Pino aus begreiflichen Gründen noch Stillschweigen. Doch sind die allgemeinen Umrisse nach seinen eigenen Angaben folgende. Das Hydroskop wird an seinem oberen Ende von einer rundlichen Plattform im Wasser schwebend erhalten, die, wie schon angedeutet, an einem kleinen Dampfboot befestigt wird, so daß das Instrument nun nach Belieben über die Meeresoberfläche bewegt werden kann. Die Plattform ist aus Stahl gebaut und trägt unten, damit sie leichter schwimmt, eine dicke Korkschicht. Auf ihr können zwanzig Mann Platz nehmen. Von ihrem Mittelpunkt aus führt eine nicht allzu lange, aber außerordentlich starke Stahlröhre nach unten hinab, die umfangreich genug ist, um einen Mann in ihrem Innern hinabsteigen zu lassen. Zu diesem Zweck sind auch Stufen angebracht. Diese große Röhre setzt sich aus einer Anzahl kleinerer Röhren zusammen, mittels deren sie sich je nach der Tiefe des Wassers, in die man hinabblicken will, wie ein gewöhnliches Fernrohr verlängern oder verkürzen läßt. Die unterste Röhre stellt eine geräumige Kammer dar, die die Glaslinsen enthält. Der Apparat besitzt zwölf große Linsen, die nach allen Seiten hin gerichtet sind. Man kann entweder durch diese Linsen unmittelbar in die Meerestiefen hinabsehen oder die aufgefangenen Bilder können auch nach oben auf einen Spiegel beziehungsweise auf einen Schirm geworfen werden, so daß dann eine Reihe von Personen zu gleicher Zeit die Spiegelungen beobachten kann.

Wenn der kleine Dampfer die Plattform mit dem Hydroskop durch das Wasser schleppt, zieht vor den Augen der Beobachter ein Wandelpanorama vorüber,

dessen Zauber alle zu Ausrufen der Bewunderung hinreißt. Die Glaslinsen sind in Paris hergestellt worden. Sie kosten zusammen vierzigtausend Mark. Natürlich



Der Elevator bringt den Fund empor.

sind diese ersten Linsen besonders kostspielig gewesen. Weitere Stücke werden jetzt nur den vierten Teil kosten, und kleinere Hydroskope stellen sich kaum teurer als gewöhnliche Fernrohre von gleicher Schärfe.

Pino selbst hält aber seinen Elevator für ebenso

wichtig wie das Hydroskop. Die Grundidee des Elevators ist ziemlich einfach. Eine Anzahl von elastischen Säcken ist in ein Gestell gespannt, das im wesentlichen aus zwei Plattformen besteht. Wie unsere Abbildung auf S. 111 zeigt, befindet sich die eine Plattform oben, die andere unten an den Säcken. Die untere Plattform besitzt zugleich Vorrichtungen, durch die der Elevator an den Gegenständen, die gehoben werden sollen, befestigt wird. In die Säcke wird nun Preßluft hineingepumpt. Ist der Elevator an dem gesunkenen Gegenstand befestigt, so wird das Hineinpumpen der Preßluft in die Säcke so lange fortgesetzt, bis die Luft den Widerstand der auflastenden Wassermassen und das Gewicht des betreffenden Gegenstandes überwindet, und dieser nun, von den Luftsäcken emporgerissen, wie ein Gummiball zur Oberfläche emporschießt. Die einzelnen Elevatoren, die an Bord des „San Clemente" benützt werden, bestehen aus je zehn Säcken. Die Säcke sind aus zwei Hüllen angefertigt, von denen die innere aus Gummi, die äußere aus Segeltuch hergestellt ist. Die untere Plattform der Elevatoren besitzt außerdem an ihrem Boden einen mächtigen Magnet, der die Befestigung der Elevatoren an eisernen Gegenständen, wie gesunkenen Panzerschiffen, erleichtern soll. Jeder Elevator des „San Clemente" vermag ein Gewicht von 25 bis 30 Tonnen emporzuheben. Die Elevatoren schwimmen selbst bei stürmischster See.

Wie schon erwähnt, sind bereits mehrere von den 1500 Kanonen, die auf dem Boden der Bucht von Vigo liegen, emporgebracht worden. In dem einen Fall waren fünf Kanonen unter einem Haufen von Sand, Steinen, Holz und Kanonenkugeln vergraben. Man schätzte ihr Gewicht auf 16 Tonnen. Nachdem sie das Hydroskop entdeckt hatte, wurde ein Viertel eines ge-



Alte vom Boden der Bucht von Vigo emporgebrachte Kanonen.

wöhnlichen Elevators hinabgelassen, daran befestigt, sodann Preßluft in die Säcke gepumpt, und wie ein Riesenkork stiegen die Kanonen an die Oberfläche empor. Ebenso hat man noch vier große Dampfkessel eines englischen Schiffes, das vor sechzehn Jahren unterging, mittels des Hydroskops aufgefunden. Einen dieser Kessel, der ein Gewicht von 70 Tonnen hat, hat man mit den Elevatoren leicht wie eine Feder gehoben und als gute Beute nach Vigo gebracht.

Neuerdings hat Pino zu seinen Instrumenten noch einen anderen Apparat hinzuerfunden, der es gestattet, kleinere Gegenstände, wie Perlen, die an versteckten Stellen liegen, zu ergreifen. Der Apparat ist der menschlichen Hand nachgebildet, und er kann wie diese seine Finger öffnen oder mit ihnen den Gegenstand umfassen, als ob er von Muskeln bewegt und vom Verstand geleitet würde.

Pino und seine Anhänger tragen sich mit zahllosen Plänen zur Anwendung und Verwertung des Hydroskops und des Elevators. Man will mit ihrer Hilfe alte und neue gesunkene Schiffe in allen Weltmeeren suchen und heraufbringen, ja sogar in den Dienst der Fischer hofft man das Hydroskop zu stellen. Während jetzt die Netze auf gut Glück ausgeworfen werden, will man mit dem Hydroskop den Aufenthalt der Fischschwärme im Meere erkunden, um dann erst mit dem Fang vorzugehen und ungeheure Scharen in die Netze zu bekommen.

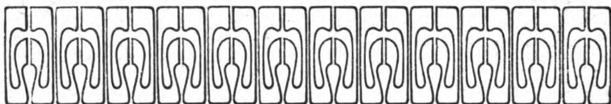
Verwirklicht sich dieser Plan, dann werden die Fische zu dem gewöhnlichsten und wohlfeilsten Nahrungsmittel werden.

Endlich gedenkt noch der Freund Pinos, Doktor Iberti, sobald sich die Kriegswetterwolke zerstreut hat, nach dem fernen Osten zu gehen und Japan oder Ruß-

land die Hebung der gesunkenen Kriegsschiffe gegen eine Vergütigung von zwanzig Prozent des ursprünglichen Kostenwertes der Schiffe anzubieten. Der Wert dieser Schiffe wird auf 400 Millionen Mark geschätzt. Wird das Angebot angenommen, so würde also ein Riesenverdienst erzielt werden.

Die Arbeiten in der Bucht von Vigo werden unter der Leitung Pinos einstweilen rüstig fortgesetzt. Vielleicht überraschen uns demnächst die Zeitungen mit der Nachricht, daß die dort ruhenden reichen Schätze wirklich aufgefunden und gehoben worden sind.





Der Schicksalstag.

Novelle von Gustav Johannes Krauß.



1.

Es kostete Fräulein Hedwig Bergler alle Mühe, den Seufzer, der aus ihrer von Sorge und Mitleid beengten Brust heraufsteigen wollte, zu unterdrücken. Wie die Farbe in dem lieblichen jungen Mädchengesicht, das sich ihr gegenüber tief über die Stickerei neigte, so rasch wechselte! Wie unruhig die großen, feuchtschimmernden Braunaugen bald nach dem Zifferblatt der phlegmatisch tickenden Wanduhr sahen, bald wieder zwischen den Topfblumen des Fensters hindurch, an dem die Damen saßen, auf die Straße hinabspähten! Liesel verging offenbar vor Ungeduld, und dabei war drei gegen eins zu wetten, daß es eine Enttäuschung war, der sie in solcher fieberhaften Unruhe entgegenharrte.

Da sank drüben die Stickerei in den weißen Mädchenhänden unter die Kante des Arbeitstischchens hinab, die junge Gestalt lehnte sich in den Sessel zurück, die braunen Augen sahen Fräulein Bergler mit aufgeregtem Glanze entgegen. „Ach ... Tante!"

„Was denn, Herzerl?" fragte die Tante mit halblauter, beklommener Stimme.

„Tant' ... jetzt — jetzt entscheidet sich's! Oder er hat sich schon lange entschieden. Er kommt gleich — gleich muß er kommen ..." stammelte Liesel mit vor Erregung bedeckt klingender Stimme.

Da wurde der Seufzer in der beengten Brust übermächtig stark. Er brach sich Bahn.

„Schau, Kind, das ist nicht gut ..."

„Was ist nicht gut, Tant'?" fragte das Mädchen beinahe unmutig.

„Daß du dich so in die Idee hineinredst, heut müßt' sich alles wenden. Wenn's dann nichts ist, wird die Enttäuschung doppelt schwer sein. Er soll doch so ein wunderlicher alter Herr sein, und wenn heut auch sein Geburtstag is —"

„Du bist eine Schwarzmalerin, Tant'!" unterbrach sie die Nichte hastig. „Weil du selber so viel Unglück gehabt hast, du arme, liebe Hedwigtant', so kannst gar nicht mehr recht dran glauben, daß es wirklich so was gibt wie Glück. Und das gibt's doch, Tant'! Und wir beide haben's, Karl und ich, und heut haben wir's. Mir ist so sonderbar zu Mut, ich fühl's förmlich in der Luft liegen. Wo sollt' es denn aber geschehen, das Große, Bedeutungsvolle, wenn nicht in der Junggesellenwohnung drüben in Mariahilf, wo Karl jetzt mit seinem Onkel beim Geburtstagsessen sitzt? Karl hat sich's vorgenommen, heut mit ihm zu reden. Und er wird doch heut siebzig Jahre alt, der alte Herr, da muß ihm doch ein bissel anders werden ums Herz, wenn er auch noch so wunderlich ist. — Herrgott, ein Wagen!" unterbrach sie sich, indem sie sich über die Nelkentöpfe weg aus dem Fenster bog. „Sollt' er — jetzt schon ...? Aber mir scheint, er fahrt ja vorbei, der Fiaker!"

Liesel stellte sich auf die Zehenspitzen, um den Blondkopf nur recht weit aus dem Fenster neigen zu können.

Die Tante sah ihr besorgt zu und schüttelte leise das Haupt dabei.

In ihrer Aufregung hatten beide Damen es überhört, daß draußen die Wohnungstür von der alten Aufwärterin geöffnet wurde. Als es aber jetzt an die Zimmertür klopfte, schraken beide heftig zusammen. Liesel sank auf ihren Sitz zurück, als wolle sie ohnmächtig werden, die Tante brachte das „Herein!“ kaum aus der Kehle.

Die Tür ging auf, und ein schlanker junger Mann in der schmucken Uniform der österreichischen Jägeroffiziere trat über die Schwelle. Im Arm trug er eine in Seidenpapier gewickelte Flasche.

„Karl!“ jauchzte das junge Mädchen auf. Sie nahm die Flasche, die doch offenbar einen Fest- und Jubeltrunk enthielt, als Beweis des so sicher erwarteten glücklichen Ausgangs.

Die Tante aber hatte den finsteren Ausdruck in dem männlich hübschen Gesichte des jungen Offiziers gesehen und ließ betrübt das leicht ergraute Köpfchen hängen.

Der Leutnant stellte die Flasche auf den Tisch und trat dann an die beiden Damen heran. Er reichte Fräulein Bergler die Hand und küßte zugleich seine Braut, aus deren Gesichtchen der freudige Ausdruck bereits wieder verschwunden war, auf die reine, weiße Stirn. Dann zog er eine große viereckige Karte aus starkem, gelblichem Papier unter dem Aufschlag seines linken Ärmels hervor und legte sie langsam auf den Nähtisch zwischen den beiden Damen.

„Hier!“ sagte er.

Das blonde und das graue Köpfchen neigten sich hastig über die Zeile häkeliger Greisenschrift, die quer über das Blatt lief: „Sechs Flaschen vom besten Lethe, um dumme Gedanken totzutrinken.“

Während die Damen diese Worte entzifferten, hatte der Offizier ein paar Schritte durch das Zimmer getan. In der fernsten Ecke des Raumes blieb er stehen und sagte in grollendem Tone: „Sofort das Wort abgeschnitten hat er mir, als ich loslegen wollte. Er war ganz wild. Ein Offizier solle überhaupt nicht heiraten und dergleichen mehr. Ich sei allerdings sein Erbe. Wenn ich aber meine, ihn schon bei seinen Lebzeiten ausräubern zu können, und gar, um mit dem Gelde solche Dummheiten zu machen, wie eine Heirat, dann sei ich auf dem Holzweg. Er gebe mir meine Zulage, und keinen Kreuzer mehr. — Wie er diese bündige Erklärung hervorgeknurrt gehabt hat, hab' ich natürlich sofort gehen wollen. Da war er auf einmal wieder ganz freundlich und wollt' mich nicht fortlassen. Schließlich hab' ich doch so lang' bleiben müssen, bis sein alter Franz mir einen Wagen g'holt hat, der mich auf des alten Herrn Kosten nach Hause bringen sollte. In dem hab' ich dann beim Einsteigen einen Korb mit sechs Flaschen von dem berühmten alten Bordeaux meines Herrn Onkels g'funden — und die Karte da."

Er hielt inne und sah bald die Flasche auf dem Tische, bald die beiden Damen an, die bleich und unbeweglich saßen und kein Wort hervorbrachten.

Dann brach er wieder los, ungestüm, verzweifelt: „Ich bin mit dem Wein gleich hierher gefahren. Da kann er zu einem Abschiedstrunk dienen. Denn jetzt ist's ja doch aus mit mir. Wirst doch nicht dumm sein, Liesel, und deine Jugendjahr' vertrauern, um mit einem armen Kerl von Offizier auf den Tod eines geizigen alten Grillenfängers zu warten, der leicht noch seine zehn Jahr' leben kann und, solang' er lebt, auf seinem Geld sitzt wie der Lindwurm auf dem Schatz! — Komm, Liesel, bring Gläser her. Stoßen wir an auf dein Glück!"

Das junge Mädchen stand wirklich auf. Die verlangten Gläser holte sie aber nicht, sondern eilte auf den Geliebten zu, warf sich an seine Brust und brach in heißes, stürmisches Weinen aus.

Der junge Krieger drückte das fassungslose Mädchen innig an sich, und drehte den Kopf dabei so, daß Tante Hedwig nicht in sein Gesicht sehen konnte. Offenbar waren auch ihm die Augen naß geworden.

Das Tantchen sah sich die Trauergruppe ein Weilchen betrübt an, dann stand sie auf und trat an die beiden heran. Der Leutnant wandte sein Gesicht nicht zu ihr, Liesel hob das ihrige nicht von der Schulter des Geliebten, dessen Waffenrock bereits feucht war von ihren Tränen. Fräulein Hedwig ließ sich aber dadurch nicht abschrecken. Mit ihrer sanften, lieben, ein wenig verschleierten Stimme redete sie auf das verzweifelte Paar ein. So wie sie zuvor, als Liesel sich so hoffnungsfreudig und glücksicher zeigte, Wasser in den Wein gegossen hatte, tat sie jetzt Wein in das Wasser. Sie beruhigte und tröstete, so gut sie konnte, sie stellte sich an, als sähe sie allerlei günstige Möglichkeiten in einer Sachlage, die keinerlei reelle Aussichten mehr offen ließ, sondern nur noch die Hoffnung auf den lieben Gott, dessen Hilfe am nächsten ist, wenn die Not am größten.

Als dieser fromme Spruch zum dritten Male in Tante Hedwigs Tröstungsrede vorgekommen war, sagte der Offizier halblaut, als spräche er mehr zu sich selber wie zu den anderen: „Wenn die Not am größten, ist am End' Kamerad Hausers Hilfe am nächsten."

„Wer ist das, der Kamerad Hauser, Herr Raindorf?" fragte Fräulein Bergler erstaunt.

„Das ist — oder das war ein netter, lieber Kerl. Ich war mit ihm zusammen im Kadettenhaus. Ein goldenes Gemüt, nur leider ein armer Teufel."

„Ja, aber . . .?"

Der junge Mann zögerte ein wenig. „Es stand ja in den Blättern neulich. Er hat sich zusammen mit seiner Braut — Aussichten zu heiraten waren keine mehr — in einem Grazer Hotel erschossen."

Da griff Tante Hedwig mit beiden Händen zu und riß Liesel aus den Armen des jungen Offiziers. „Pfui, Herr Leutnant!" zürnte sie, und ihr sanftes Altjungferngesichtchen flammte dabei nur so vor Entrüstung. „So redet kein Mann!"

„Verzeihen Sie mir, Tante!" bat der Leutnant, dem das Blut dunkel in die Wangen stieg vor Beschämung. „Das war nur so hingeredet — in der Verzweiflung. Wo werde ich denn an so was denken! Daran denkt man überhaupt nicht. Das passiert höchstens, wenn einem das Oberstübel vor Jammer —" Er schlug mit der Hand in die Luft, als wolle er etwas verscheuchen. Dann fuhr er fort: „Wir werden schon warten, wir! Das heißt, wenn mir die Liesel nicht schon vorher den Laufpaß gibt, um sich ein besseres Glück zu suchen. Freilich hab' ich nicht gerade den Eindruck, als ob sie so gescheit sein wollte."

Der Blick, mit dem er das junge Mädchen an Fräulein Hedwigs Seite dabei ansah, leuchtete trotz allen Kummers von stolzer Freude und von Zärtlichkeit.

„Reden Sie kein solches Zeug," erwiderte Fräulein Hedwig resolut. „Das wär' grad so gemein wie . . . wie das andere. Wenn man sich gefunden hat und es fühlt, daß man zusammengehört, dann hält man eben zusammen, wenn auch nicht alles gleich klappt. Das ist meine Meinung, und ich glaub', es ist die richtige, wenn ich auch bloß eine alte Jungfer bin. — Jetzt wollen wir aber keine solchen theatralischen Redensarten ohne Sinn und Zweck mehr machen, sondern

uns zusammen setzen und vernünftig überlegen, was zu tun ist.“

Die drei setzten sich zusammen und überlegten vernünftig. Sie tranken die Flasche alten Bordeaux dazu und noch eine, die Liesel aus der Küche, wo Herr v. Raindorf den Geschenkkorb seines Onkels abgegeben hatte, hereinholte. Dieser edle Stoff mochte die Tugend, die ihm der Geber auf der Begleitkarte nachrühmte, vielleicht besitzen und dumme Gedanken fortspülen können. Die Gabe, gute Einfälle hervorzulocken, besaß er jedenfalls nicht, und so kam bei der vernünftigen Überlegung nichts Gescheites heraus. Sie blieb eine Erörterung der Umstände, die den dreien ohnehin nur zu bekannt waren.

Raindorf war Offizier und konnte nur heiraten, wenn er das Kommißvermögen nachwies. Dieses war aber nicht da und konnte auf keine Weise beschafft werden. Der Leutnant war Vollwaise und hatte weiter keine Verwandten als den Bruder seines Vaters, der ihn in die Kadettenschule getan hatte und ihm jetzt eine ziemlich schmale Zulage gab, die Heiratskaution aber nicht erlegen wollte, obwohl ihm das bei seinem großen Vermögen ein leichtes gewesen wäre. Auf seiten der Braut aber lagen die Dinge noch ungünstiger. Auch Liesel Neubauer hatte längst beide Eltern verloren, und von den Verwandten tat niemand etwas für sie außer Tante Hedwig, bei der sie lebte. Diese aber verdankte selber ihr bescheidenes Auskommen einzig einer Pensionsversicherung, die sich der alte Bergler in seiner guten Zeit von einem Agenten hatte aufdrängen lassen. Außer dieser Rente besaß Fräulein Hedwig nur noch ihre Wohnungseinrichtung. Die ehedem so angesehene Exportfirma Bergler & Co. war in den schlechten Zeiten langsam, aber stetig zurückgegangen, bis sie endlich

liquidiert werden mußte, und in der Schlußrechnung das gesamte Vermögen des Inhabers die Verbindlichkeiten gerade noch deckte. Kurze Zeit nach diesem ehrenvollen, aber für den Wohlstand der Familie vernichtenden Ereignis legte sich Papa Bergler hin und starb. Seit dieser Zeit stand Fräulein Hedwig allein in der Welt, bis sie ihre verwaiste Nichte zu sich nahm. Von dem ehemaligen Glanze der Familie war ihr nichts geblieben als die Rente von der Versicherungsgesellschaft und die Wohnung, die ihre Eltern vor vierzig Jahren als ganz junges Ehepaar bezogen und eingerichtet hatten. Diese Wohnung hatte sie übrigens auch nur dank dem Umstand halten können, daß ein alter Freund ihres Vaters, der einzige Treugebliebene eines weitverzweigten Bekanntenkreises, ein pensionierter Rechnungsrat, nach dem Tode seines alten „Spezi“ dessen Tochter zwei Zimmer abmietete. Der war aber nun auch vor etlichen Monaten hinübergegangen. Die beiden Damen hausten seitdem allein in der Wohnung, die für sie viel zu groß und, worauf es weit mehr ankam, viel zu teuer war.

Als die ein wenig trübselige Erörterung an diesem Punkte angelangt war, sagte Tante Hedwig: „Kinder, jetzt muß ich schau'n, daß ich die zwei Zimmer wieder los werde! Bis jetzt hab' ich nicht annonciert und auch keinen Zettel hinausgehängt, weil ich am Ende selber auf den heutigen Tag, von dem ihr schon seit einem halben Jahre so viel phantasiert habt, einige Hoffnung gesetzt habe. Die ist jetzt zu Wasser geworden, und wir müssen schau'n, wie wir uns weiter wursteln. Angenehm ist mir's ja nicht, einen fremden Menschen ins Haus nehmen zu sollen, aber die Sach' geht mir zu scharf ans Portemonnaie. Wenn Zartgefühl und Portemonnaie miteinander streiten, is das Portemonnaie halt leider immer der stärkere Teil.“

Auf diese mit melancholischem Humor vorgetragene Erwägung erwiderte Herr v. Raindorf ein wenig zaghaft: „Könnt' ich nicht —"

„Keine Spur!" unterbrach ihn die Tante rasch. „Ich hab' alles Vertrauen zu euch, sonst würde ich Ihren Verkehr bei uns gar nicht dulden, Herr Leutnant, der jetzt schon Jahr und Tag dauert. Aber ein Brautpaar, gar ein heimlich verlobtes, unter einem Dach — dazu bin ich zu altmodisch. Das schickt sich einmal nicht. Ich werde mir schon wen anderen suchen müssen."

„Vielleicht eine Dame," schlug der junge Offizier hastig vor.

Aber Fräulein Bergler erwiderte mit bedenklichem Gesicht: „Ein Herr wär' mir schon lieber — aus allerhand Gründen. Natürlich muß er ein gesetzter, anständiger Mann sein. Ich geb' gleich morgen ein Inserat in die Zeitung."

Der Gedanke, daß der Vorzug, mit dem bezauberndsten Mädchen des Kaiserstaats Österreich unter einem Dache zu leben, wie eine ganz gleichgültige Sache durch Inserat ausgeboten und an den nächstbesten zahlungsfähigen Reflektanten losgeschlagen werden sollte, schien dem Leutnant v. Raindorf gar nicht zu behagen. Er schnitt ein sehr saures Gesicht dazu und stellte die Bedingung, daß die Wohnung nicht vergeben werden sollte, ehe er sich den Mann angesehen habe. „Ich bin zwar ein junger Dachs," begründete er sein Begehren, „aber unsereiner hat doch mehr Welt- und Menschenkenntnis als eine Dame. Auch ist es eine ganz andere Sache, wenn der Betreffende sich von Anfang an einem Mann gegenüber sieht, als wenn er meint, es mit zwei alleinstehenden Damen zu tun zu haben."

Fräulein Hedwig gab das zu und nahm den Vor-

behalt an. Ein ganz leises Lächeln, das ihr dabei um den gütigen Mund spielte, verriet, daß sie das Gefühl, das den jungen Sausewind so klug reden ließ, in seiner wahren Natur durchschaute. Bald darauf verließ sie unter irgend einem Vorwande das Zimmer.

„Die armen Hascher, denen es heut so grob in die Hoffnungsblüten gehagelt hat, sollen sich wenigstens aussprechen können," dachte sie, während sie die Tür hinter sich zuzog. „An diesen fünfzehnten Juli werden die zwei da drin denken, und wenn sie achtzig Jahre alt werden sollten."

Sie kehrte zu dem Brautpaare nicht mehr zurück. Aber schon nach einer halben Stunde kam dieses zu ihr. Karl v. Raindorf hatte heute abend noch Dienst und mußte nach der Kaserne.

Tante Hedwig drückte dem sich Empfehlenden die Hand noch freundlicher als sonst. „Also Kopf oben behalten, mein Lieber!" sagte sie. „Und keine so gottlosen Reden mehr führen — auch in Gedanken nicht! Tut kein gut, so was."

Ein wenig verlegen küßte Raindorf der gütigen Dame die Hand und ging dann. Liesel begleitete ihn hinaus ins Vorzimmer.

Als sie wieder zu Tante Hedwig zurückkehrte, ging sie hastig ein paarmal durch das Zimmer. Dann fiel sie dem Fräulein plötzlich um den Hals und begann leise, aber heftig zu weinen.

„Aber Herzerl!" tröstete Hedwig mit vor Mitleid zitternder Stimme. „Wird dir's denn gar so schwer?"

„Ach, Tante ... ich ... ich halt's nicht aus!" klagte Liesel. „Dieses Warten von Tag zu Tag, von Monat zu Monat! Ich werde alt werden darüber — alt und häßlich und ihm nicht mehr gefallen! — Ich komm' mir jetzt schon so alt vor manchmal!"

Über Fräulein Hedwigs trauriges Gesichtchen huschte ein ganz leises, gleichsam für sein Dasein um Entschuldigung bittendes Lächeln bei diesem letzten Stoßseufzer. „Und bist doch so jung noch, Liesel!“ raunte sie der Schluchzenden ins Ohr. „Ganze zwanzig Jahr'! — Mach dir's nicht selber schwer, das Leben! Denk lieber daran, wie gut du's hast. Ihr habt euch gern, ihr seht euch so oft. So manches arme Mädel, das auch sein heißes, sehnsüchtiges Herz hat, muß ohne das seine Jugend vertrauern — ganz einsam!“ Leise, kaum noch verständlich, klang es nach: „So wie ich die meine vertrauert hab'.“

Liesel richtete das tränenfeuchte Gesichtchen auf und sagte beinahe trotzig: „Das muß leichter sein, Tante. Aber wissen, wohin man gehört, und doch nicht hinkönnen an seinen Platz, den anderen leiden sehen, selber leiden, wo man glücklich machen könnt' und glücklich sein — verzeih mir, Tant', aber das verstehst du nicht! Du hast die Liebe überhaupt nicht kennen gelernt.“

„Glaubst du?“

Die zwei Worte klangen so sonderbar bebend, so gramvoll an des jungen Mädchens Ohr, daß Liesel förmlich zusammenfuhr. Sie sah ihre Tante mit großen Augen an, und ihr war, als sei dies liebe, gütige, vertraute Gesichtchen plötzlich ein ganz anderes geworden — eines, das sie kaum kannte. Aus diesen dunkelbraunen, in sich gekehrten Augen blickte es ihr entgegen wie ein leidvolles Geheimnis, der zuckende Mund schien von Dingen reden zu wollen, die er fast ein ganzes Leben lang verschwiegen hatte.

„Tante!“ stotterte das junge Mädchen. „Ist es denn möglich? Heiliger Gott, daß ich daran so gar niemals gedacht hab'! Du bist ja so lieb und hübsch, heut noch, wo deine Haar' anfangen grau zu werden.

Bildschön mußt du einmal gewesen sein. Da wär' es das reine Wunder, wenn niemand ... Hast halt Unglück g'habt, gelt, du Arme? Erzähl doch! Wie seid ihr auseinander gekommen? Warum hat man so gar nichts gehört von der Sach'? Ich wenigstens hab' doch keine Spur von einer Ahnung gehabt bis jetzt!"

Diesen dringend teilnahmsvollen Fragen gegenüber schien es Fräulein Bergler schon wieder zu bedauern, daß sie sich verraten hatte. Auf ihren schmalen Wangen kam und ging die Farbe, ihr Blick bekam einen sonderbaren Ausdruck. Verwirrung lag darin, heiße Scham. Sie griff auf einmal mit beiden Händen nach ihrem Halse und begann mit zitternden Fingern an der Seite des Kragens die Heftel aufzunesteln und dann die oberen Knöpfchen ihrer Kleidtaille zu öffnen. Sie brachte ein flaches goldenes Medaillon zum Vorschein, das sie an schmalem Kettchen unter dem Kleide trug, ließ den Deckel zurückspringen und hielt das kleine Bild, das er enthüllt hatte, der Nichte hin.

„Ich hätt' nicht geglaubt," murmelte sie dabei, „daß jemals ein anderes Aug' als das meinige diese Photographie sehen würde, wenigstens solang' ich lebe."

Mit weitgeöffneten Augen besah Liesel das kleine Bild. Es war das Porträt eines jungen Mannes mit offenen, energischen Zügen. Die Photographie war offenbar nicht für das Medaillon angefertigt. Sie zeigte nur das Gesicht, das anscheinend aus einem größeren Bilde herausgeschnitten war.

Nach einem Weilchen drückte das alte Fräulein das Medaillon wieder zu und ließ es unter dem Kleide verschwinden.

Das junge Mädchen sagte kein Wort. Es schmiegte nur tröstend seine blühende Wange an die welkende der Tante und legte den Arm um ihren Hals.

Hedwig neigte den Kopf ein wenig gegen die Brust und begann zu erzählen, mit halber Stimme, als fürchte sie, etwas Schlafendes zu wecken, wenn sie laut redete.

„Karl hat er geheißen, wie deiner, mein Kind. Karl Bräuer. Er war mit uns weitschichtig verwandt. Die Eltern hat er früh verloren gehabt. Mein Vater war sein Vormund gewesen, der hat ihn die Handelsschul' durchmachen lassen und ihn dann zu sich ins Geschäft genommen. Da muß sich der junge Mensch sehr gut bewährt haben, denn mit siebenundzwanzig war er schon Prokurist.

Ich hab' schon geschwärmt für ihn, wie ich noch mit dem langen Zopf über dem Bücherranzen in die Schul' gewandert bin. Und nachher, als Backfisch, war ich manchmal bös auf ihn, so bös, daß ich ihm was antun hätt' mögen, weil er mich immer noch als kleines Mädel behandelt hat. Er war freilich um zwölf Jahr' älter als ich. — Da ist wieder einmal mein Geburtstag gekommen. Der siebzehnte war's. Der vorjährige war ins Wasser gefallen, wegen der Trauer um meine Mutter, die kurz vorher gestorben war, so hat jetzt dieser besonders gefeiert werden sollen. Die Freunderln meines Vaters waren alle eing'laden mit Frauen und Töchtern, die jungen Herren vom G'schäft auch, Bräuer natürlich mit. Eine große Landpartie sollt' gemacht werden. Ich habe mich aus Leibeskräften herausgeputzt dafür. Ich seh' mich jetzt noch vor dem Spiegel in meinem Zimmerl stehen, das dumme junge Herz voll Eitelkeit über das hübsche G'sichterl, das er mir gezeigt hat, voll Ärger über den bösen Karl, der immer noch nicht hat merken wollen, wie hübsch dieses G'sichterl ist, voll zitternder Sehnsucht und Hoffnung, daß sich das heut ändern möcht', heut, an meinem Geburtstag!"

Hedwig, deren Wange jetzt glühend heiß gegen

Liesels Gesicht brannte, hielt einen Augenblick inne, schöpfte tief Atem und fuhr dann hastig fort, immer in dem nämlichen, gleichsam ängstlich gedämpften Tone: „Und es hat sich geändert! Gleich, wie ich in den Salon gekommen bin — ich hatte sehr lange gebraucht und die Wohnung war schon voll Menschen — hab' ich's an dem sonderbaren, überraschten Blick gemerkt, mit dem er mich ang'schaut hat, und das Herz hat mir so närrisch geklopft, daß ich am liebsten wieder davongelaufen wär', zurück in mein Zimmer. Wie er mir dann gratuliert hat, war er so eigentümlich, beinahe befangen, er vor mir, die er sonst immer so ein bissel gefoppt hat. Und wie wir dann losgefahren sind, hat er's richtig so zu drehen gewußt, daß wir nebeneinander gesessen sind, was nicht grad leicht gewesen sein kann, denn es waren eine Menge Leut' da, drei große Gesellschaftswagen voll.

Draußen im Wald, hinter dem Holländer Dörfel, ist's dann gekommen. Ich war auf einmal allein mit ihm, und da hat er mir g'sagt, wie gern er mich hätt', und ob er's dem Vater sagen darf, daß er mich zur Frau will, und dann hat er mich geküßt. Da war aller Zorn und Trotz wie weggeweht aus meinem Gemüt. Ich war halbtot vor Glückseligkeit. Vor meinen Augen war's wie lauter Regenbogen und in meinen Ohren wie Orgelton und Glockenläuten. —

Schau, mein Liesel, das war der einzige Glückstag in meinem Leben. Und obwohl er nur ein einziger war, und alles andere seitdem so trüb und grau und traurig — heut, wenn ich sterben sollt' und der liebe Gott tät' mich drüben fragen: „Na, du arme Seel', wie bist du zufrieden gewesen unten auf der Erden?“ so müßt' ich sagen: „Lieber Gott, beklagen kann ich mich nicht, nein, das kann ich nicht, weil ich halt den einen Tag gehabt hab'!“

Aber daß ich weiter erzähl': Karl hat gleich mit dem Vater reden wollen, damit unsere Verlobung mit meinem Geburtstag zusammen im grünen Walde gefeiert werden könnt'. Ich aber war dagegen, die vielen fremden Leute haben mir nicht gepaßt. So haben wir uns zu den anderen zurückgestohlen, unvermerkt, so wie wir weggeschlichen waren, und es war alles wunder-, wunderschön, den ganzen Tag hindurch mit seinem Jubeln und Lachen und Singen und Tanzen und mit dem heimlichen Gefühl: Er, der da drüben mit den Herren redet, der jetzt mit deiner Freundin Marie tanzt, er gehört dir, von ganzem Herzen dir, und die anderen wissen nichts davon, die Marie am allerwenigsten, die ihrem Tänzer so verliebte Augen macht, weil er ein gar so lieber, prächtiger Mann ist, der schönste und zugleich der ernsteste von allen den jungen Herren.

Den anderen Vormittag, so um elf herum, ist mein Vater heraufgekommen aus dem Geschäft in die Wohnung. Ich seh' ihn heut noch vor mir mit seinem ernsthaften Gesicht und den fragenden Augen. „Du," sagt er, „der Bräuer will dich heiraten. Mit dir wär' er schon eins."

„Ja, Vater," sag' ich und bring's kaum heraus, so klopft mir das Herz.

Darauf geht er ein paarmal durch das Zimmer, ohne was zu reden. Endlich bleibt er vor mir stehen und schaut mich scharf an. „Hm," sagt er, „ich hab' doch niemals bemerkt, daß der Bräuer sich viel aus dir macht. Wie ist das denn so schnell gekommen?"

„Gestern, Vater," sag' ich.

Darauf schüttelt er den Kopf und sagt langsam: „Du, er hat mir aber noch was eing'standen. Er hat sich auf ein Geschäft eing'lassen, das mir kürzlich an-

geboten worden ist, das ich aber abg'lehnt hab', weil die Sach' zu riskant war — schon die richtige Börsenspekulation. Die G'schicht' is schief gegangen, und der Schaden macht sechzehntausend Gulden. Den muß ich tragen, denn er hat ja nichts und hat auf den Namen der Firma abgeschlossen. So schwer mir's wird, so was über den Bräuer zu sagen, das Ding ist beinah schon eine Defraudation. Er hat ja die Prokura g'habt, das ist richtig, aber ohne mein Wissen und gegen meinen Willen hätt' er so was niemals tun dürfen. Wer steht mir jetzt dafür, daß er, wenn das heimliche G'schäftel gut aus'gangen wär', auch mit dem Gewinn zu mir gekommen wär' und g'sagt hätt': „Da, das gehört der Firma?" Und grad jetzt, in dem kritischen Augenblick, hat er sich so schnell in dich verliebt! Muß man da nicht auf die Idee kommen, daß er dabei denkt: Ah was, da nehm' ich halt einfach die Tochter und laß mir vom Vater das Geld auf die Mitgift anrechnen?"

Tante Hedwig machte wieder eine Pause. Liesel wagte kaum zu atmen.

Endlich fuhr die Erzählerin beklommenen Tones fort: „Daß das für mein Herz war wie kalter Hagelschauer in einen Blütenbaum, kannst du dir denken. Ich bin meinem Vater um den Hals g'fallen, hab' laut zu weinen angefangen und weiter nichts reden können als: „Darum also! Darum also!" Mein guter alter Vater hat mich ganz fest im Arm gehalten und geduldig gewartet, bis der erste Sturm vorbei war. Dann hat er mich nichts weiter gefragt als: „Soll ich ihm dein Wort zurückgeben?" Und ich hab' gar nichts geantwortet, bloß mit dem Kopf genickt hab' ich. — Am nächsten Morgen hat mir mein Vater die Nachricht gebracht, daß der Karl fort war in die weite Welt. Und seitdem bin ich allein."

„Der elende Mensch!“ brauste jetzt Liesel auf, als die wehmütige Erzählung zu Ende war. „Um solche Geschichten zu vertuschen, mit einem jungen Mädel so ein Spiel treiben — ein ganz elender Kerl, das! Sag mir nur, Tant', wie du dem sein Porträt noch bei dir tragen magst?“

Tante Hedwig nickte wehmütig. „So hab' ich auch zuerst gedacht, Kind. Da hab' ich auch sein Bild nicht außen auf der Brust getragen. Aber drin ... da bin ich's nicht los geworden. Gern gehabt hab' ich ihn immer noch. Und in der Zeit hab' ich etwas kennen gelernt, was viel schlimmer ist als dein Schicksal, Liesel. Ich hab' gespürt, was es heißt, lieben, heiß und schmerzlich lieben, wo man nicht achten kann.“

„Das muß schrecklich sein!“ flüsterte das junge Mädchen schaudernd.

Hedwig nickte melancholisch. „Ich hab' aber noch was anderes kennen gelernt,“ fuhr sie dann fort. „Mit der Zeit nämlich, wie ich älter geworden bin, und die kindische Überspanntheit sich gelegt hat, hab' ich die ganze Sache mit anderen Augen anzusehen angefangen. Daß mein Karl ein so grundschlechter Mensch gewesen sein sollt', war mir immer weniger glaublich. Ich hab' angefangen, mich in seine Lage hineinzudenken. Ein junger Mann in einer solchen Vertrauensstellung, sich beinahe als Teilhaber der Firma fühlend, und daneben ein überbedächtiger älterer Herr wie mein Vater ... Da muß es den Jungen ja reizen, einmal auf seine eigene Faust etwas zu wagen, um dann dem Alten zu zeigen: Schau her, so muß man's machen! — Ganz besonders dann kann solche Versuchung groß werden, wenn der junge Mann sieht, daß durch das ängstliche Festhalten am Althergebrachten das Geschäft zurückgeht. So einer ist dann in der Lage eines Offiziers,

der vor dem Feind einmal eigenmächtig handelt, weil es ihm scheint, als finge sein General die Sache nicht richtig an. — Wie der Versuch fehlgeschlagen war, war's ihm gewiß sehr peinlich, aber hauptsächlich seiner Blamage wegen. So gar groß war der Schaden ja nicht, daß mein Vater ihm den nicht verziehen hätte. Aus Angst vor der Blamage hat er das Eingeständnis immer weiter hinausgeschoben, bis — nun bis ihm die Sache mit mir in die Quere gekommen ist, ihn sozusagen überrumpelt hat. Da hat er reden müssen. Es wird ihm sehr bitter gewesen sein, zu erleben, wie bös mein Vater das Ding aufgenommen hat, und noch bitterer, zu hören, daß ich denke wie mein Vater. — Nachdem sich in mir diese Ansicht von der Sache durchgearbeitet und festgesetzt hat, da hab' ich aus einer Photographie Bräuers den Kopf herausgeschnitten und in das Medaillon getan, das ich da trage. Und seitdem leb' ich so hin in dem Bewußtsein, daß ich mir selber mein Glück verscherzt hab' durch meinen Mangel an Vertrauen. Und das ist viel bitterer als dein Schicksal, Liesel."

„Aber Tante," wandte das Mädchen schüchtern ein, „bist du denn gewiß, daß du dir nicht selber unrecht tust mit dem Vorwurf? Wenn dieser Herr Bräuer nun doch —"

Ein heftiges Kopfschütteln der Tante schnitt Liesel die Rede ab.

„Dagegen sprechen zwei sehr gewichtige Umstände," sagte das alte Fräulein. „Ein paar Jahre nach Bräuers Verschwinden ist mein Vater zu einem Advokaten gerufen worden und hat dort die sechzehntausend Gulden mit Zinsen ausgezahlt bekommen. Wo der Karl war, hat der Mann nicht sagen dürfen. Das war ihm eigens verboten. So was tut kein Mensch,

dem man eine Gemeinheit zutrauen kann. Niemand hat ja das Geld von ihm verlangt, und auf seinem Sterbebett hat mein Vater zu mir gesagt: „Hedwig, ich hab' wohl nur deswegen so viel Unglück gehabt, weil ich dem Bräuer unrecht getan hab' in meiner Gall' darüber, daß er über meinen Kopf weg gehandelt hat. Unser Zugrundgehen ist die Straf'." Auf dem Totenbett also hat der alte Mann seine Meinung über den Karl noch geändert, und Sterbende haben einen gar klaren Blick, Liesel. — Es ist schon so! Ich hab' ihn fortgejagt in die Welt, ich hab' mir mein Glück selber verscherzt durch meine Kleingläubigkeit."

Sie schob das junge Mädchen leise von sich, stand auf und verließ das Zimmer.

Liesel saß mit im Schoße gefalteten Händen und sah aus weitgeöffneten Augen in die Dämmerung, die das Zimmer zu erfüllen begann.

Die arme, gute Tante! Wie tapfer sie ihr Herzeleid getragen hatte alle die Zeit her! So tapfer, daß man überhaupt nicht auf den Gedanken kam, sie verhehle etwas. Was mußte die Bedauernswerte durchgekämpft haben, da sie heute noch so innig an dem entschwundenen Jugendgeliebten hing! . . .

Neben der erschütternden, hoffnungslosen Tragik dieses glücklosen Lebens kamen Liesel die Schwierigkeiten, in denen sie selber sich befand, auf einmal recht geringfügig, und ihre Verzweiflung darüber wie das ungeberdige Wesen eines übelerzogenen Kindes vor, dem ein Wunsch nicht sofort erfüllt wird. Sie schämte sich so recht von Herzensgrund und zugleich mußte sie gerührt lächeln. „Dahin hat sie mich bringen wollen, die Tant'," sagte sie halblaut. „Ihre eigenen alten Wunden hat sie aufgerissen, um mir Balsam für die meinigen daraus hervorzuholen."

2.

Die guten Vorsätze, die Liesel an jenem Abend faßte, wurden von dem tapferen Mädchen getreulich durchgeführt, so schwer ihr das auch fiel. Fräulein Hedwig Bergler konnte daher bald die Befürchtung verabschieden, die beiden Leutchen möchten in ihrer Verzweiflung irgend eine nicht wieder gut zu machende Dummheit begehen.

Liesel war schon am nächsten Tage wieder ganz die alte. Sie zeigte sich so heiter und zukunftssicher, daß auch Raindorf die elegische Werthermiene bald wieder ablegte, und es den Anschein hatte, als läge der Schicksalstag, von dem das Paar sein Glück erwartete, noch dicht vor den beiden.

Mit diesem moralischen Erfolge mußte sich Fräulein Bergler über einen geschäftlichen Mißerfolg trösten. Das Wohnungsinserat erschien jeden zweiten Tag in der Zeitung und bildete eine schwere Belastung des nicht allzu tragfähigen Haushaltbudgets, aber es hatte den Anschein, als gebe es sehr wenig Herren in Wien, die „zwei ineinandergehende, behaglich eingerichtete Zimmer bei zwei einzelnen Damen" zu beziehen wünschten. Die wenigen aber, die sich meldeten, fanden vor den kritischen Augen des Herrn Leutnants keine Gnade. Das war recht schlimm, denn der Termin, an dem die Wohnungsmiete für das nächste Vierteljahr entrichtet werden mußte, rückte immer näher.

Je näher der böse Tag kam, desto geneigter wurde Fräulein Hedwig, mit ihren Ansprüchen an die gesellschaftliche und moralische Höhe des Abmieters, der ihr helfen sollte, die Mietslast zu tragen, ein wenig herunterzugehen. Eines Vormittags gab es sogar zwischen ihr und Raindorf ein kleines Scharmützel wegen des

Letztabgewiesenen, gegen den sich der Leutnant erklärt hatte, weil er als Geschäftsführer eines großen Damenschneiderateliers zu viel Gewandtheit im Umgange mit jungen Damen besaß, von der er in den Höflichkeiten, die er an Liesel verschwendete, dem Bräutigam unbehagliche Proben ablegte.

Als der Leutnant, den Kopf noch heiß von diesem kleinen Auftritt, die Treppe hinabstieg, begegnete er einem hochgewachsenen, elegant gekleideten älteren Herrn, der sie heraufkam und wie suchend nach den Namensschildern an den Türen blickte. Als er höflich zur Seite trat, um Raindorf an sich vorbeizulassen, fragte er in fließendem, aber ein wenig fremdartig klingendem Deutsch: „Können Sie mir vielleicht sagen, mein Herr, wo hier im Hause Fräulein Hedwig Bergler wohnt?"

Raindorf stutzte und sah sich seinen Mann scharf an. Der gefiel ihm nicht übel. Es schien ein vornehmer Ausländer zu sein, ein Franzose oder Italiener etwa, und sehr gesetzten Wesens. Wenn der diese unseligen zwei Zimmer mieten wollte, so war der Plage in der wünschenswertesten Weise ein Ende gemacht.

„Sie kommen wahrscheinlich wegen der Wohnung?" fragte Raindorf.

Der Fremde machte erst ein Gesicht, als habe er die Frage nicht recht verstanden. Dann sagte er aber hastig: „Jawohl -- natürlich!"

„Dann werde ich so frei sein, Sie hinaufzuführen," erwiderte der Leutnant.

Während er an der Seite des Herrn die Stufen, die er soeben herabgekommen war, wieder hinanstieg, erzählte er diesem in kurzen Worten das Märchen, das für die Wohnungsucher zurechtgemacht worden war. Die beiden Damen suchten nur deshalb einen Abmieter, weil sie sich allein nicht sicher genug fühlten, seit jeden

Tag neue Meldungen von Einbrüchen und Raubmorden in der Zeitung standen. Raindorf selber könne zu ihnen nicht ziehen, weil Fräulein Bergler in Sachen der Schicklichkeit etwas ängstlicher Natur sei und ihrer Nichte wegen keinen jungen Mann, am wenigsten einen Offizier, im Hause haben wolle. Dagegen helfe er den Damen bei der Auswahl des künftigen Hausgenossen. Dazu fühle er sich als entfernter Verwandter und einziger männlicher Berater, den sie hätten, einfach verpflichtet.

Der fremde Herr hörte höflich zu. Sein scharfgeschnittenes Gesicht aber, das durch die ein wenig faltige braune Haut und den pechschwarzen Schnurr- und Knebelbart einen so exotischen Eindruck machte, sah dabei aus, als dächte er an ganz andere Dinge. Als Raindorf schwieg, machte er ein Gesicht, als wisse er nicht recht, was er antworten solle auf die Erzählung und stellte sich dann plötzlich seinem jungen Führer vor.

„Iwan Vladcovits."

Der Leutnant nannte seinen Namen und fügte dann überrascht hinzu: „Also ein Bulgare sind Sie, mein Herr? Ich hätte Sie nach dem Aussehen eher für einen Franzosen gehalten."

„So sehen wir Südslawen alle aus," erwiderte Vladcovits. „Es ist viel lateinisches Blut unter uns — von der Römerzeit her."

Während dieses Gespräches waren die beiden an Fräulein Berglers Wohnungstür gelangt. Raindorf klingelte und führte den neuen Bekannten gleichsam im Triumph in das Zimmer, in dem er Tante Hedwig und Liesel verlassen hatte.

Die waren beide sehr erfreut. Das alte Fräulein führte den Fremden sofort nach den Räumen, die zu vermieten waren, hinüber. Liesel blieb bei ihrem Geliebten.

„Du böser Mensch!“ sagte sie vorwurfsvoll, als sie mit Raindorf allein war. „Ich hab' die größte Angst ausgestanden, du würdest dich mit der Tante regelrecht verzanken. Und wir sind ihr doch so viel Dank schuldig.“

„Hoffentlich nimmt der interessante Bulgare die Zimmer, und dann ist die Quelle des Ärgers verstopft,“ erwiderte der Leutnant lächelnd. „Das heißt, wenn du dich nicht verliebst in den Mann, Liesel, obwohl er so alt ist. Dann ginge es freilich erst recht los.“

„Wer weiß!“ meinte Liesel schalkhaft. „So furchtbar alt ist er übrigens gar nicht. Ein Fünfziger! Und wirklich ein interessanter Mensch. Diese Augen! Nun — sag einmal, Karl, ist er dir auch so sonderbar vorgekommen? Wie befangen oder zerstreut?“

Der Offizier zuckte ein wenig ungeduldig die Achseln. „So genau hab' ich ihn wirklich nicht angesehen. Wer weiß, wo den Mann der Schuh drückt. Die Hauptsache ist, daß er mietet und recht lange bleibt. Dann ist wenigstens für einige Zeit Ruhe. Und inzwischen — wer weiß, was sich da alles ereignet!“

Diese auf künftige schöne Zeiten hindeutende Wendung, noch mehr der zärtlich vibrierende Ton, den Karls Stimme dabei angenommen hatte, machte Liesels zarte Wangen erröten und ihre Augen sehnsuchtsvoll aufleuchten. Die beiden redeten nun nicht mehr viel, sondern küßten sich statt dessen wieder und wieder, bis sie mit einem jähen Ruck auseinandertraten. An der zum Nebenzimmer führenden Tür hatte sich die Klinke bewegt.

Gleich darauf trat Tante Hedwig durch diese Tür ins Zimmer. Sie war allein und sah sehr befriedigt aus.

„Herr Vladcovits läßt sich euch empfehlen,“ sagte sie. „Ich habe ihn durch die Korridortür seines Arbeitszimmers hinauslassen müssen, weil er große Eile hat.“

„Seines Zimmers?“ wiederholte Liesel. „Also abgemacht?“

Das alte Fräulein nickte mit glückstrahlender Miene. „Heute abend zieht er ein, und volle Pension will er haben.“

Der Herr Leutnant machte ein ziemlich langes Gesicht und wollte etwas sagen. Aber ehe er noch den Mund aufgetan hatte, fuhr ihn die sonst so milde und sanfte Tante förmlich gereizt an: „Lassen Sie doch diese kindischen Befürchtungen, Herr v. Raindorf! Der wird der Liesel sicher nichts abbeißen, auch wenn er mit uns speist. Herr Vladcovits macht auf mich einen sehr, sehr vertrauenswürdigen Eindruck. Und so ein bissel können Sie sich schon auch auf mein Urteil verlassen. Ich bin zwar kein Mann, aber um gute fünfzehn Jahre älter als Sie.“

Ob dieses heißen Eifers des Tantchens sahen sich die jungen Leute überrascht an und mußten dann beide hell auflachen. Hedwig selber lachte mit, und damit war die drohende Mißstimmung beigelegt. Raindorf erklärte sich mit der Sache einverstanden, hörte mit Befriedigung, welchen hohen Pensionspreis der Bulgare aus freien Stücken geboten hatte, und nahm dann schleunigst Abschied.

Er mußte nun sehen, daß er noch zurecht zum Dienste kam.

Als Liesel, die den Leutnant natürlich hinausbegleitet hatte, zu ihrer Tante zurückkam, fand sie diese mit ganz verklärtem Gesicht auf ihrem Sessel in der Fensternische sitzen.

„Ich bin so glücklich, Kind!“ plauderte die freudig erregte Dame. „Ein ganzes Jahr will er bleiben — wegen historischer Studien in der kaiserlichen Hofbibliothek. Er ist also ein gebildeter Mann, ein Gelehrter.

— Du, Liesel, was für herrliche Winterabende das sein werden, wenn so ein weitgereister, erfahrener, unterrichteter Herr da bei uns sitzt und erzählt! Ich freu' mich darauf wie ein Kind!"

Das junge Mädchen machte große Augen. Die gute, immer ein wenig stille und in sich gekehrte Tante in so merkwürdiger Aufregung! Sie hatte ja ordentlich Rosen auf den schmalen Backen, und ihre Augen leuchteten nur so. Förmlich verjüngt sah das liebe alte Mädchen aus.

Übermütig und zugleich ein wenig ängstlich, ob die Neckerei auch nicht übelgenommen würde, meinte Liesel: „Du, Tant' — schau doch einmal das Bildl an — weißt, das in dem Medaillon, ob das nicht ein finsteres, eifersüchtiges Gesicht macht."

Hedwig blickte erst ein wenig betroffen, dann errötete sie regelrecht und sagte halblaut: „Du bringst mich da auf was mit deiner Spötterei, Liesel. Er erinnert mich merkwürdig an Bräuer, dieser Herr Vladcovits — in seinem ganzen Wesen. Darum war er mir auch auf den ersten Blick so sympathisch."

„Das ist aber seltsam!" murmelte das junge Mädchen.

Die Tante zuckte die Achseln. „So Seltsames ist grad nicht dabei. Solche Ähnlichkeiten kommen vor, so oft, daß man manchmal glauben möchte, daß es im Grund nur ein paar Dutzend Menschen gibt, die immer wiederkommen, nur durch kleine Nebensachen voneinander unterschieden. So wie am Burgtheater immer die nämlichen Leut' auf der Bühne stehen, nur immer mit anderem Namen und in anderen Kostümen. — Aber jetzt hab' ich keine Zeit zum Philosophieren!"

Elastisch wie ein junges Mädchen, das dem Besuche des Bräutigams entgegensieht, sprang Fräulein Hedwig auf, um in die Zimmer des neuen Mieters hinüber-

zueilen und diese beiden Stuben, in denen ohnehin alles blitzblank und sauber war, noch einmal aufzuräumen.

Die Nichte sah ihr ein wenig erstaunt nach und setzte sich dann gedankenvoll auf den von der Tante verlassenen Platz.

Hinter der weißen Mädchenstirne woben krause, wunderliche, romanhafte Gedanken. Von Natur aus war Liesel nicht gerade phantastisch angelegt. Ihre unbehagliche, unsichere Lage aber, in der sie alles von der Zukunft und von einer glücklichen Wendung erwarten mußte, die herbeizuführen sie so gar nichts tun konnte, hatte sie das Luftschlösserbauen gelehrt. Jetzt baute sie wieder eines, aber nicht für sich, sondern für ihr geliebtes Tantchen, dessen trauriges Schicksal ihr seit jenem Abend beständig im Sinne lag. Wie hübsch, wenn dieser Bulgare, der dem verschollenen Bräuer so ähnlich sah, die Tante liebgewinnen würde! Er machte den Eindruck eines Mannes, der sich einsam fühlte. Ehering trug er keinen, also war er wahrscheinlich Junggeselle. Die beiden paßten im Alter so schön zusammen, er vielleicht fünfzig, die Tante knappe vierzig. Wohlhabend schien er auch zu sein.

Liesel arbeitete sich so in diese Idee hinein, daß sie schließlich so etwas wie eine Halluzination hatte. Sie sah eine Equipage zwischen den weißen, fremdartigen Häusern einer orientalischen Stadt dahinfahren. Auf dem Bock saß ein langbärtiger Kutscher in malerischer, der russischen Volkstracht ähnlicher Livree, in dem Wagen aber Tante Hedwig, viel jünger und hübscher, als sie heute war, und an ihrer Seite der elegante Herr Vladcovits mit seinem braunen, faltigen Gesicht und den schwermütigen Augen ...

Ärgerlich raffte sich das Mädchen endlich aus diesem sonderbaren Zustande empor.

„Ich dummes Ding träum' gar schon mit offenen Augen!“ zürnte Liesel vor sich hin. „Und so spaßig ist mir dabei ... wenn man an Ahnungen glauben dürfte, müßt' der Tante wirklich was Großes bevorstehen. Aber neulich hab' ich doch das nämliche bombensichere Gefühl gehabt, daß es jetzt kommen muß, das Glück, und nachher war's nichts als Pech und Jammer.“

3.

Iwan Vladcovits erwies sich schon in den ersten Tagen nach seinem Einzuge als ein sehr liebenswürdiger Mensch und als guter Gesellschafter. Seine historischen Studien an der kaiserlichen Hofbibliothek nahmen ihn nicht zu sehr in Anspruch. Dort brachte er nur ein paar Vormittagsstunden zu, gerade so lange, als Tante Hedwig gebrauchte, um mit der Aufwärterin seine Wohnung in Ordnung zu bringen. Kam er dann nach Hause, so erledigte er bis zur Essenszeit seine Korrespondenz. Er erhielt täglich dicke Briefe aus der Heimat. Der Verwalter seiner ausgedehnten Güter an der mazedonischen Grenze erstattete den im Auslande weilenden Herrn regelmäßig Bericht, und außerdem kamen zahlreiche Geschäftsbriefe von Banken und Industriegesellschaften aus Sofia, Bukarest und Belgrad. Herr Vladcovits schien neben der landwirtschaftlichen auch eine ausgedehnte kaufmännische Tätigkeit zu entfalten.

Von der Tischzeit an aber widmete sich der Pensionär den beiden Damen. Liesel kam es vor, als mache er Tante Hedwig den Hof dabei, allerdings in merkwürdig zurückhaltender, beinahe schüchterner Weise. Fräulein Hedwig gewann den neuen Bekannten offenbar von Tag zu Tag lieber. Geradezu glücklich machte es sie, daß sie mit ihm sogar von dem guten alten Wien ihrer Kinder- und Jugendzeit reden konnte. Iwan

Vladcovits war nämlich durch einen sonderbaren Zufall beinahe ein Wiener. Sein Vater war eine lange Reihe von Jahren an der bulgarischen Gesandtschaft in der Kaiserstadt angestellt gewesen. Der junge Iwan wurde in Wien geboren und besuchte hier das Gymnasium, bis er nach dem Tode des Vaters mit seiner Mutter nach der Heimat zurückkehrte.

Da auch Karl v. Raindorf fast täglicher Nachmittagsgast war, so ergab sich ganz von selber eine Zweiteilung der Gesellschaft. Das ältere Paar plauderte von dem Wien vor zwanzig Jahren, ließ längstversunkene Bühnengrößen wieder auferstehen und lebte die Schrecken des Ringtheaterbrandes von neuem durch. Die beiden jungen Leute spannen Zukunftspläne und nutzten manche Gelegenheit, einen heimlichen Händedruck oder gar ein behendes Küßchen einzuflechten, nachdrücklich aus. Nach solchen kleinen Zwischenfällen guckte der Leutnant immer sehr befriedigt nach den beiden anderen hinüber und raunte seiner Liesel lustig in das rosige Ohr: „Gott segne den Herrn Vladcovits!"

Auf solch angenehme Weise vergingen die Tage wie im Fluge. Tante Hedwigs Geburtstag, der vierzigste, rückte heran. Zwei Tage vorher faßte der Bulgare Liesel, die einkaufen gewesen war, des Morgens auf der Treppe ab.

„Sagen S' einmal, gnädiges Fräul'n," sagte er in seinem sonderbaren, fremdländisch gefärbten Wienerisch, „hab' ich recht verstanden, daß übermorgen der Geburtstag Ihrer gnädigen Tante ist? Sie haben gestern so etwas fallen lassen."

Das Mädchen konnte sich einer solchen Äußerung nicht entsinnen. Sie gab daher die Richtigkeit der Sache in etwas erstauntem Tone zu. Nun wollte Vladcovits wissen, wie der Tag gewöhnlich gefeiert werde.

Liesel zuckte die Achseln. „Gar nicht,“ sagte sie. „Die Tante ist da immer sehr traurig gewesen. Seit ganz kurzer Zeit weiß ich auch warum.“

„Diesmal muß er gefeiert werden,“ sagte Bladcovits hastig. „Ich bin so liebenswürdig aufgenommen worden, das gnädige Fräulein gibt sich so viel Mühe ... ich möchte mich erkenntlich zeigen. Wir wollen sie überraschen mit der Sache, wenn Sie einverstanden sind. Bitt' schön, verderben Sie mir die Freude nicht!“

Dazu hatte Liesel natürlich keinerlei Veranlassung, um so weniger, als dem sonderbaren Menschen wirklich sehr viel an der Sache zu liegen schien. Sie erklärte also, tun zu wollen, was der Bulgare von ihr verlangte. Das war übrigens recht wenig. Sie sollte Raindorf, der bis jetzt den Geburtstag Fräulein Berglers auch nicht wußte, verständigen und ihn bitten, sich für den Tag dienstfrei zu machen und möglichst früh seine Gratulation zu überbringen, schon zur Frühstückszeit.

„Alles andere überlassen S' mir, ja?“ bat Bladcovits.

Liesel war natürlich einverstanden.

Als sie des Nachmittags ihrem Karl das Erforderliche mitteilte — sie wählte dazu eine Minute, in der die anderen ins Nebenzimmer gegangen waren, um alte Photographien, die dort auslagen, anzusehen — war dieser sehr erfreut.

„Donnerwetter!“ meinte er, „da können wir ja einen ganzen Tag zusammen sein. Und unser graues Schutzgeistel hat Geburtstag! Sapperlot, da müßt' ich eigentlich ... ich bin ihr ja doch noch viel mehr Dank schuldig wie dieser sonderbare Orientale. Du, Liesel, was glaubst, mir scheint, er schneidet unserer Tante regelrecht die Cour, was?“

Das blonde Mädchen sah gedankenvoll vor sich hin.

„Ich glaub' manchmal auch so," sagte sie. „Vielleicht ist es aber nur Dankbarkeit von ihm. Er fühlt, daß ihn die Tante gut leiden mag. Er erinnerte sie so sehr an —"

Sie brach ab und biß sich auf die Lippen. Da hätte sie sich beinahe schön verplappert! Sie hatte Karl von der Jugendliebe der Tante bisher nichts erzählt, in dem sehr feinen Instinkte, daß sie vor dem Manne ihrer Wahl zwar selber kein Geheimnis haben solle, daß sie aber nichts berechtige, ihm das einer anderen, der er ferner stand, preiszugeben. In diesem Gefühle leistete sie den neugierigen Fragen des jungen Mannes tapferen Widerstand und sagte nur so viel, als sie nach dem, was ihr entschlüpft war, eben mußte. Genaues wisse sie selber nicht. Die Tante habe nur einmal gesagt, daß Herr Vladcovits einem ihrer Jugendgenossen sehr ähnlich sei.

Kurz nach diesem Gespräche mußte Raindorf gehen. Er suchte den Bulgaren in dessen Zimmer auf, wohin der sich gerade für einen Augenblick zurückgezogen hatte, empfahl sich von ihm und wollte gerne wissen, welche Art Geburtstagsüberraschung Vladcovits plane, um dabei mitwirken zu können.

Diese Mitwirkung wurde höflich, aber entschieden abgelehnt. „Kommen Sie recht früh mit Ihrem Blumenstrauß, Herr Leutnant, und lassen S' sich auch überraschen. Ihr habt so eine schöne Sitte mit eurem Weihnachten, ihr Deutschen. Ich hab' das nie machen können, denn bei uns ist's nicht Mode. Auch habe ich keine Kinder. So will ich jetzt einmal so eine Art Weihnachtsmann spielen."

„Sie haben keine Kinder, sagen Sie?" fragte der Offizier. „Sind Sie denn verheiratet?"

„Ich war," erwiderte Vladcovits. „Aber meine Frau ist lange tot."

Raindorf merkte, daß er eine Saite angeschlagen hatte, die nicht gerade harmonisch klang. Er wechselte also rücksichtsvoll sofort den Gesprächsgegenstand und ging bald.

4.

Tante Hedwig machte große, beinahe ängstliche Augen, als sie am frühen Morgen ihres Geburtstages durch einen herzhaften Kuß erweckt wurde und Liesel vor sich stehen sah, bereits fertig angezogen und zwar so herausgeputzt, als solle jetzt, um sechs Uhr früh, Besuch empfangen werden. In der Hand hielt das junge Mädchen, dessen blonde Schönheit in der Morgenfrische und dem duftigen weißen Kleide doppelt lieblich leuchtete, einen prachtvollen Strauß roter und weißer Nelken.

„Aber Herzerl ...!"

„Guten Morgen, Tant'! Und ein langes Leben ... und recht, recht viel Glück! So viel, als du verdient hast um mich und noch ein bissel was darüber — als Zuwag' vom lieben Gott!"

Mit dem Gesichtsausdruck einer Träumenden strich sich das Geburtstagskind über das reiche, trotz des silbernen Schimmers darauf immer noch schöne Haar. Dann sagte Fräulein Hedwig melancholisch: „Herzlichen Dank, mein Kind — aber du weißt ja, daß das heute ein Trauertag ist für mich."

„Diesmal mußt du dir's schon gefallen lassen, daß dein Geburtstag gefeiert wird, Tante," erwiderte Liesel. „Unsere Herren haben ihn ausspioniert, Gott weiß wie. Sie wollen mit uns Kaffee trinken und dir vorher noch gratulieren."

Die gute Tante wurde jetzt ärgerlich. Liesel mußte beinahe einen Eid schwören, um sich von dem Verdachte, die Geschichte absichtlich eingefädelt zu haben, zu reinigen.

Endlich ließ Hedwig sich herbei, das gute Grauseidene anzuziehen und ein bißchen Schmuck anzulegen.

Als die beiden Damen in das Speisezimmer kamen, stand da bereits ein prächtiges Rosenarrangement auf dem Tisch. Neben ihm aber war eine Staffelei aufgestellt, auf der eine prachtvolle Kopie des Lieblingsbildes Hedwigs lehnte, das „Schweigen im Walde“ von Böcklin. Das war offenbar Vladcovits’ Geschenk. Er mußte es in der Nacht aufgebaut haben.

Ein feines Rot auf den Wangen, mit verlegenem und zugleich glückseligem Gesicht stand Fräulein Hedwig vor der Staffelei.

„Wie schön, Liesel!“ murmelte sie. „Aber das ist ja zu viel — das kann ich ja kaum annehmen.“

Das junge Mädchen war gleichfalls sehr erstaunt, machte aber dabei ein allerliebst schlaues Gesicht. Liesel mußte an das Luftschloß denken, das sie neulich, nach dem ersten Besuche des Herrn Vladcovits, gebaut hatte. Ihr wollte scheinen, als sei das luftige Gebäude auf dem besten Wege, sich in ein wirkliches aus Stein und Balken zu verwandeln.

In diesem Augenblicke klingelte es draußen. Liesel ging nicht allzu eilig öffnen. Sie glaubte, es sei die Aufwärterin, die wieder einmal ihren Schlüssel vergessen habe. Es war aber Raindorf in großer Uniform, beladen mit einem gewaltigen Strauß und einem ansehnlichen Paket.

„Grüß Gott, Schatz!“ rief der Leutnant mit gedämpfter Stimme. „Ich bin doch hoffentlich der erste? Extra früh hab’ ich mich deswegen auf die Strümpfe gemacht — auf die Gefahr hin, daß ihr überhaupt noch nicht zu sprechen seid.“

Liesel zog den Geliebten eilig in das Vorzimmer herein. Als sie ihm sagte, daß die Tante bereits ein

Geschenk, und noch dazu solch prächtiges, erhalten habe, schnitt der junge Mann ein drollig ärgerliches Gesicht.

„Und ich hab' bloß Bücher," meinte er, auf sein Paket niederblickend. „Was die Tante sich so gewünscht hat von den Neuheiten der letzten Zeit, alle schön eingebunden. Na ja, ein armer Offizier mit knapper Zulage! Dieser verflixte Bulgare! Wenn er mich schon durch sein Geschenk aussticht, so hätt' er mir doch wenigstens den Vortritt lassen können."

Raindorf hatte das Pech, auch mit der mündlichen Gratulation erst an zweiter Stelle zu kommen. Wenn man der Tante seiner Braut gratulieren geht, und die Braut selber öffnet, braucht es einige Zeit, ehe man bis zu dem Geburtstagskinde vordringt. In dieser Zeit war aber Vladcovits aus seinen Gemächern herübergekommen. Als das junge Paar in das Speisezimmer trat, stand der Bulgare schon, zu Ehren des Tages in feierliches Schwarz gekleidet, auf der Brust einen schönen ausländischen Orden, neben Tante Hedwig und redete mit ihr über die Eigenart der Böcklinschen Malkunst.

Karl überreichte seinen Strauß, in dem ein gar nicht übles Gedicht an die Gefeierte steckte, lud seinen mündlichen Glückwunsch ab und packte dann die Bücher aus. Dabei schielte er ein bißchen mißtrauisch nach Tante Hedwigs Augen, ob diese nicht aus bloßer Höflichkeit tat, als ob sie sich freue. Sie freute sich aber wirklich, das war ganz offenbar. Es war rührend und drollig zugleich, sie vor ihren Schätzen zu sehen, trotz des grauen Kopfes und der feinen Fältchen in den Augenwinkeln anzusehen wie ein beschenktes Kind.

Nun wurde rasch der Kaffee gemacht und getrunken, da Vladcovits, der offenbar etwas im Schilde führte, zur Eile drängte.

Als die Tassen geleert waren, sagte der Bulgare:

„Meine Herrschaften, ich habe mir erlaubt, einen Landauer zu bestellen, der gleich da sein muß.“ Er zog seine schöne goldene Uhr. „Wir wollen den Tag im Freien verbringen.“

„Wie vor dreiundzwanzig Jahren!“ ging es durch Hedwigs Kopf. Dieser Ausflug gerade heute war ihr gar nicht recht. Aber sie konnte schwer widersprechen. Der Mann hatte sich so viel Mühe gegeben!

Die Damen holten rasch ihre Hüte, Handschuhe und Sonnenschirme, dann ging's die Treppen hinab. Als man vor das Haus trat, fuhr der viersitzige Wagen eben vor. Es war vielleicht der eleganteste „Unnumerierte“, den Wien zur Zeit überhaupt besaß. Die Pferde hätten dem Marstall eines Fürsten keine Schande gemacht, der Rosselenker auf dem Bock sah einem schneidigen jungen Sportsmann aus gutem Wiener Bürgerhause weit ähnlicher als einem Mietskutscher.

Raindorf musterte sachverständigen Blicks das gediegene Gefährt, stieß Liesel leise an und brummte ihr unter seinem hübschen Schnurrbart hervor leise zu: „Donnerwetter!“

Der Kutscher hatte offenbar bereits seine Instruktionen. Er grüßte kavaliermäßig mit Hut und Peitsche, fragte aber nichts und ließ, sowie die Herrschaften Platz genommen hatten, seine „Bräun'ln“ vom Fleck weg in schlankem Trabe „fürischießen“.

Jetzt konnte Hedwig ihre Unruhe nicht mehr bemeistern. Beinahe furchtsam fragte sie Bladcovits, der ihr gegenüber saß: „Wohin entführen Sie uns denn, Sie Geheimniskrämer, Sie?“

„Nach dem Holländer Dörfel, Gnädigste. Das war mein Lieblingsplatzl — in früheren Jahren.“

Die Antwort wurde lächelnd gegeben. Es begleitete sie aber ein so seltsamer Blick aus den dunklen Augen

des Bulgaren, daß Hedwig zusammenfuhr und verwirrt die Augen senken mußte. Ihr war ganz heiß geworden, das Herz pochte ihr beinahe ängstlich unter der guten grauseidenen Taille. Nach dem Holländer Dörfel ging's! Trieb denn der Zufall ein grausames Spiel mit ihr, daß jener Schicksalstag, der Anfang ihres trüben Loses, sich so seltsam wiederholen wollte — heute, nach dreiundzwanzig Jahren? Sie lugte zur Seite, um es ihrer Nichte am Gesichte abzulesen, was sie dazu sage.

Liesel hatte aber offenbar nichts gehört. Sie war ganz versunken in den Anblick Raindorfs, der ihr gegenüber seinen Platz hatte. Die zwei hielten einander offenbar ganze Vorträge in der Augensprache. Die übrige Welt war für sie einfach nicht vorhanden, das Reiseziel ihnen höchst egal, da sie die Reise zusammen machen durften.

Hedwig war es auf einmal zu Mute, als sei sie ganz allein mit Vladcovits. Und das beängstigte sie beinahe.

Es war eine merkwürdig einsilbige Fahrt. Das Brautpaar hatte es nicht nötig, viel zu sprechen, Vladcovits schien in Gedanken versunken, die ihn fast unhöflich wortkarg machten, und auf Hedwig lastete es so drückend, daß auch sie nichts tun konnte, um ein Gespräch in Fluß zu bringen.

Erst, als der Wagen die Stadt längst hinter sich gelassen hatte und auf breiter, allmählich ansteigender Straße in den grünen Wiener Wald hineinfuhr, wurde es lustiger. Raindorf und Liesel, die sehr gute Stimmen hatten, sangen allerlei zweistimmige Lieder. Tante Hedwig hörte andächtig zu. Auch Vladcovits war ganz begeistert von den musikalischen Talenten des jungen Paares. Als dieses ihn dann um ein bulgarisches Lied bestürmte, ließ er sich nicht lange bitten, sondern sang

mit wohlklingendem Baß fremdartige Worte in einer melancholischen Mollweise, welche die Hörer mit wehmütigen Schauern anrührte. Die Überraschung war groß, als der Sänger nachher erklärte, das Vorgetragene sei ein Hochzeitsliedchen gewesen.

Jetzt war das Wirtshaus erreicht, das in seiner hohen Lage einen so prächtigen Weit- und Rundblick über die waldigen Täler der Gegend gewährt. Der Wagen hielt mit einem raschen Ruck. Vladcovits sprang als erster aus dem Wagen und half Hedwig ritterlich beim Aussteigen, Liesel ihrem Bräutigam überlassend.

Er zog die ein wenig zitternde Hand seiner Dame durch seinen Arm und wandte sich an die beiden anderen.

„Ich schlage vor, wir machen vor dem Frühstück noch einen Gang in den Wald nach dem langen Sitzen im Wagen," sagte er zu Raindorf.

Das Brautpaar war sehr einverstanden. Da konnte es seine bisherige Unterhaltung in der Augensprache wenigstens mündlich fortsetzen und abschließen. Die beiden Paare machten sich Arm in Arm auf den Weg. Vladcovits, der seltsam rasch ging, zog Hedwig voraus, die beiden anderen folgten.

Oder vielmehr, sie folgten nicht. Als Fräulein Bergler, der immer wunderlicher ums Herz wurde bei all diesen merkwürdigen Dingen, sich einmal wie schutzsuchend umsah, waren Liesel und der Leutnant richtig nicht mehr zu erblicken.

Da blieb Vladcovits plötzlich stehen. Er ließ seine Dame, deren Arm er bisher fest unter dem seinen gehalten hatte, förmlich mit einem Ruck los und deutete auf eine gewaltige Eiche, die mit breit ausladendem Geäst zur Seite des Fußpfades emporragte.

„Kennen Sie diesen Baum, Fräulein Hedwig?" fragte er mit mühsam beherrschter Stimme.

Am ganzen Leibe zitternd stand diese. Scheuen Blicks sah sie bald nach dem Baume, bald dem fremden und doch so seltsam vertrauten Manne ins Gesicht. Und dabei war ihr, als habe die Hand eines Zauberers sie berührt, als würde sie wieder jung wie einst, und alle die langen, bangen, trüben Jahre, die seit jenem Einst verrauscht waren, versanken ihr ins Nichts, wie ein schwerer Traum, aus dem sie jetzt erwachte.

„Karl ...!“ schrie sie halblaut auf. Es war ein seltsamer Laut. Fragend und zugleich voll seliger Gewißheit, um Verzeihung flehend, Verzeihung gewährend, voll bitterer Klage und zugleich wie der tröstende Ruf einer Mutter, die ihr verirrtes, geängstigtes Kind gesucht und gefunden hat.

Da hielt er sie auch schon im Arm und küßte sie. Wie ein Jüngling küßte er, der sein geliebtes Mädchen aus dem Hinterhalte überrascht, und doch wieder wie ein frommer bulgarischer Bauer, der auf ein Heiligenbild seinen bärtigen Mund drückt. Hedwig lehnte den Kopf an seine Brust und ließ sich küssen. Bloß einmal raunte sie in schwacher Abwehr: „Ich bin doch so alt geworden, Karl! So alt und unschön! Daß du mich noch küssen magst!“

Die Antwort war wieder ein Kuß. —

Als die beiden Brautpaare sich endlich wieder zueinander fanden, zeigten sich Liesel und Raindorf merkwürdig wenig erstaunt über das Vorgefallene. Sie wünschten herzlich Glück, tauschten dabei aber Blicke, aus denen deutlich hervorging, daß sie diese Wendung erwartet hätten.

Hedwig rief schließlich beinahe empört aus: „Liesel, hast du's am Ende schon gewußt und mich ohne Ahnung gelassen?“

Die Gefragte schüttelte das blonde Köpfchen sehr

energisch. „Gedacht hab' ich mir eine ganze Menge, gewußt gar nichts!" verteidigte sie sich. „Und mit Karl habe ich erst jetzt, während ihr fort waret, geredet darüber. Ich hab's getan, weil ich auf einmal das Gefühl gehabt hab': So ist's, und jetzt kommt's zum Abschluß."

Vladcovits-Bräuer bekräftigte diese Verteidigungsrede mit der Erklärung, daß er Liesel in keiner Weise eingeweiht habe, und Tante Hedwig beruhigte sich wieder. Sie sah jetzt wirklich aus, als habe die Hand eines höheren Wesens sie verjüngend berührt. Ihre Augen leuchteten wie die eines jungen Mädchens, ihre Bewegungen waren elastisch, ihr Gesicht blühte förmlich.

Bei dem Frühstück im Wirtshause, das nun folgte, erzählte Bräuer, wie er zu einem Vladcovits geworden war. Verzweiflung im Herzen, trotzige Gedanken im Kopf, war er ostwärts gefahren. Erst nach Pest, dann nach Bukarest und Sofia. Erst hatte es ihm nirgends so recht glücken wollen, dann aber verliebte sich eine reiche junge Bulgarin in den fremden Mann, und er schloß eine Vernunftehe, da er auf ein Liebesglück doch nicht mehr rechnete. Das Zusammenleben der beiden war nicht eben glücklich. Der Mann, der seinen Namen gewechselt hatte, um jede Brücke abzubrechen, die von der Vergangenheit zur Gegenwart führte, stürzte sich in die Arbeit. Rastlose Tätigkeit, manchmal recht gewagte Spekulationen und Unternehmungen füllten seine Tage aus und vermehrten das Vermögen, das seine Frau ihm eingebracht hatte. Als diese dann starb, und Vladcovits alleiniger Herr des ganzen Reichtums blieb, setzte er dieses atemlose Treiben unbeirrt fort. An Wien dachte er nicht mehr zurück. Damit hatte er damals abgeschlossen, als er Bergler den Schaden, den er ihm ohne böse Absicht,

nur das Gedeihen der Firma bezweckend, zugefügt hatte, durch den Rechtsanwalt ersetzen ließ.

„Da bin ich einmal auf einem schlechten Feldweg mit dem Pferd gestürzt und hab' mir den Fuß verstaucht," fuhr der Erzähler nach einer Pause fort. „Man hat mich nach Hause gebracht aufs Gut, ich hab' ein paar Tage im Zimmer liegen müssen und mich gräßlich gelangweilt. Da hab' ich in alten Zeitungen herumgestöbert, und da war in einem Wiener Lokalblatt, das sich Gott weiß wie da hinunter verirrt hatte, ein langer, stark mit Tratsch gespickter Bericht über den Zusammenbruch des Hauses Bergler & Co. zu lesen. Da hat mich auf einmal die Sorg' um meine böse, wie ich meinte, längstvergessene Hedwig merkwürdig hart gepackt. Keine Ruh' hatt' ich, bis ich im Wiener Schnellzug saß. Und je näher ich der Heimat gekommen bin, desto lebendiger sind die alten Zeiten in mir geworden. Ich hab' mich nach dir erkundigt und dich aufgesucht, Hedwig. Da treff' ich auf der Treppe den Herrn Leutnant. Wie der mich fragt, ob ich bei dir mieten will, ist mir der Einfall gekommen, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, sondern erst als Herr Wladcovits dein Zimmerherr zu werden."

Er schwieg und sah Hedwig liebevoll an, die unter dem Blicke wiederum rot wurde, ihn aber aus feuchtschimmernden Augen zärtlich erwiderte. Dann wandte sich Wladcovits an die beiden jungen Leute.

„Kinder," sagte er weich, „ihr freut euch auch mit uns, das ist schön. Selbstlose Freude ist immer ein Zeichen, daß einer ein gutes Herz hat. Ihr dürft euch aber auch für eigene Rechnung freuen. Es hapert mit der Kaution, nicht wahr? Die stell' ich! Von eurem Onkel, der ich bald sein werde, könnt ihr das schon annehmen."

Die beiden, denen diese Anrede galt, saßen einen Augenblick ganz fassungslos und wurden erst rot und dann wieder blaß. Dann flog Liesel von ihrem Stuhle empor und in ihrer Herzensfreude dem neuen Onkel direkt um den Hals. Der Leutnant blickte martialisch um sich und faßte schließlich Tante Hedwig am Schopf, da er seiner freudigen Aufregung unbedingt Luft machen mußte, und Liesel für den Moment nun einmal nicht zu haben war.

„So hab' ich doch recht gehabt mit meiner Ahnung, daß irgendwo in der Welt etwas Glückliches geschieht!" jubelte Liesel, als sie Bladcovits endlich losgelassen hatte. „Onkel, wann ist dir die alte Zeitung in die Hände gefallen?"

„Wann hast denn du deine Ahnung gehabt?" fragte der Bulgare zurück.

„Am fünfzehnten Juli!" entfuhr es Liesel.

Bladcovits schlug mit erstaunter Miene auf den Tisch. „Und gerad' am fünfzehnten Juli hab' ich die alte Geschichte gelesen!"

Das junge Mädchen konnte sich vor Erstaunen und vor Freude nicht fassen. Ordentlich andächtig guckte es einen nach dem anderen an. Raindorf machte ein etwas zweifelhaftes Gesicht. Hedwig sah ihren wiedergefundenen Bräutigam ein wenig unsicher an.

„Du, Karl," sagte sie nachher, sowie sie ihn für einen Augenblick allein hatte, „das mit dem fünfzehnten Juli ist doch nicht wahr! Warum sagst du so was und machst das Kind mit Gewalt abergläubisch?"

Bladcovits zuckte die Achseln und sah gedankenvoll vor sich hin. „Irgendwann im Juli war's," erwiderte er. „Vielleicht war's sogar wirklich der fünfzehnte. Ich weiß das nicht mehr und will nicht danach grübeln. Wenn er's aber auch nicht gewesen wäre, warum soll

sie nicht daran glauben, wenn's ihr Freude macht? Einer, der so viel erlebt hat wie ich, der weiß, wie wohl es einem Menschen tut, an die Führung des Himmels glauben zu können. Lassen wir also dem lieben Kinde das Vertrauen auf seine Ahnungen und auf bedeutungsvolle Tage im menschlichen Leben. Vielleicht wird ihr das einmal ein Trost in schwerer Zeit."

Hedwig konnte darauf nichts erwidern, denn die jungen Leute traten eben wieder an den Tisch. So begnügte sie sich damit, ihrem Karl die Hand zu drücken.





Die Baumwolle und ihre Verarbeitung.

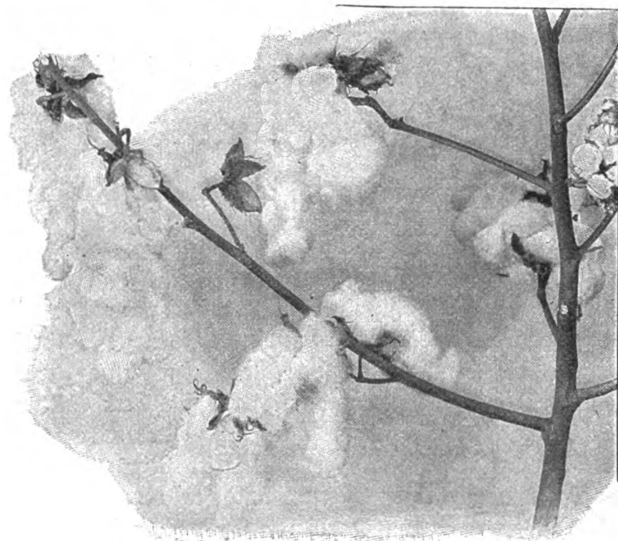
Aus der modernen Industrie. Von Fr. Parkner.

Mit 17 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Von allen Gespinstſtoffen findet die Baumwolle die vielfältigſte Verwertung und die weiteſte Verbreitung. Die heutige Induſtrie ſtellt eine Unzahl verſchiedenartiger Bekleidungsſtoffe aus ihr her: Kattun, Schirting, Batiſt, Taft, Muſſelin, Mull, Organdy, Tüll, Gaze, Satin, Köper, Barchent, Rips und wie ſie ſonſt noch heißen mögen, und ſie verarbeitet ſie ebenfalls zu Strumpfgarnen, Spitzen und allerlei Poſamentierwaren. Unſere ſämtlichen Bekleidungsſtücke könnte man, wenn man wollte, aus Baumwolle anfertigen, und dieſe könnte, wenn es ſein müßte, alle übrigen Geſpinſtſtoffe erſetzen. Aber es iſt ein langer Weg, den ſie während ihrer Gewinnung und induſtriellen Verarbeitung zu durchlaufen hat, und viele Hände und noch mehr Maſchinen ſind nötig, ehe aus der Pflanzenfaſer das fertige Gewebe hervorgeht.

Die Baumwollpflanze wächſt zu einer Staude oder einem Strauch von einem halben bis zwei Meter Höhe heran, je nach der Art, die angebaut wird. Man

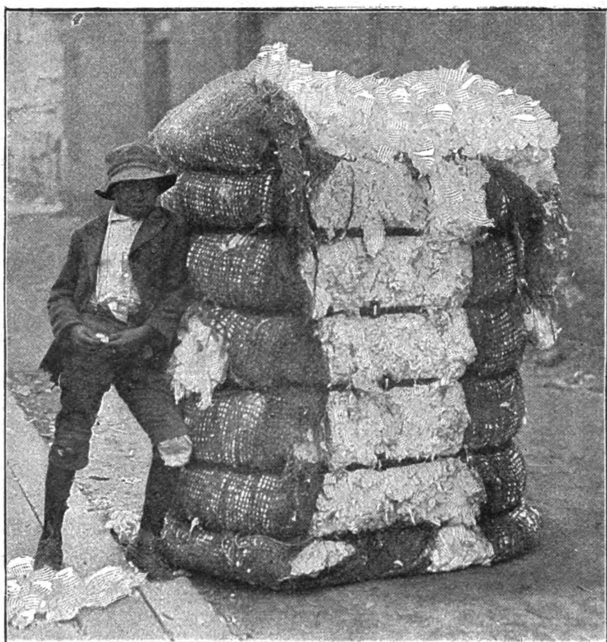
kennt eine ganze Reihe von Arten, von Wichtigkeit für die Industrie sind aber besonders nur zwei Arten, die Sea Island und die Upland. Die Baumwollpflanze liebt ein mittleres Klima von 20 bis 25 Grad Celsius. Angebaut wird sie in Süditalien, Griechenland und



Zweig mit aufgebrochenen Baumwollkapseln.

der Krim, in Ägypten, Kamerun und im Kapland, in Indien, Zentralasien und China, aber das für Handel und Industrie belangreichste Produktionsgebiet ist Amerika. In den Vereinigten Staaten finden sich die größten Baumwollplantagen in Georgia, Florida, Südkarolina, Louisiana, Alabama, Virginia und Tennessee vor, von Mittel- und Südamerika kommen namentlich die westindischen Inseln, Guayana und Brasilien in Betracht.

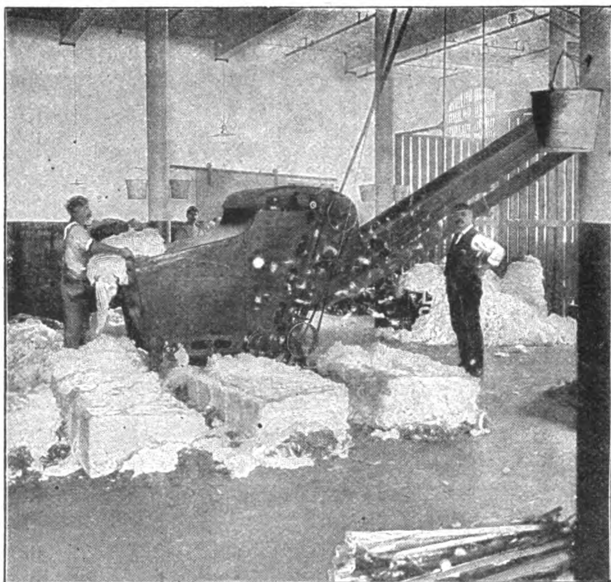
Die Länge der Faser, der Stapel, wie man es technisch bezeichnet, ist bei den einzelnen Sorten verschieden. Den längsten Stapel weist die Sea Island auf mit 42 Millimeter, während der der Upland nur



Baumwollballen, fertig zum Versand nach der Spinnerei.

28 Millimeter mißt. Dafür ist die Upland aber gegen klimatische Unbilden widerstandsfähiger. Sea Island wird daher überwiegend auf den der Küste von Georgia vorgelagerten niederen Inseln angebaut, die nur selten von leichten Frösten heimgesucht werden, während in den Plantagen des Festlandes die Upland bevorzugt wird.

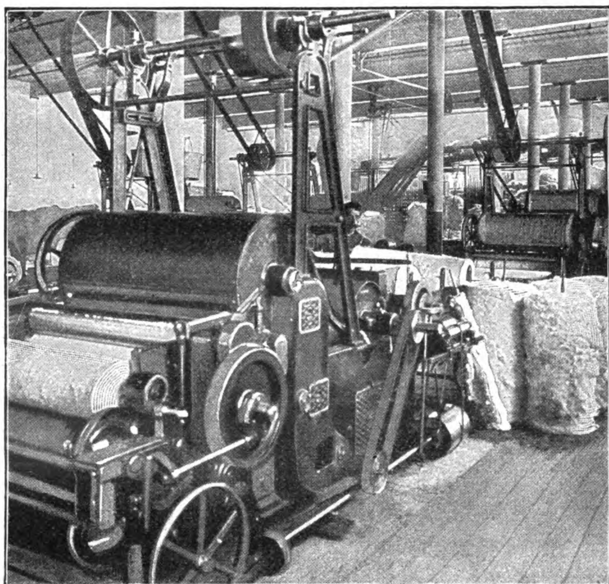
Die Baumwollpflanzungen bedürfen vieler Arbeit und Pflege. Angelegt werden sie durch die Aussaat des Samens, erbsengroßer rundlicher Körner, die bei der Sea Island schwarz und nackt, bei der Upland grün und behaart sind. In Nordamerika wird zur



Der Ballenbrecher, auf dem die Baumwollballen zerkleinert werden.

Bestellung meist die Reihenpflanzung gewählt. Ähnlich wie bei der Bestellung der Kartoffeln werden in einem Abstand von 1,35 Meter mit dem Pflug gleichlaufende Kämme aufgeworfen, in denen flache Furchen gezogen werden. In diese Furchen werden durch Maschinen alle 10 Zentimeter die Samenkörner gesteckt, die flach mit Erde bedeckt werden. Die Aussaat wird im April

vorgenommen. Bei günstigem Wetter erscheinen die jungen Pflänzchen schon nach etwa zehn Tagen. Sie tragen zwei Blätter und haben Ähnlichkeit mit Bohnenpflanzen. Sie entwickeln sich ziemlich schnell, sind bald einen Fuß hoch und setzen nun das dritte Blatt an.



Schlag- und Wickelmaschine, durch die die Baumwolle gelockert und aufgewickelt wird.

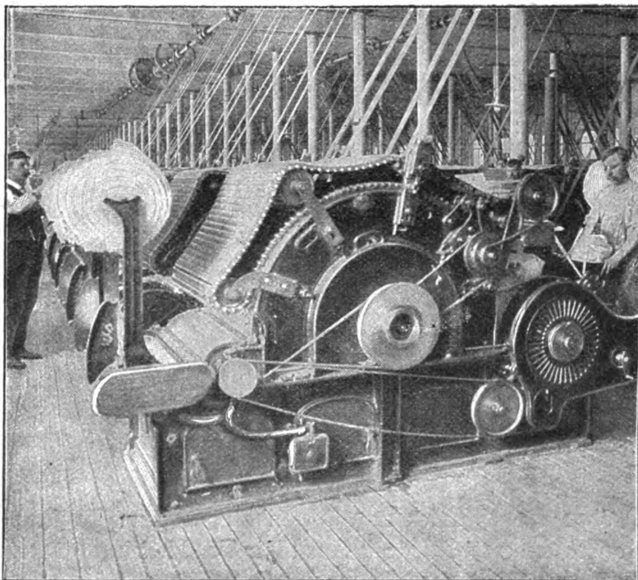
In gewissen Zwischenräumen werden die überflüssigen Pflanzen ausgezogen, so daß schließlich nur die kräftigsten Stücke in einem Abstand von etwa 40 Zentimeter übrig bleiben. Im Juni erscheinen die Blüten. Die vielfach verästelten Stauden mit behaarten Stengeln und handförmigen, dunkelgrünen Blättern haben jetzt eine Höhe von gegen vier Fuß erreicht. Die Blüten

stehen in den Blattwinkeln, und ihre Knospen brechen in den ersten Morgenstunden auf. Bei der Sea Island sind die fünfblätterigen Blüten gelblich, bei der Upland schneeweiß gefärbt. Im Lauf des Tages verändern sich die Blüten rasch. Ihre volle Entfaltung zeigen sie am Mittag. Am Nachmittag treten bereits rötliche Streifen auf, und am nächsten Morgen gehen sie ins Fleischfarbene über. Da die Blüten nicht sämtlich zu gleicher Zeit angesetzt werden, so bieten die Baumwollpflanzungen mehrere Monate hindurch einen prächtigen Anblick.

Sind die Blüten verwelkt und abgefallen, so entwickeln sich aus ihnen die Fruchtkapseln, die eiförmig sind und die Größe einer Walnuß erreichen. In diesen Fruchtkapseln wachsen nun die Fasern, der eigentliche Gespinststoff, heran. Eine jede Staude trägt zwölf bis fünfzehn solcher Fruchtkapseln, deren Schalen der Länge nach von drei bis fünf Nähten, ähnlich unserem Mohnkopf, durchzogen werden. Von den Nähten springen nach innen Rippen vor, so daß der Innenraum in drei bis fünf Kammern zerlegt wird. Diese Kammern bergen die Samenkörner. Die Samenkörner sind von weißen Haaren dicht eingehüllt. Die Haare wachsen, werden länger und länger, bilden eine dicke Flocke und sprengen endlich die Kapseln in den Nähten. Die Teilstücke der Kapseln rollen sich zurück, und über sie hinaus sind die jetzt faustgroßen Haarflocken gequollen. Diese Samenhaare stellen also die Baumwollfasern, den wertvollen Gespinststoff, dar.

Anfänglich haben die Fasern die Form von feinen Röhrchen, die mit einem Saft gefüllt sind. Durch Luft und Sonne trocknen sie aber bald zu Fäden ein, die an ihren Rändern etwas umgestülpt sind. Diese Umstülpung ist für die Verspinnung von Wichtigkeit, denn

sie bringt es mit sich, daß sich die Fasern fest aneinanderketten und so zu Fäden von größter Feinheit und unbeschränkter Länge verarbeitet werden können. Es wurde bereits erwähnt, daß die Länge der Fasern oder der Stapel nicht bei allen Baumwollsorten gleich ist.

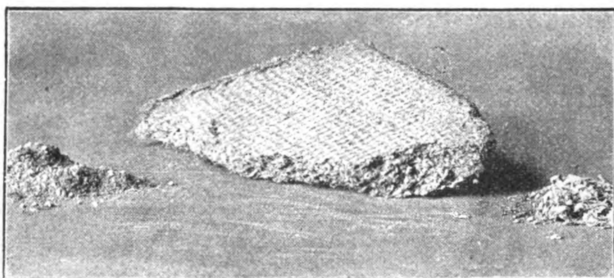


Hinteransicht der Kratzmaschinen durch die die Fasern getrennt und zu Bändern geformt werden.

Aber auch bei einer und derselben Sorte schwankt die Länge. Am längsten werden die Fasern unter der Krone der Kapsel, während sie nach dem Boden derselben hin immer kürzer sind. Ebenso sind natürlich die Fasern noch nicht ausgewachsen, solange die Kapseln selbst noch in der Entwicklung begriffen sind. Da es aber für die Baumwollfabrikation von Wert ist, daß

Fasern von möglichst gleicher Länge verarbeitet werden, so muß bei der Aberntung der Stauden darauf geachtet werden, daß die Baumwollflocken stets nur aus völlig reifen Kapseln abgepflückt werden.

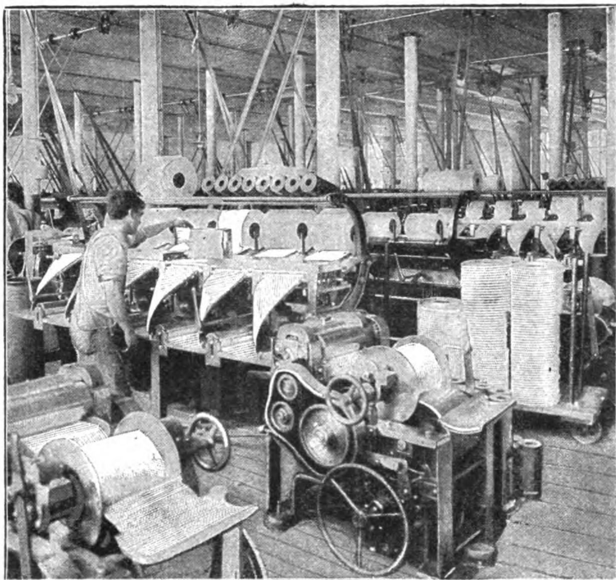
Hat die Reife begonnen, so rücken die Arbeitertrupps mit Säcken, die an einem Tragband um die Schulter hängen, zwischen die Staudenreihen und lösen mit der Hand die Flocken samt den Körnern aus den Kapseln heraus. Die gefüllten Säcke werden auf Trocken-



In der Mitte: Ölkuchen: rechts: ausgezogene Körner: links: Baumwollsamenmehl.

böden ausgeschüttet, und ihr Inhalt wird zum Trocknen auseinandergebreitet. Man läßt die Flocken mit den Körnern so lange liegen, bis die Körner bei einem stärkeren Druck mit der Hand knistern und krachen. Ist die Austrocknung so weit vorgeschritten, so wird der Ernteertrag nach dem Ginhause geschafft. Dort wird er dem Egrenieren oder Entkörnen unterworfen, wodurch, wie der Name schon andeutet, die Baumwollfasern von den Samenkörnern befreit werden. Zu diesem Zweck benützt man die Egreniermaschine. Die sich schnell drehenden Kreissägen derselben greifen mit ihren Zähnen durch die Zahnreihen eines eisernen Rostes

hindurch, wobei sie die auf einem Zufuhrtisch ausgebreitete Baumwolle erfassen, durch den Rost hindurchziehen und so die Fasern von den Körnern abreißen. Hinter den Kreissägen dreht sich eine mit Bürsten besetzte Welle, die die Fasern von den Sägen abstreift



Vorderansicht der Bandwickelmaschinen.

und sammelt. Die Samenkörner bilden etwa zwei Drittel der Ernte. Eine sehr gute Baumwollpflanze kann über zwei Pfund Rohbaumwolle ergeben, meist aber trägt sie viel weniger.

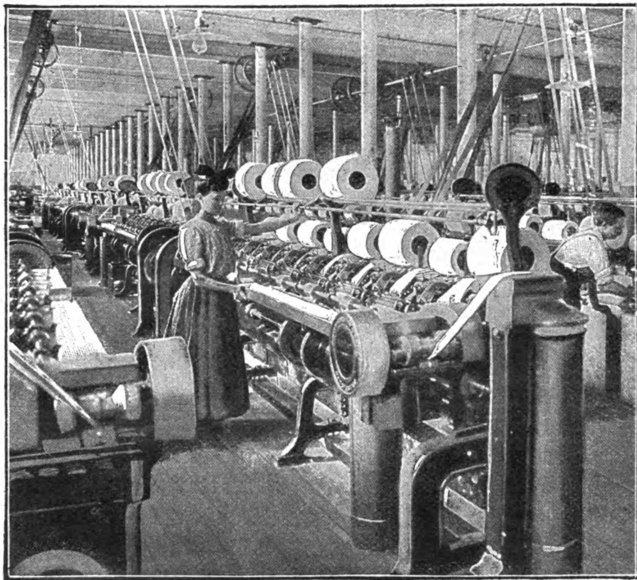
Nach der Entkörnung werden die Baumwollfasern durch hydraulische Pressen möglichst fest zusammengedrückt, so daß durchschnittlich 14 Kilogramm Wolle kaum einen Kubikfuß einnehmen. Die rechteckigen

Ballen werden in grobe Packleinwand eingeschlagen und mit Eisenbändern zusammengeschnürt.

Früher wurden die Samenkörner weggeworfen. Von etwa 1860 an begann man aber, sie zur Ölgewinnung zu verarbeiten. Das Öl wird gewonnen, indem man die Samen entweder preßt oder sie mit Schwefelkohlenstoff auszieht. Das Baumwollsamenöl oder, wie es in Amerika genannt wird, das Cottonöl oder Niggeröl wird verwandt als Brennöl und Speiseöl; zur Herstellung von Kunstbutter, Speisefetten und Seife. Werden die Körner gepreßt, so behalten sie noch bis gegen 12 Prozent Öl zurück. Wegen dieses Ölgehaltes, sowie wegen ihres Reichtums an Eiweißstoffen und Phosphaten stellen sie ein wertvolles Futter dar, das in der Form von Ölkuchen in den Handel gebracht wird. Bei der Ausziehung des Öles mit Schwefelkohlenstoff sind die Rückstände bedeutend weniger ölhaltig. Gleichwohl haben aber auch sie noch einen gewissen Futterwert. Sie werden daher als Baumwollsamenmehl an die Landwirte verkauft.

Die Ballen der Rohbaumwolle wandern nach der Spinnerei. Zunächst wird die Baumwolle hier einem gründlichen Reinigungsprozeß unterworfen, wozu sie eine große Anzahl sehr sinnreich ersonnener Maschinen und zwar die meisten mehrmals passieren muß. Im Ballenbrecher werden zuerst die harten Klumpen, die die Baumwolle nach der Verpackung bildet, zerteilt. Sie geht hierbei durch mit Zacken versehene Walzen, worauf sie durch ein endloses Transportgitter nach der ersten Etage der Spinnerei hinaufbefördert wird. Jetzt wandert sie in eine zweite Maschine, den Öffner, wo die Baumwollfasern aufgeschlossen und von den gröbsten Verunreinigungen, anhaftenden Körnerteilchen, Laub, Stengelstückchen und Sand, befreit werden. Vier mit

daumenförmigen Zähnen besetzte Trommeln lockern die Baumwolle und werfen sie wiederholt gegen eine feststehende Reihe ähnlicher Zähne. Unterhalb der Trommeln befindet sich ein eiserner Rost, durch den die Verunreinigungen hindurchfallen.



Kammaschinen.

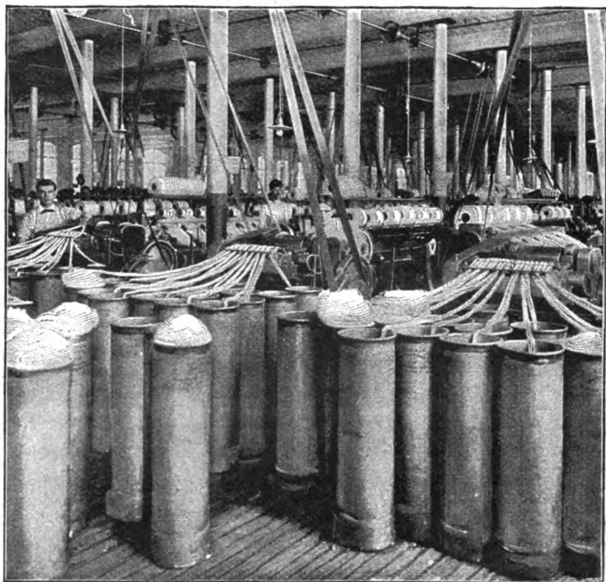
Darauf gelangt die Baumwolle zu mehreren Siebtrommeln, an die sie sich anlegt. Indem aus dem Innern dieser Trommeln die Luft durch ein Schleudergebläse abgesaugt wird, werden die Staubteilchen und alle kürzeren Härchen mitgerissen und fortgeführt. Die weitere Bearbeitung erfolgt in den Schlag- und Wickelmaschinen, die den Zweck haben, die Baumwolle aufzulösen und noch weiter zu reinigen. Die

Baumwolle wird auf einem Lattentuch ausgebreitet und durch Riffelwalzen dem im Inneren der Gehäuse sich schnell drehenden Schlagflügel zugeführt. An dem Schlagflügel sind Leisten angebracht, durch welche die zwischen den Riffelwalzen hervortretende Wolle in rascher Folge geschlagen wird, so daß sich die noch vorhandenen Büschel auflösen. Gleichzeitig fallen die Unreinigkeiten durch einen Rost unter dem Schlagflügel hindurch. Indem jetzt die Wolle durch den Flugraum hindurchgeht, legt sie sich auf einer Siebtrommel zu einer dünnen Watteschicht an, die dann von einem Walzenpaar abgelöst, zwischen Druckwalzen verdichtet und auf großen, hohlen Wattenstäben zu Wickeln aufgewickelt wird.

Die nächste Maschine, der nun die Baumwolle übergeben wird, ist die Kratz- oder Krempelmaschine. Sie hat die Aufgabe, die Baumwollfasern einzeln voneinander zu trennen, gerade zu legen und den Wickel in ein zusammenhängendes Band von möglichster Gleichförmigkeit zu verwandeln. Das Band oder, wie es auch bezeichnet wird, der Flor wird aus einer achtzig- bis hundertmal dünneren Wattenschicht, dem sogenannten Blies, hergestellt. Die Kratzmaschine ist sehr kompliziert gebaut. Ihre wesentlichsten Teile sind die Kratzbelege, Leder- oder Juchtstreifen, die mit winklig gebogenen Drahthäkchen dicht besetzt sind. Indem diese Streifen entsprechend eingreifen, vollführen sie die ihnen auferlegte Arbeit äußerst rasch und zweckmäßig.

In der Bandwickelmaschine werden die Bänder, wie schon der Name andeutet, zu Wickeln aufgewickelt. In der Kammaschine wird weiterhin die Baumwolle durch das Kämmen oder Peignieren für starkes Garn mittlerer Nummern von den kurzen Fasern befreit. Hierbei werden die kurzen Fasern durch einen

sich hin und her bewegenden Stahlkamm von den langen Fasern getrennt. Urspünglich wurde das Kämmen nur für Garne über Nummer 100 angewandt, um ein hochfeines Produkt, teilweise für Halbseide, zu gewinnen, jetzt aber wird es schon eingeschaltet, wenn Garne her-



Streckmaschinen, durch die die Bänder gerade gezogen werden.

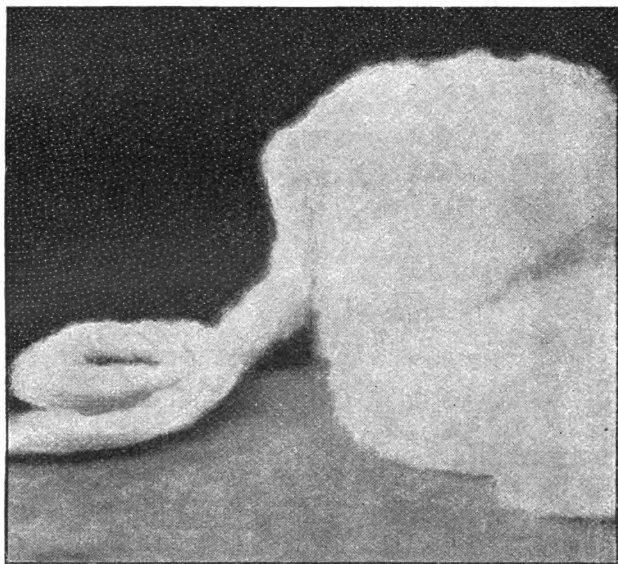
gestellt werden sollen, die zu Näh- und Strickzwirn dienen. Es werden 16 Bänder nebeneinandergelegt, zu einem Wickel aufgerollt, dann nochmals sechsfach übereinandergelegt und durch die Kammwalze hindurch geschickt.

Das möglichst vollständige Ausgleichen des Bandquerschnitts und das Geradeziehen sämtlicher Baumwollfasern wird erreicht im Strecker. Es sind hier

mehrere Paare von Walzen tätig, von denen ein jedes Paar eine größere Umfangsgeschwindigkeit als das vorhergehende hat. Die in vier- bis achtfacher Zahl zusammengelegten Bänder werden auf die vier- bis achtfache Länge ausgezogen, so daß nun das neue Band eine viel größere Gleichmäßigkeit als die ursprünglichen gewinnt. Das Zusammenlegen wird dadurch erzielt, daß man die entsprechende Anzahl von Bändern gleichzeitig unter das erste Streckwalzenpaar treten läßt. Da ein Reißen der leicht verletzlichen Bänder die Gleichmäßigkeit sehr stören würde, so hat man Vorrichtungen an der Maschine angebracht, die diese sofort anhalten, sobald eines der Bänder reißt oder zu Ende geht. Nachdem die Bänder die Streckmaschine durchlaufen haben, sind die Vorarbeiten für das Spinnen abgeschlossen.

Bei den Spinnmaschinen unterscheidet man Vorspinnmaschinen und Feinspinnmaschinen. Damit die von den Streckmaschinen kommenden Bänder zu Garn umgewandelt werden können, ist es nötig, daß ihnen eine größere Festigkeit gegeben wird. Man erreicht dieses dadurch, daß man die Bänder mäßig dreht, wodurch ihre Fasern genähert und zusammengehalten werden. Dieses Drehen wird nun durch die Vorspinnmaschinen bewirkt. Die jetzt üblichste Vorspinnmaschine ist die Spindelbank. Das Band wird bei dieser Maschine auf einen in schnelle Umdrehung versetzten gabelförmigen Flügel geführt und geht dann durch einen hohlen Arm desselben nach einer auf einer Spindel aufgesteckten Spule, die sich selbständig dreht und den Faden in regelmäßigen Windungen aufwickelt. Die Spule steht dabei auf einem Wagen, der durch eine Zahnstange und ein Rad auf und nieder bewegt wird. Die Spindeln sind in mehreren Reihen angeordnet. Ihre Zahl schwankt nach der Größe

der Vorspinnmaschinen. Die größten derselben besitzen 240 Spindeln. So viel Spindeln die Maschine aufweist, so viele Bänder kann sie auch gleichzeitig verarbeiten. Aber das Vorgespinst muß noch weiter gedreht und verfeinert werden. Zu diesem Zweck läßt man das

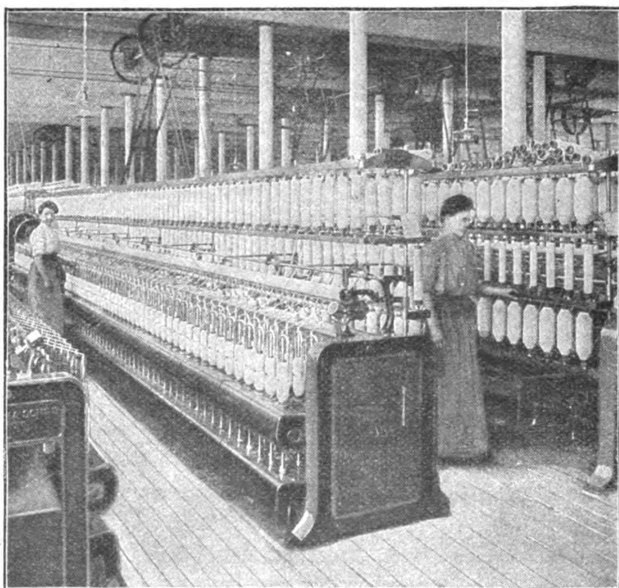


Gestrecktes Band nach dem Durchgang durch die Druckwalzen.

Vorgarn durch drei bis sechs Flügelvorspinnmaschinen gehen, die man der Reihe nach als Grob-, Mittel-, Fein-, Doppelfein-, Extradoppelfein- und Expreßfein-Spindelbänke bezeichnet.

Wenn das Vorgarn die letzte Spindelbank passiert hat, empfängt es die endgültige Streckung und Dehnung zur Verwandlung in Garn auf den Feinspinnmaschinen, die entweder nach der Grundidee des Spinn-

rades oder nach derjenigen des Handrades gebaut sind und danach Watermaschinen oder Mule genannt werden. Die Water- oder, wie sie auch heißt, die Drosselmaschine weicht von der Mulemaschine dadurch ab, daß die senkrechten Spindeln ununterbrochen den Faden

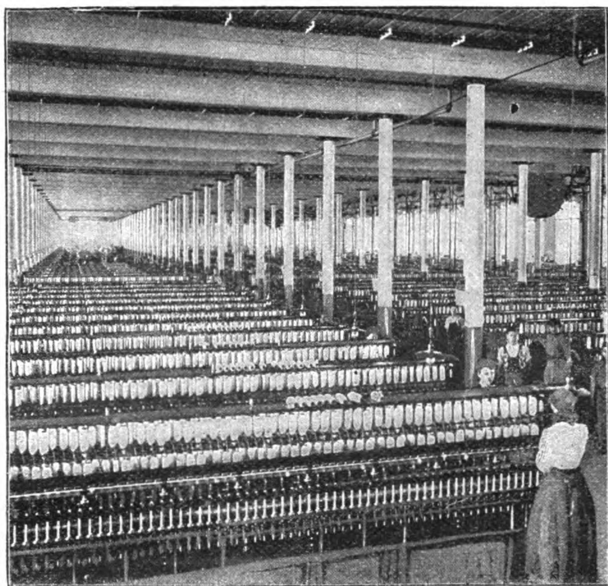


Mittelvorspinnmaschinen, auf denen die Drehung fortgesetzt wird.

drehen und aufwickeln, während bei der Mulemaschine die Spindeln auf einem Wagen befestigt sind, durch den das Drehen des Fadens mit dem Aufwinden desselben abwechselnd erfolgt.

Die vollkommenste Spinnmaschine ist gegenwärtig der Selfaktor oder Selbstspinner, bei dem nicht nur die Bewegungen, sondern auch die äußerst schwierige Regu-

lierung von einer Stelle aus erfolgt, so daß es möglich wird, ihn mit tausend und mehr Spindeln zu versehen. Die stählernen Spindeln sind mit ihrem Bewegungsmechanismus beim Selbstspinner auf einem Wagen befestigt. Der Faden wird von einem Streck-



Spinnraum mit Drosselstühlen und Spindelbänken.

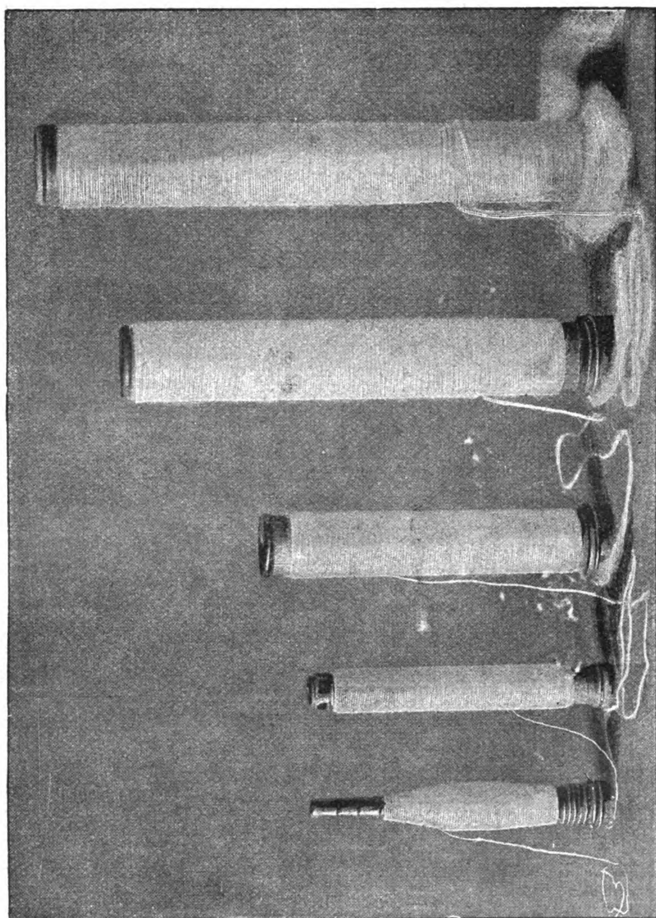
werk geliefert. Indem er von dort herangleitet, wird er durch den Umlauf der Spindeln gedreht und zugleich durch das Ausfahren des Wagens in gespanntem Zustand gehalten. Ist der Wagen am Ende seiner Bahn angelangt, so bleibt das Streckwerk stehen, und die Fadenlieferung hört auf. Jetzt muß der Faden abgeschlagen werden. Daher machen die Spindeln einige

Drehungen in entgegengesetzter Richtung. Es folgt nun die Aufwicklung auf die Spindeln, während sich der Wagen zugleich wieder zu dem Streckwerk hinbewegt.

An einem jeden Gewebe unterscheidet man zwei Fadengruppen, die sich gegenseitig gleichmäßig so kreuzen, daß die eine Fadengruppe, die Kette oder der Zettel, längs durch das Gewebe hindurchgeht, während die andere Fadengruppe, der Schuß oder Einschlag, in der Querrichtung läuft. Die Kette sowohl als auch der Schuß verlangen nun vor dem Verweben verschiedene Vorbereitungsarbeiten, und zwar für beide das Spulen, für die Kette aber außerdem noch das Scheren, das Schlichten und das Aufbäumen. In kleineren Betrieben geschieht das Spulen durch das Spulrad, in größeren aber auf der Spulmaschine. Bei der Kettenspulmaschine liegen die Spulen wagrecht, und indem sie durch die Berührung mit sich drehenden Trommeln ebenfalls gedreht werden, wird das Garn auf die Spulen aufgewickelt.

Das auf das Spulen folgende Scheren bezweckt, die Fäden von den Spulen zu sammeln und sie in gleicher Länge parallel nebeneinanderliegend auf eine Walze, den Scherbaum, zu bringen. Man benützt dazu eine Kettenschermaschine, bei der nach dem englischen System nur ein Teil der zur Kette gehörenden Fäden auf die volle Baumbreite geschert wird. Die gescherte Kette wird sodann geschlichtet. Man bezeichnet damit das Durchtränken des Fadens mit einem dünnflüssigen Klebemittel, wie Kleister aus Kartoffelmehl oder Weizenmehl. Hierdurch soll eine größere Widerstandsfähigkeit der Fäden gegen die Abnützung erzielt werden. Nach dem Schlichten wird die Kette getrocknet und darauf aufgebäumt. Hierunter versteht man das feste und gleichmäßige Aufwickeln auf eine Walze des Webstuhls,

den Kettenbaum. Es gibt auch Maschinen, die das Schlichten und Aufbäumen verbinden. So wird das

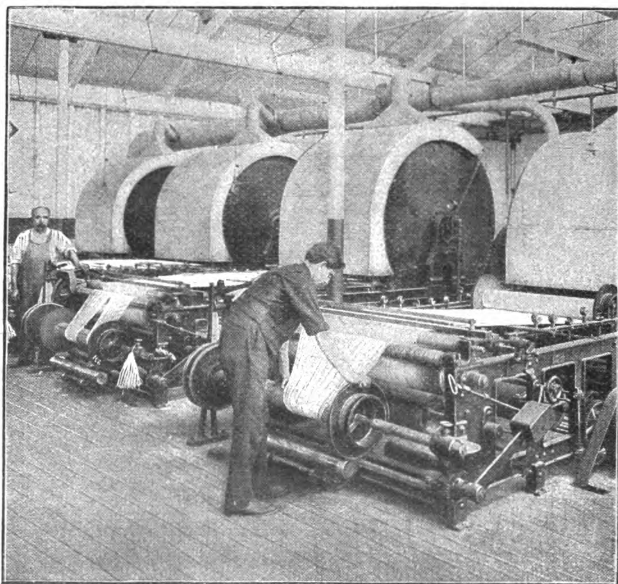


Von rechts nach links: Grobgarn, Mittelgarn, Feingarn, Doppelfein- und Expreßfeingarn.

Garn bei den Sizinmaschinen zuerst geschlichtet, dann in dampfgeheizten großen Trommeln getrocknet, nachher

durch Teilungsstäbe beliebig abgeteilt und zuletzt auf den Kettenbaum aufgewunden.

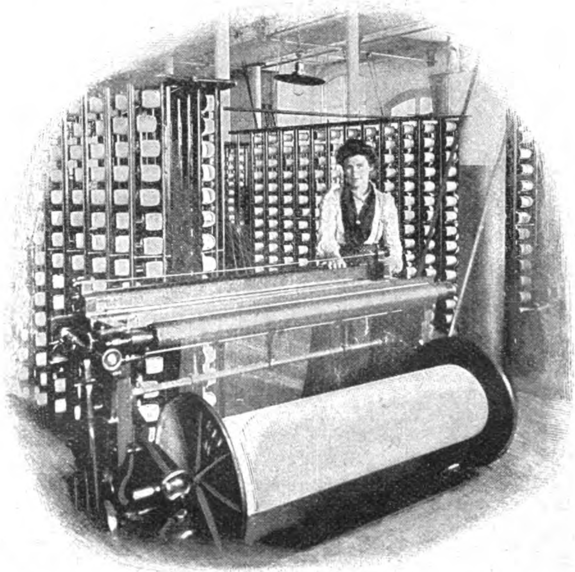
Gewebt wird jetzt ausschließlich mit Kraftstühlen. Es wurde bereits erwähnt, daß man an einem jeden Gewebe zwei Fadenarten unterscheidet, die in der Länge



Das Schlichten der Garne für das Weben.

verlaufende Kette und den sie querkreuzenden Schuß. Bei den glatten, einfachen Stoffen zerfällt nun die Kette in zwei Abteilungen, die abwechselnd gehoben und gesenkt werden, so daß die aufeinanderfolgenden Kettenfäden abwechselnd über und unter jedem Schußfaden zu liegen kommen. Meist wird das Schußgarn einige Nummern feiner genommen als das Kettengarn. Die

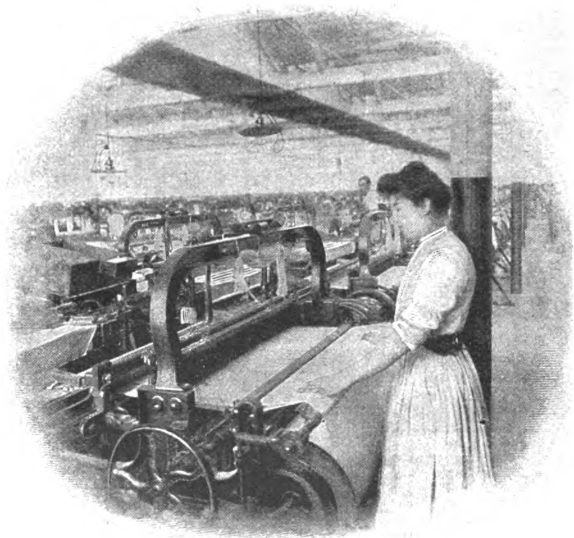
Kraftstühle gestatten gegenüber den früheren Handstühlen durch die Ausbildung und Vervollkommnung ihrer Bewegungsmechanismen die größte Arbeitsgeschwindigkeit und sind außerdem mit Vorrichtungen versehen, die die Bedienung durch Menschenhand auf



Schermaschine, auf der die Garne für das Weben zurechtgelegt werden.

das Geringste beschränken und zeitweilige Betriebsstillstände fast völlig ausschließen. So haben sie jetzt sogar Vorrichtungen, durch die statt der leer gewordenen Schußspulen neue volle selbsttätig an den arbeitenden Webstuhl eingelegt werden. Sollen Stoffe hergestellt werden, die nicht glatt sind, so muß danach auch die Webtechnik entsprechend abgeändert werden. So erscheinen bei den

geköperten Stoffen die Ketten- und Schußfäden auf beiden Seiten des Gewebes in ungleicher Ansicht, weil die Kette in zwei ungleiche Partien abgeteilt wird. Abweichend von dem glatten Gewebe liegt bei ihnen nicht immer nur ein einziger Faden der Kette über oder



Ein Kraftstuhl.

unter dem Schuß, sondern oft zwei und noch mehrere Fäden. Ferner wiederholen sich die Stellungen der beiden Fäden nicht immer in derselben Lage, sondern ändern sich so ab, daß die Bindungen seitlich fortschreiten, so daß das Gewebe von schräg laufenden feinen Streifen durchsetzt wird. Bei gemusterten Stoffen werden die Zeichnungen durch die verschiedenartige Verschlingung der Ketten- und Schlußfäden hervorgebracht.

Hat das Gewebe den Kraftstuhl verlassen, so wird

es gereinigt, damit es von den noch anhaftenden Fettstoffen befreit wird. Zuerst wird es in einer Waschmaschine durch eine Sodalösung gezogen, darauf in einen Bauchkessel geschoben, in diesem unter steter Benetzung mit einer schwachen Sodalösung mit Dampf von etwa einer Atmosphäre Spannung behandelt und zuletzt gewaschen. Jetzt wandert das Gewebe in die



Prüfung der Gewebe.

Bleichmaschine. Hier wird es in Wasser gelegt, zwischen Walzen gepreßt, mit einer Chlorkalklösung gespült, nochmals gepreßt und in eine Kammer mit Kohlensäure geleitet. Nachdem es in eine Sodalösung gelegt, durch Walzen geschlagen, abgepreßt und durch freie Luft geführt worden ist, wird es schließlich in gewöhnlichen Waschmaschinen ausgewaschen.

Bunte Stoffe werden entweder gefärbt oder mittels der Walzendruckmaschinen bedruckt. Auf den Druck-

walzen ist die Zeichnung oder ein Teil derselben eingraviert. In die Gravierung wird die Farbe durch elastische Farbwalzen übertragen. Während nun der Stoff zwischen der Druckwalze und elastischen Pressionswalze auf dem endlosen Drucktuch, das ihm als Unterlage dient, hindurchläuft, wird das Muster auf ihm aufgedruckt. Jede Druckwalze kann nur mit einer einzigen Farbe versehen werden. Ist das Muster mehrfarbig, so muß der Stoff unter so vielen Druckwalzen hintereinander hindurchgehen, als das Muster Farben aufweist.

Aber auch jetzt ist die Fabrikation noch nicht völlig abgeschlossen. Der Stoff muß erst noch getrocknet und, wenn er Glanz erhalten soll, in der Kalandermaschine appretiert werden. Jetzt endlich kann er nach der Prüfung auf seine tadellose Beschaffenheit gemessen und gerollt und nun zum Nutzen und zur Freude Tausender in den Handel gebracht werden, die meist nicht ahnen, wieviel Mühe und Arbeit in jedem Meter der reizenden und doch so wohlfeilen Gewebe steckt.





Vom Erhabenen zum Lächerlichen.

Eine tragikomische Geschichte.

Von Käthe van Beeker.



Ja, es ist nicht zu leugnen, die Wendung unserer Lebensschicksale hängt oft an recht unbedeutenden Kleinigkeiten," sagte die Frau Doktor mit leisem, sinnendem Lächeln und schob ihre Kaffeetasse zur dritten Füllung. „Wenn mir nicht einstmals die Magenschmerzen der Großmutter einer meiner Freundinnen dazwischen gekommen wären, so hätte sich, menschlicher Voraussicht nach, mein Leben durchaus anders gestaltet. Ich säße dann jetzt — wenn ich nicht gestorben wäre, wie es immer in den Märchen heißt — nicht hier in Ihrem liebenswürdigen Kreise in der thüringischen Kleinstadt, sondern, wie ich heute morgen aus der Zeitung erfahren habe, als Frau Generalkonsul in Honolulu."

„Das müssen Sie uns erzählen!" — „Das ist sicher eine interessante Geschichte!" — „Wie ist das zugegangen?" stürmte es fragend aus dem zum Kaffeekränzchen versammelten Damenkreis auf die schelmisch lächelnde, hübsche Sprecherin ein, die, behaglich in den vor ihr

stehenden Kuchenkorb greifend, abwehrend den Kopf schüttelte.

„Interessant? Nein, beim besten Willen nicht, es ging viel zu prosaisch dabei zu. Nicht einmal eine Geschichte ist es. Nur eine komische, kleine Episode, wie sie fast in jedem jungen Mädchenleben einmal zwischendurch läuft, mit ein bißchen Dummheit, ein bißchen Enttäuschung, mit Lachen und Tränen. Was man so einen Apriltag im Lebensfrühling nennt."

„Erzählen Sie nur! Eine Liebesgeschichte ist es doch sicher, und wenn in eine solche großmütterliche Magenschmerzen hineinkommen, so ist sie entschieden nicht alltäglich. Denn eigentlich gehören die doch nicht zu den Liebesgeschichten junger Mädchen," meinte die Vorsitzende des Kränzchens, die Frau Bürgermeister.

Die Doktorin lachte lustig auf. „Nein, sie gehörten auch bei mir nicht hinein, und sie spielten auch nur eine sehr passive Rolle. Aber wenn Sie es hören wollen, so erzähle ich Ihnen gerne, wie mein erster Liebestraum an dieser seltsamen Klippe scheiterte.

Also er, der Held meiner Geschichte, arbeitete als Referendar bei meinem Vater und war in den Augen sämtlicher junger Mädchen und deren Mütter ein Ideal. Die Mütter waren bestrickt von seinen glänzenden äußeren Verhältnissen und seinen vollendeten Formen, die Töchter von seiner stattlichen Erscheinung und dem dämonischen Reiz seiner weltmännischen Überlegenheit.

Es war daher kein kleiner Triumph für mich, daß seine Aufmerksamkeiten sich mir gegenüber stetig steigerten und sein Benehmen jenes undefinierbare und doch so bestimmte Etwas bekamen, das man in der Heiratssprache „ernste Absichten" nennt.

Ich war sozusagen anstandshalber in ihn verliebt. Er gefiel mir, sein Interesse schmeichelte mir, und er

war außerdem der „Erste“, der ja bei den meisten Mädchenherzen, kraft dieses einzig dastehenden Rechtes, gewöhnlich den Vogel abschießt.

Bei alledem fühlte ich mich ihm gegenüber immer etwas eingeschüchtert. Seine große Sicherheit und Überlegenheit ließen meine natürliche Keckheit und meinen frischen Übermut nie recht zur Entfaltung kommen, und er kannte mich infolgedessen nur als ein niedliches, sanftes, stilles Mädchen, von dem er ohne weiteres annahm, daß es ihn blind anbete und seine Liebe demütig als ein Himmelsgeschenk empfangen würde.

Und in mancher Hinsicht hatte er damit nicht einmal unrecht. Der Vorzug dieser Partie war mir so vielfach und von allen Seiten vorgehalten worden, daß mein natürliches Empfinden, welches doch wohl ein bißchen mehr eigene Wärme verlangte, gar nicht recht zum Vorschein kam, und daß ich ihm wirklich in blinder Demut in die gnädigst ausgestreckten Arme gesunken wäre, wenn nicht die besagten großmütterlichen Magenschmerzen grausam dazwischen getreten wären.

Und das ging so zu.

Wir hatten ein Mittagessen in einem befreundeten Hause, und der Referendar war natürlich mein Tischherr.

Unsere oder vielmehr seine Unterhaltung — denn ich kam fast nie zum Mundaufmachen neben seiner unfehlbaren Weisheit —, also seine Unterhaltung während der ziemlich ausgedehnten Mahlzeit drehte sich um die unschätzbaren Vorteile, die derjenigen, welche er einst zu seiner Gattin erwähle, mit diesem Gnadenakte zufielen. Danach aber sprach er auch wieder von den Ansprüchen, die er im richtigen Verhältnis zu dem, was er bot, an diese Auserwählte stellen müsse.

Mir brach zuletzt der Angstschweiß aus, denn, wenn

gleich nicht allzu bescheiden veranlagt, mußte ich doch einsehen, daß diese Fülle von Tugenden und Außerordentlichkeiten leider meiner kleinen Person nicht erb- und eigentümlich seien. Und während ich mit richtigem Instinkt herausfühlte, daß all diese Reden die Präliminarien zum großen Staatsakt bildeten, fragte ich mich angstvoll, woher ich wohl diesen Takt, diese Demut, diese nie versagende Tadellosigkeit des Benehmens und den sanften Ernst edler Frauenwürde, die er von mir verlangte, hernehmen sollte.

Der Tischwalzer hielt dann etwas den Lauf der Ereignisse auf und verscheuchte für seine Dauer meine schweren, sorgenden Gedanken, aber bei dem gleich nach ihm folgenden Gesange einer anwesenden Künstlerin stiegen sie wieder beängstigend in mir auf. Denn Liebeslieder hängen mit Liebeserklärungen — deren eine ich ja eben erwartete — ziemlich eng zusammen, und sie sang das wunderbarste aller Liebeslieder, das leidenschaftdurchbebte

„Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß,
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann!
Ich liebe dich durch einen Gotteschluß,
Ich liebe dich durch einen Zauberbann!“

Wir saßen mit klopfenden Herzen nebeneinander, er und ich.

Als der letzte Ton verklungen war, reichte er mir den Arm: „Es ist so heiß hier, wir wollen uns ein kühles, stilles Plätzchen zum Plaudern suchen.“

Aha, nun ging es direkt in die Liebeserklärung hinein. Ich fühlte es, und lautlos, bebend wie ein Opferlamm, folgte ich ihm. Mir war nun doch auch etwas warm zu Mute geworden. „Ich liebe dich durch einen Zauberbann —“ das hört man in jungen Jahren nicht

an, ohne ein Stückchen dieses Zauberbannes selbst mitzuempfinden.

Übrigens war der gewünschte, verschwiegene Plauderwinkel für unsere Liebesangelegenheit nicht ganz so leicht zu finden, wie mein hoher Herr sich das wohl gedacht hatte. In allen Nebenzimmern saßen Gruppen lachender, schwatzender Gäste, und erst im letzten der behaglichen Gemächer schien stimmungsvolle Einsamkeit zu herrschen.

Mein Referendar atmete sichtbar befriedigt auf.

Da reckte sich aus der lauschigsten Ecke des kleinen Raumes unerwarteterweise die Mutter der Hausfrau auf, eine steinalte, etwas schwerhörige Dame, die für mich, die beste Freundin ihrer Enkelin, eine große Zuneigung hatte. Sie gab dieser, wie immer, den lebhaftesten Ausdruck und zog mich ohne weiteres neben sich auf das Sofa.

Es war im Augenblick nichts an der Lage der Dinge zu ändern. Als Durchgang konnte man diesen Schlußpunkt der Zimmerreihe nicht gut betrachten, umkehren hatte keinen Zweck, und so mußten wir uns wohl oder übel in die Verhältnisse schicken.

Auch meinem Referendar blieb nichts anderes übrig, als die freundliche Annahme der alten Dame, daß wir uns etwas vom Tanz ausruhen wollten, als richtig zu bejahen und sich gleichfalls niederzusetzen. Er tat das mit einem schrecklichen Blick auf mich. Direkt als wenn ich armes, unschuldiges Geschöpf diese peinliche Lage mit hämischem Vorbedacht arrangiert hätte. Und während er den Sessel so rückte, daß er dem Gesichtskreis der guten Großmama fast ganz entschwand, schlug er seine Beine mit der nur ihm eigenen, unvergleichlich schicken Tadellosigkeit übereinander, nahm eine wieder nur ihm eigene, schwermütig-leidenschaftliche

Haltung an und bemühte sich, die mündlich zurückgedrängte Liebeserklärung in seine sehr schönen, dunklen und vielsagenden Augen zu legen.

Ich fand das furchtbar interessant und beängstigend schön.

Aber meine Sinne waren doch noch klar genug, um einzusehen, daß ich mich in Gegenwart einer dritten Person nicht ganz uneingeschränkt dem beängstigend schönen Vergnügen seiner Augensprache überlassen durfte, und so wandte ich mich denn an meine Nachbarin mit der dümmsten aller gesellschaftlichen Fragen, die aber, von der Sitte geheiligt und angeordnet, im allgemeinen Verkehr am besten über jede momentane Geistesabwesenheit hinforthilft, mit dem liebenswürdigen, banalen Allerweltswort: „Und wie geht es Ihnen, gnädige Frau?"

„Ach, liebes Kindchen, gar nicht gut. Beinahe hätte meinetwegen das ganze heutige Vergnügen noch im letzten Moment abgesagt werden müssen."

„Ach!" hauchte ich teilnahmsvoll, während meine Augen schüchtern den Glutblick meines Gegenüber erwiderten.

„Ja," fuhr die Großmama flüsternd und vertraulich fort, „denken Sie nur, Erdbeeren sind mir sonst immer so gut bekommen, aber gestern abend, gleich nach den Erdbeeren, wird mir so entsetzlich schlecht, und ich bekomme solche Magenschmerzen, daß ich fühle, ich muß von Tisch —"

„Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß,"

klang es von drüben aus dem Sessel mit halber Stimme und vibrierender Leidenschaft herüber. Dazu eine ganz besondere Nüance des Augenaufschlages.

„Ja, ich mußte," berichtete die Erzählerin neben

mir weiter. „Ganz übel wurde mir, gelb und grün vor den Augen. Ich sagte nur noch zu meiner Tochter: „Ängstige dich nicht, ich kann nicht anders!“

„Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann,“

echote die leidenschaftbebende Stimme meines Verehrers prompt dazwischen.

Die nichtsahnende, schwerhörige Großmama aber setzte eindringlich ihre Erzählung fort: „Na, und wie das nun erst wurde! Ein Winden in Todesqualen — ich dachte, ich hätte mich vergiftet! Himmel und Erde drehten sich um mich!“

„Ich liebe dich durch einen Himmelsschluß!“

Ein Seufzer hinterher. Und schon begann mich die komische Übereinstimmung beider voneinander unabhängigen Parteien zu packen und die beängstigende Schönheit der interessanten Liebeserklärung von weitem bedenklich abzuschwächen.

„Aber zum Doktor wollte ich nicht geschickt haben, nein, ich halte mehr auf Hausmittel. Kamillentee, mit einem Löffelchen Leinöl gemischt, damit habe ich immer noch alle Krankheiten gebannt —“

„Ich liebe dich durch einen Zauberbann!“

Eine Welt voll Leidenschaft und Schicksalsschwere im Ton der Stimme und dazu ein Blick, eine Haltung, wie Hamlet bei seinem berühmten Monolog.

Mir zuckte es in allen Gliedern. Der ganze dämonische Zauber, den der singende Liebhaber in die Situation legen wollte, und der unter anderen Umständen mein junges, dummes Mädchenherz einfach hingerissen hätte, verlor seine Macht und Wirkung im Zusammenklang dieser poetischen Liebeserklärung mit

Großmutters Magenschmerzen und Kamillentee und Leinöl!

Ich saß wie auf Kohlen, und keiner meiner Blicke wagte sich mehr zu heben, während die alte Dame unbeirrt fortfuhr: „Und heiße Tücher ließ ich mir auf den Magen legen. Wärme ist bei allen Dingen immer das Beste, das können Sie sich merken, Kindchen — nur immer die nötige Wärme!“

Der Referendar, der augenscheinlich nur den ersten Vers des Liedes im Gedächtnis behalten hatte, vielleicht auch diesen für am wirksamsten und effektvollsten hielt, sang leise und zärtlich von neuem vor sich hin:

„Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß —“

Und mir, bei der nun schon die bösen Geister des Übermutes und der Spottlust jede edlere Regung erstickt hatten, fiel zum Unglück auch noch der Refrain eines banalen, alten Kneipliedes ein:

„Und wer das Lied nicht weiter kann,
Der fängt es wieder von vorne an!“

Ich fühlte, mein Gemüt trieb einer unausbleiblichen, stürmischen Katastrophe zu. Wie sollte ich der alten Dame gegenüber den nächstens nicht mehr zu unterdrückenden Ausbruch meiner Lachlust erklären?

Da sprang diese angstvoll auf: „Sehen Sie, Kindchen, allein die Erinnerung regt mich so auf. Gleich sind die Magenschmerzen wieder da! Entschuldigen Sie mich, ich muß die Gesellschaft verlassen — ich kann nicht anders!“

Sie wankte aus der Tür — und schon stand der Referendar neben mir. „Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann!“ flüsterte er leidenschaftlich.

Unter diesem Zauberbann brach mein letzter Wider-

stand. Die Teufel der Lachlust hatten mich unrettbar in den Krallen. Ich lachte, lachte wie man nur mit siebzehn Jahren, nur mit der ganzen, göttlichen Unbesonnenheit der Jugend lachen kann.

„Elisabeth!" grollte es drohend und entrüstet neben mir auf.

Und wenn die Welt untergegangen wäre, ich hätte weitergelacht. Die Magenschmerzen und die Liebe, der Kamillentee und der Zauberbann, die heißen Umschläge und die heißen Blicke, alles tanzte in meinem Gehirn einen tollen Reigen. Ich fühlte nichts als die Komik, die in dem Zusammenwirken dieser verschiedenen Kräfte zum Durchbruch kam.

„Mein gnädiges Fräulein!"

Eiseskalt, mahnend schlug es an mein Ohr.

Aber es half nichts! Mich hatte das Lachen wie ein Krampf erfaßt. Ich konnte auch nicht aufhören, als ich seinen Schritt sich entfernen hörte. Was dachte ich in diesem Augenblick an seine verletzten Empfindungen!

Wenn unser Herz nicht spricht, schweigt auch meistenteils unser Verständnis, und da ihm gegenüber meine geschmeichelte Eitelkeit mehr engagiert war wie mein Gefühl, so erschrak ich durchaus nicht besonders über diesen vollständigen Umsturz des Vorausgesehenen.

Das würde sich schon wieder machen. Augenblicklich war ich wirklich nicht in der Verfassung, mich mit solch ernsten Dingen zu beschäftigen.

Als ich mich endlich beruhigt und ausgelacht hatte, kam mir doch ein leises Unbehagen.

Es war am Ende gut, wenn ich die Sache schnell wieder in Ordnung brachte und meinem Verehrer eine diskret gehaltene Aufklärung gab.

Aber damit war es nun vorbei. Ich hatte keinen

Verehrer mehr. Der alten Großmutter Magenschmerzen hatten für mich sehr unangenehme Nachwirkungen, die sich leider nicht mit Kamillentee und heißen Umschlägen kurieren ließen.

Der Herr Referendar ließ mich so eisig abfallen, daß davor jede Verständigung aufhörte. Mein erster Kursus in der großen Lehre, daß nichts so unversöhnlich ist wie beleidigte Eitelkeit, war ein sehr gründlicher.

In der Gesellschaft war ich eine gefallene Größe. Liebenswürdig trug man mir zu, daß mein einstiger Bewerber achselzuckend geäußert habe, eine Frau, die vollkommen des Taktes und der ernsten weiblichen Würde entbehre, könne er nicht gebrauchen.

Das war hart. Meine Eltern schalten. Ich hatte gelacht, als ich besser ernst gewesen wäre, und weinte nun, da ich klüger hätte lachen sollen.

Schließlich ging der beleidigte Liebhaber bald darauf nach Berlin zum Examen, und mein jetziger Mann kam zum Besuch in unser Städtchen. Er lehrte mich die Liebe als Himmelsschluß und Zauberbann ernsthaft kennen, und so versank jene kleine, komische Episode meines Mädchenlebens in Vergessenheit, bis heute die erwähnte Zeitungsnotiz sie mir wieder in das Gedächtnis rief und mich daran mahnte, wie mein Schicksal sich so anders gestaltet hätte, wenn damals nicht des guten Großmütterchens Magenschmerzen mit einem Rückertschen Liebeslied zusammengefallen wären.

Sie sehen, meine Damen, eine interessante Liebesgeschichte war das nicht, wenn sie mich auch darum gebracht hat, jetzt Frau Generalkonsul in Honolulu zu sein."





Der heilige Berg.

Japanische Reisebilder von K. Wilberg.



Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Das ostasiatische Kriegsdrama, der erbitterte und überaus blutige Kampf zwischen Rußland und Japan, dem Inselreiche der aufgehenden Sonne, hat allenthalben die Aufmerksamkeit besonders auf den kleineren der beiden Gegner, auf Japan, gelenkt. Das nordische Riesenreich kannte man schon lange, weniger Japan, die ausgedehnte Inselgruppe im Osten von China und ihre so überaus interessante Bevölkerung.

Die nationale Existenz und Kultur dieses Reiches geht über ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt, also in eine Epoche zurück, in welcher Römer und Griechen erst im Uranfang ihrer geschichtlichen Entwicklung standen. Durch seine Berührung mit den europäischen Kulturnationen in jüngster Zeit hat das japanische Reich ungemein schnell geradezu überraschende Fortschritte in der Zivilisation gemacht, und es ist daher seit Jahren von kundigen und ernsten Forschern darauf hingewiesen worden, daß das ostasiatische Land auf allen Gebieten des sozialen Lebens sich mit sichtbarem Geschick der modernen Kultur Europas nähert.

Gerade der gegenwärtige Krieg legte von Anfang

an beredtes Zeugnis dafür ab, daß man in Japan nicht vergebens die europäischen Verhältnisse beobachtet hat. Auch das Schulwesen und die Industrie des Reiches sprechen dafür.

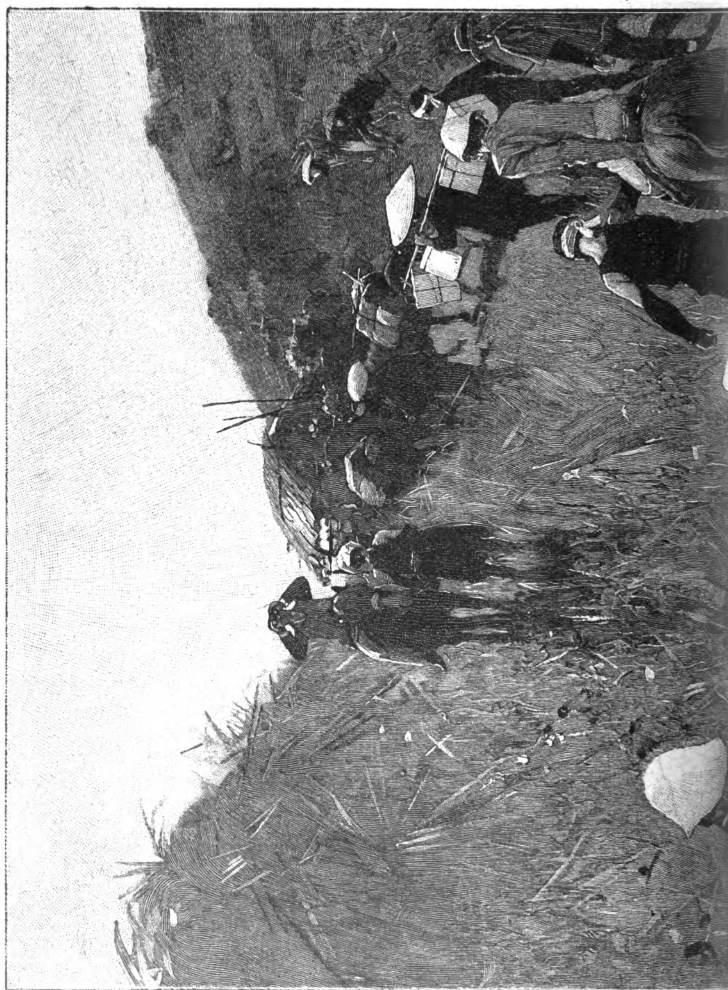
Die zahlreichen im Laufe der Jahre nach europäischem Muster durchgeführten Reformen haben übrigens die besonderen Eigentümlichkeiten der religiösen Gebräuche und der religiösen Anschauung überhaupt, welche aus einem innigen Gemisch des Buddhismus mit der uralten Naturverehrung, dem Schintoismus, besteht, in Japan keineswegs berührt. Allem Erhabenen und Eindrucksvollen, das die Natur darbietet, wird vom Japaner Verehrung entgegengebracht. Es leuchtet ein, daß hierzu hauptsächlich die Gebirgswelt mit ihren imposanten Darbietungen gehört.

In erster Linie muß hier der heilige Berg, das heißt der 3760 Meter hohe Vulkan Fudschi-no-yama, auf Nippon genannt werden. Auf oder vielmehr in dem Berge, welcher unter dem 35. Grad nördlicher Breite und dem 139. Grad östlicher Länge liegt, hat im Dezember 1707 eine vulkanische Eruption stattgefunden, welche vierzehn Tage lang andauerte und die ganze Umgegend verheerte. Obwohl seit jenem entlegenen Zeitpunkt Ruhe auf dem Berge herrscht, wird immer noch mit der Möglichkeit gerechnet, daß wieder einmal ein Ausbruch aus dem vulkanischen Berge kommen könne.

Zu ihm nun, dem Könige der Berge Japans, welcher namentlich von Omiya aus einen imposanten Anblick gewährt, wandern alljährlich im Juli und August, wenn der Gipfel des Fudschi schneefrei ist, Tausende, um daselbst zu beten. Es führen fünf Straßen teils durch dichte Waldungen, teils durch freies Feld auf den Gipfel. Dieselben sind von größter Einfachheit, bieten aber dem Naturfreund mannigfache, fesselnde Genüsse



Der Fudschi-no-yama, von Omiya aus gesehen.





Touristen auf der Höhe des Otomepasses.

und interessante Beobachtungen. Reiche Vegetation und seltener Blumenflor entzücken das Auge; so ist unter anderen eine Rhododendronart bis zu acht Meter



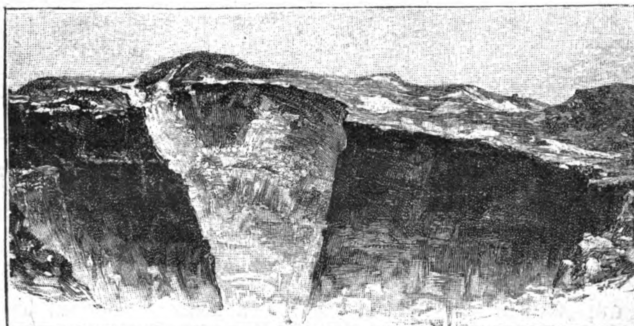
Straße nach dem Otome-Toge.

Höhe wahrzunehmen, auch Lilien, wie sie sich in Europa nur in Gewächshäusern finden, verschönern den Aufstieg nicht minder, als der andauernde Vogelgesang, welcher den Wanderer begleitet.

Die Pilger machen an einzelnen Stationen, an

welchen es nicht fehlt, Halt, teils an vorhandenen Tempeln und einfachen Kapellen, um daselbst zu beten, teils in den Teehäusern, um sich in denselben zu erfrischen. Die Tempel gehören übrigens nicht dem Buddhismus an, sondern der alten Nationalreligion des Schintoismus (Verehrung der Himmelskörper, hauptsächlich der Sonne).

Die Pilger, welche meist Strohsandalen tragen, sind



Der Krater des Fudschi-no-yama.

nach der Schilderung eines Naturforschers, der in ihrer Begleitung den Berg bestiegen hat, in ihrer überwiegenden Mehrzahl weiß gekleidet; dieses Weiß verschwindet indessen während des Aufstiegs durch den massenhaften Staub, welchem nicht zu entgehen ist, mehr und mehr. Im übrigen tragen sie noch einen Pilgerstab, ein Paket mit Mundvorrat, außerdem eine Glocke um den Hals, so daß der Wanderer, bevor er sie erblickt, sie aus weiter Entfernung schon herannahen hört. Endlich sind sie noch neben einer Trinkflasche mit einer kleinen Blechbüchse ausgestattet, in welche sie Wasser aus der auf dem Gipfel des Berges befindlichen Quelle schöpfen, um dasselbe in die heimatlichen

Gefilde zu bringen, wo es bei verschiedenen Gebrechen als Heilmittel Verwendung findet.

Die Teehäuser, welche in Japan die Stelle unserer Gasthöfe vertreten, verhalten sich etwa zu einem unserer Dorfwirtshäuser wie ein Schäferkarren zu einem Schlafwagen erster Klasse. Ein solches Teehaus ist ein viereckiges Gebäude von vielleicht 12 Fuß Tiefe und 60 Fuß Länge; die Höhe beträgt etwa 6 bis 7 Fuß — kurz, eine rechteckige Bretterbude, deren Außenwände mit aufeinandergetürmten Steinblöcken vom Berge Fudschi selbst bedeckt sind. Den Zugang vermitteln zwei oder drei Türen; Fenster und ähnliches gibt es nicht. Mit einer großen Schar von Pilgern hier den Schlaf des Gerechten zu schlafen, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins.

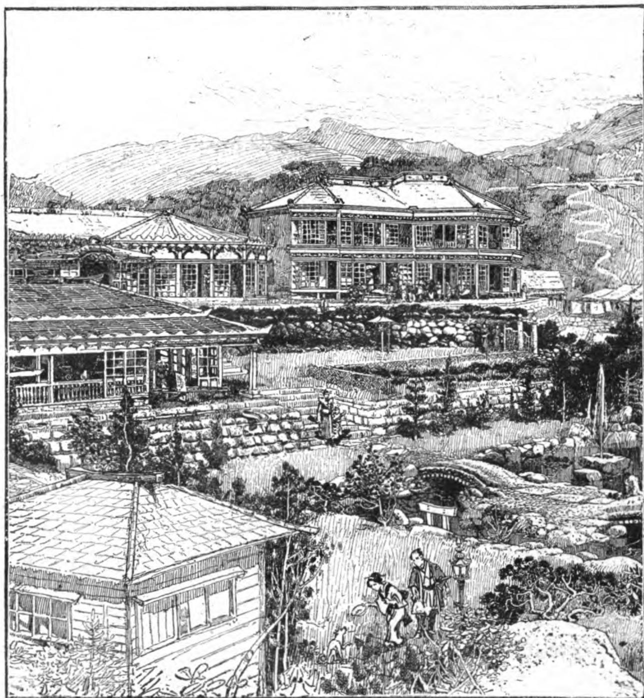
Bei dem oft knietiefen Schmutz, bei dem steilen und durchweg steinigen Weg bedient sich der Europäer, besonders kleine Leute mit halbwegs biegsamen Gliedern, auf dem Marsche auch des sogenannten Kago, eines überdeckten Tragstuhls, den zwei Träger an einer Stange auf der Schulter tragen.

Auf dem Gipfel des heiligen Berges, auf dem sich gleichfalls ein Tempel befindet, sieht man in die Tiefe des Kraters, dessen Wände von allen Seiten steil abfallen, hinab; von vulkanischer Tätigkeit ist indessen kaum eine Spur mehr wahrzunehmen. Nur im Südwesten, unter der Südwand des sogenannten Pfeilers, eines Restes der alten Kraterwand, ist es noch möglich, auf den Boden des Kraters zu gelangen.

Der Abstieg führt zunächst über ein steil abfallendes, langgestrecktes Feld von Lava. In Bälde gelangt man an das Ufer des Kawagukuschi-ko, wo man den Gipfel des heiligen Berges noch erblickt.

Für den Reisenden, welcher über die erforderliche

Zeit verfügt, lohnt es sich wohl, statt die Bahnlinie Kobe—Tokio und von da nach Yokohama zu benützen, über den Otome-Toge genannten Paß nach Miyanoschita zu reisen. Er gelangt hier in einen Badeort von seltener



Das Fudschiyahotel in Miyanoschita.

Schönheit, welcher die Europäer, insbesondere die Deutschen, an die heimischen Sommerfrischen erinnert. Der europäische Komfort, mit welchem das Fudschiyahotel in Miyanoschita ausgerüstet ist, seine wundervolle Lage, seine warmen Quellen haben von jeher eine gewaltige

Anziehungskraft auf alle in Tokio und Yokohama ansässigen Europäer ausgeübt. Nach übereinstimmender



Kiga, am Fuße des Fudschi-no-yama.

Schilderung ist der Aufenthalt reizvoll und lohnend. Übrigens wird der Ort in der Regel fast nur von Gesunden zur Erholung besucht, wirklich Kranke pflegen nach dem kurz entfernten Aschinoyu, welches gleichfalls

heilkräftige Schwefelbäder hat, zum Kurgebrauch sich zu begeben.

Verlassen wir den Ort, so stoßen wir bereits in Yamanaka auf ein europäisches Verkehrsmittel, nämlich auf den Omnibus, der, wenn auch in ziemlich primitiver Form, doch jedes abendländische Auge erfreut.

Der weitere Verlauf des Abstiegs bringt uns nach Subaschiri, wo die meisten Europäer eine längere Rast zu machen pflegen. Dieser Umstand ist denn auch nicht ohne Einfluß geblieben: in dem Teehause sind bereits einige Stühle und ein Tisch wahrzunehmen.

Wenn man jedoch die nach Miyanoschita führende Straße verläßt und sich nach rechts wendet, so wird man unwillkürlich an die oben erwähnte vulkanische Veranlagung der japanischen Gebirge erinnert. Denn dort zeigt sich dem Wanderer weithin eine abgestorbene Vegetation; die Erde ist weiß, und die Felsen sehen angebrannt aus. Dabei ist der Erdboden überaus warm, und an einzelnen Stellen bricht heißes Wasser hervor. Der Japaner nennt diesen Ort Odschigoku, das heißt große Hölle, im Gegensatz zu dem nicht weit davon gelegenen Kodschigoku, der kleinen Hölle. Wir haben es hier offenbar mit den Überresten einstiger vulkanischer Tätigkeit zu tun, welche zweifelsohne nicht gering war.

Nach dem Verlauf des russisch-japanischen Feldzugs wird sich das aufmerksame Interesse mehr und mehr dem Lande der aufgehenden Sonne zuwenden. Nicht fern ist die Zeit, in welcher immer mehr Europäer ihre Schritte dorthin lenken, um dieses von der Natur so reich gesegnete Stück Erde genauer kennen zu lernen. Es verdient es wahrlich allein schon wegen seiner hervorragenden Naturschönheiten in reichem Maße.





Mannigfaltiges.



Inkognito. — Als die unvergeßliche Künstlerin Henriette Sontag auf der Höhe ihres Ruhmes stand, lebte man noch in der Zeit der Postkutschen. Sonderzüge, wie sie sich heute die Heldinnen der Bretter leisten, kannte man nicht. Im Jahre 1827 hatte die Künstlerin Prag in Entzücken versetzt, befand sich auf der Rückfahrt nach Berlin und wollte in Reichenberg, der schon damals aufblühenden und kunstsinnigen böhmischen Stadt, übernachten. Im Begriff, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, gewahrte sie einen im Speisesaal angehefteten Zettel, welcher mitteilte, daß die angekündigte Vorstellung von „Figaros Hochzeit“ leider nicht stattfinden könne, da die Darstellerin der Susanne plötzlich erkrankt, und ein Ersatz in der kurzen Frist nicht zu beschaffen sei. Da fährt der Künstlerin ein Gedanke durch den Kopf. Das Theater ist in der Nähe, wenige Minuten genügen, um sie selbst zum Direktor gelangen und ihn wissen zu lassen, daß sie die Partie singen wolle.

„Wer sind Sie?“

„Das möchte ich verschweigen und inkognito auftreten.“

„Aber werden Sie auch im stande sein, die schwierige Partie zu singen?“

Sie stimmt einen Triller an, und der überglückliche Direktor der kleinen Truppe besitzt Kunstverständnis genug, keinen Zweifel mehr aufkommen zu lassen. „Noch eine Frage!“

„Das wäre?“

„Welches Honorar verlangen Sie?“

Henriette Sontag stutzt einen Augenblick, dann sagte sie: „Geben Sie mir dasselbe, was meine Kollegin erhalten sollte. Übrigens verzichte ich darauf zu ihren Gunsten, da sie ja erkrankt ist.“

Die Vorstellung beginnt. Das Haus ist gedrängt voll. Alle harren gespannt der fremden Sängerin, welche sich bereitwillig gezeigt hat, die schon abgesagte Vorstellung zu ermöglichen. Henriette Sontag erscheint auf der Bühne. Bei den ersten Tönen schon begreift die Zuhörerschaft, daß eine bedeutende Künstlerin zu ihr spricht. Eine Stille herrscht im Raume, wie sie nur dann eintritt, wenn die Aufmerksamkeit den höchsten Grad erreicht. Henriette Sontag selber fühlt sich auf das köstlichste belustigt durch das Inkognito, in welches sie geschlüpft ist. Sie sang vielleicht niemals so schön wie heute; ihre gute Laune strahlt zurück auf ihre Rolle, welche sie darzustellen hat, hatte sie doch gerade für die Susanne, diese herrlichste aller Frauengestalten des unsterblichen Mozart, eine besondere Vorliebe.

Immer voller quellen ihr die Töne von den Lippen, immer seelischer wird das Spiel und inniger der Gesang. Die Mitspielenden auf der Bühne sind nicht weniger bezaubert als das Publikum. Zu fragen, wer sie sei, wagt man nicht, aber man zerbricht sich darum nicht weniger den Kopf.

So kam der letzte Akt, welcher den Glanzteil der Rolle bringt, die berühmte Rosenarie. Da erschallt, ehe das Publikum noch in seinen Beifallssturm ausbrechen kann, eine Stimme durch das Haus: „Es ist die Sontag!“

„Jawohl, die Sontag! Es kann nur die Sontag sein!“ hallt es aus hundert Kehlen, und: „Die Sontag, die Sontag!“ jubelte bald das ganze Haus.

Schweigend, glückselig, mit dem Liebreiz, welchen sie in so hohem Maße besessen, nickte die Künstlerin dem Publikum lächelnd zu. Sie hat selber später oftmals erzählt, daß alle Triumphe, welche sie in ihrem vielgefeierten Leben davon-

getragen, sie nicht so erfreut haben wie dieser, welchen sie sich durch ein Inkognito zu erringen gewußt hatte. C. T.

Glückbringende Unwetter. — An der Südküste Englands erwarb ein Mann namens Dearkin im Jahre 1850 einen Streifen Marschlandes, um seine paar Kühe darauf zu weiden. Er bekam es für ein Butterbrot, denn das Stück Land hatte die üble Eigenschaft, bei jedem Südwinde überschwemmt zu werden. Nun erhob sich drei Jahre darauf einer der berüchtigtsten Stürme des vorigen Jahrhunderts und blies 24 Stunden hindurch mit orkanmäßiger Gewalt. Das aber hatte ein merkwürdiges Ergebnis für Dearkin. Genau seinem Grund und Boden gegenüber hatte das wildgepeitschte Meer einen förmlichen Wall von Sand, Geröll und abgeschliffenen Kieseln aufgeschichtet, so hoch und massiv, daß Sachverständige ihn auf dreieinhalb Millionen Tonnen schätzten. Der Wall, den Vater Neptun ihm in einer Nacht errichtet hatte, blieb auch liegen, wurde nicht wieder weggespült, und Dearkin hatte die Freude, von der Nacht an sein Besitztum nie wieder überschwemmt zu sehen. Es war in der einen Nacht aus der fast wertlosen Weidestelle in einen der ergiebigsten Weidegründe jener Gegend umgewandelt worden, während Tausende von anderen Farmen von Grund auf verwüstet worden waren.

Ähnliches ereignete sich im Mai 1862 in der englischen Grafschaft Norfolk, wo auch einer der schlimmsten Sturmwinde heillosen Schaden anrichtete, unter anderem die Hauptausflußrinne der großen Schleusenanlage bei dem Hafenorte Kings Lynn zerstörte, wodurch mehr als sechstausend Morgen Landes überschwemmt wurden. Die Grafschaft mußte sich entschließen, einen neuen Kastendamm aufzurichten und so die Kanalschleuse wiederherzustellen, und dann durch unermüdliches, langanhaltendes Pumpen dem Ozean die Wassermassen wieder zuzuführen, welche die Wiesen und Felder der wenig fruchtbaren Gegend bedeckten. Als das erreicht war, und die Landleute seufzend untersuchten, ob nun ihr armseliges Land nicht etwa so versandet sei, daß es nicht einmal ihrem mageren Viehstande Nahrung biete, da ergab

sich die überraschende Tatsache, daß die unheilvollen Wogen ganz erstaunliche Mengen reicher kalk- und schwefelhaltiger Fruchterde mit sich geschleppt und überallhin verteilt hatten, so daß die ertragsärmsten Wiesen in das ergiebigste Ackerland verwandelt worden waren. Der Hauptbesitzer der Gegend erklärte nach fünf Jahren, sein Gewinn bei der Überschwemmung belaufe sich auf reichlich 500,000 Mark.

In Kalifornien hatten bis 1863 die Goldgräber sich mit ihrem Graben darauf beschränkt, die Flußbetten auf Gold zu untersuchen. Sie gruben dazu provisorische Kanäle, um den Flußlauf bloßzulegen und seinen Sand- und Kiesboden auszuwaschen. Um den Überfluß des abgeleiteten Wassers aufzunehmen, mußten sie Reservoire anlegen, deren größtes den Namen „Mammuttank" erhielt und einen recht ansehnlichen See bildete. Eines Tages, es war im Jahre 1863, entlud sich ein Wolkenbruch gerade über diesem See, der dadurch einen Dammbruch erlitt und mehrere hunderttausend Tonnen Wassers ins Tal hinabschüttete. Zum Glück wurden die an den Abhängen und im Tale beschäftigten Goldwäscher durch das donnerähnliche Gebrüll der heranstürzenden Wassermassen noch rechtzeitig gewarnt und konnten ihr Leben in Sicherheit bringen. Aber auch nur dieses. Ihr bißchen Hab und Gut, ihre Hütten und Zelte waren allesamt erbarmungslos hinweggespült worden, und es gab an dem Tage viel Wehklagen in jener Gegend.

Aber was entdeckten sie am anderen Tage? Das Sturzwasser hatte auch die Sandschicht hinweggerissen, in der sie bis dahin mit allzu geringem Erfolge gesucht und gearbeitet hatten, eine Sandschicht von beträchtlicher Tiefe, und nun lag bloßgelegt vor aller Augen ein großer breiter Gürtel von graublauem Granit, reich durchfleckt mit echtem, unvermischtem Golde, die berühmte „Große Quarzader" Kaliforniens, die reichste Goldader der Alten und Neuen Welt, deren Entdeckung die ganze Art des Goldsuchens umgestaltete, und die noch heute trotz fleißigsten Abbaus nicht erschöpft ist.

Irland ist bekanntlich reich an Torfmooren. Solch ein

Torfmoor in der Ausdehnung von 1620 Ar war das ganze Besitztum des Viehzüchters Peter Dunne, unweit der Stadt Adrigole, und er hatte keine Ursache, stolz darauf zu sein, denn nur an den Rändern konnte er aus seinem ausgedehnten Erbteil Nutzen ziehen, indem er sein Vieh darauf weiden ließ. Bei nassem Wetter aber schwoll der ganze Mittelteil förmlich auf wie ein vollgesogener Schwamm, und wehe dem Vieh, das sich dann hineingewagt hätte! Die Nachbarn aber hänselten den armen Peter Dunne und prophezeiten ihm, da sein Land am Abhange eines Hügels lag, es werde eines Tages den Berg hinunterrutschen und ihn mit Kind und Kegel im Meere ersäufen.

Nun, nahezu ging ihre freundnachbarliche Prophezeiung in Erfüllung. Im Jahre 1886, als es wieder einmal 14 Tage hintereinander geregnet hatte, und Dunnes Torfmoor rundlich aufgeschwemmt dalag, fing es wirklich an, sich abwärts zu bewegen, erst langsam, kaum merklich, dann mit immer wachsender Schnelligkeit, so daß es die niedriger gelegenen Farmen mit einer dicken, schwärzlichen Schmutzbrühe überzog, indem es über sie hinwegglitt und zuletzt ins Meer rutschte, in die Bantry Bay, die es meilenweit schwarz färbte.

Zum Glück für Peter Dunne war nur der erste Teil der Prophezeiung erfüllt worden, der zweite nicht: er selbst und seine Familie hatten Zeit gehabt, sich auf die Höhe ihres Hügels zu retten. Als sie sich von ihrem Zufluchtsorte hinabwagten, um ihren Schaden zu besehen, machten sie die angenehme Entdeckung, daß sich an der Stelle ihres bisherigen Torfmoores jetzt ein reiner, milder, lehmiger Boden dahinstreckte, der nur kurze Zeit den Einflüssen der Luft und der Sonne ausgesetzt zu werden brauchte, um das beste Ackerland der Gegend zu bilden. Jetzt wogt goldgelber Weizen an der Stelle, wo früher der schmutzigschwarze Torf sich unter jedem Schritt bog und wiegte, und das für jene arme Gegend sehr ausgedehnte Erbgut Peter Dunnes macht ihn von Jahr zu Jahr mehr zum reichen Manne. Cl. D.

Neue Erfindungen: I. Als Schlitten verwendbares Fahrrad. — Um die Fortbewegung des Fahrrades über Schnee oder Eisflächen unter Benützung von Gleitflächen bewerkstelligen zu können, ist von Herrn A. Sennewald eine Einrichtung für Schlittenfahrräder erfunden worden, die in unseren Abbildungen veranschaulicht ist.

Es handelt sich um die Anbringung einer Sporenkette am Radkranz, deren Spitzen in die Bahn eindringen, wo-

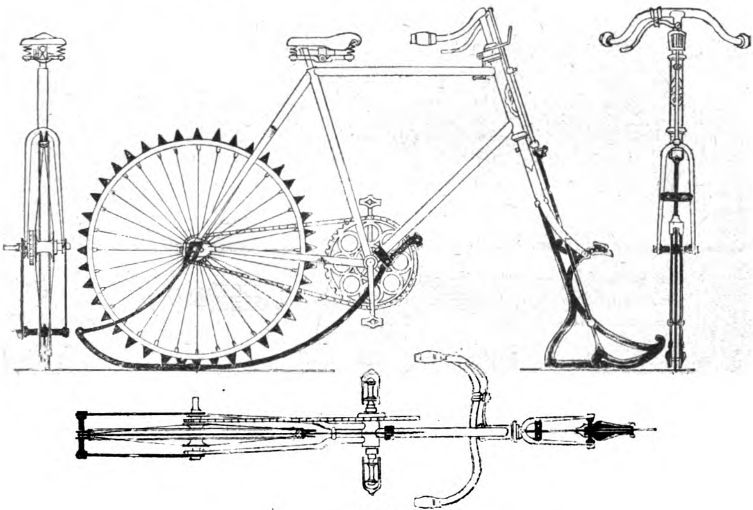


Fig. 1.

durch die schlittenartige Gleitbewegung des Rades hervorgebracht wird. Die Sporenkette ist hierbei derartig gestaltet, daß sie entweder mit Schellenbändern über den Radreifen befestigt werden kann (siehe Fig. 1) oder, wie Fig. 2 zeigt, können die Glieder der Sporenkette im Felgenkranz festgelegt werden. In dem einen Falle läuft das Sporenrad zwischen den Kufen, während im anderen Falle die Sporenkette zu beiden Seiten der Kufe zur Wirkung gelangt. Das Anlegen der Sporenkette ist verhältnismäßig

einfach zu bewerkstelligen, ebenso die Anbringung der Kufenteile. In schneereichen Gegenden ist es sonach nicht ausgeschlossen, mit Hilfe der neuen Einrichtung die Benützung des Fahrrades als Schlitten herbeizuführen.

Über den Verkauf des Schutzrechtes gibt die Ver-

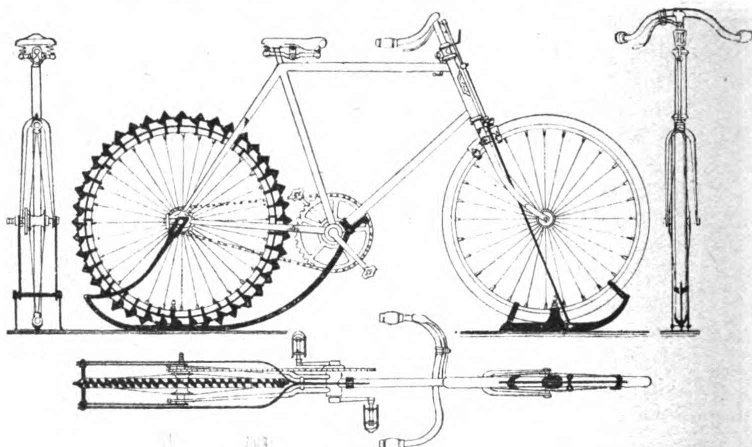


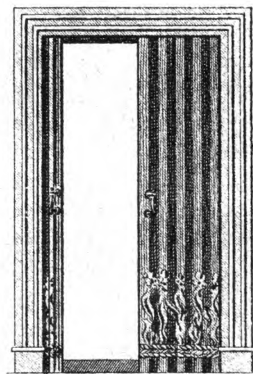
Fig. 2.

wertungsabteilung des Patentanwaltbureaus Sack, Leipzig, Auskunft.

II. Tür- und Fensterverschluß „Harmonika". — Eine wirklich praktische Neuerung bringt die Firma Hugo Becker in Neumünster i. H. mit der Patent-Harmonika-Tür in den Handel. Diese kann in jeder Türöffnung als ständige Zwischentür angebracht werden, um die Zimmer voneinander zu trennen, Zugluft abzuschließen und den Schall zu dämpfen; ein leichter Griff genügt, um sie beliebig weit geöffnet oder geschlossen zu halten.

Die Harmonika-Tür beseitigt alle Mängel, welche sich bei den gewöhnlichen, in den Angeln festliegenden Türen bei der zweiseitig dekorativen Ausstattung durch Anbringung von Portieren u. s. w. bemerkbar machen, und kann an

jeder Seite nach der Ausstattung der anstoßenden Zimmer mit entsprechendem Stoff in beliebiger Farbe bekleidet werden. Sie wird in der Regel mit Filz bekleidet, statt dessen kann jedoch auch Leder, Ledertuch, Plüsch u. s. w. verwendet werden. Die Harmonika-Tür besitzt eine Mechanik ähnlich der bekannten Nürnberger Schere; im Fußboden oder in der Schwelle wird eine Nut so eingestemmt, daß eine breite Schiene genau auf der Mitte liegt. Auf dieser breiten Schiene läuft die Rolle der Tür, eine zweite, schmälere Schiene vermittelt die gerade Führung, wodurch ein fast geräuschloser Gang ermöglicht wird.


Tür- und Fensterverschluß „Harmonika“.

Die Harmonika-Tür wird auch als Fensterverschluß konstruiert und bietet einen vollständigen Ersatz für Doppelfenster, Jalousien, Markisen und dergleichen; sie wirkt gleichzeitig schalldämpfend gegen äußere Geräusche und absolut Licht abschließend, wodurch die damit versehenen Zimmer auch in Dunkelkammern für photographische Zwecke verwandelt werden können.

Die Patent-Harmonika-Tür ist besonders zweckmäßig für Hotels, Restaurants, Privatkontore, Telephonkammern, Schlafzimmer, Wandschränke u. s. w., sie entspricht einem zweckmäßigen Zimmerverschluß in jeder Beziehung und wird sich durch die tadellose, sichere und leichte Handhabung, wie durch verhältnismäßig niedrigen Preis sehr leicht überall dort einführen, wo knappe Räume, dekorative Ausstattung oder besondere Zwecke die Verwendung der gewöhnlichen Türen nicht zulassen. P. R.

Von einer Riesenschlange umschlungen. — Wie gefährlich selbst dressierte Schlangen ihrem Bändiger werden können, das sollte die Schlangenbändigerin Fräulein

Anita Fougère mit einer abgerichteten Riesenschlange erfahren.

Sie selbst schildert ihr Abenteuer in folgender Weise: „Es war Winter, und das Wetter war so kalt, daß meine Schlangen fast zu nichts zu brauchen waren. Sie lagen wie Baumstämme starr da. Ich nahm sie daher aus ihren Decken und brachte sie in ein geheiztes Zimmer, wo sie bald lebendiger wurden. Die Vorstellung konnte also am Abend stattfinden. Ich führte den „Monarch“, meine größte Riesenschlange vor. Ich war ihrer nicht ganz sicher. Einige Abende vorher, als sie sich um meinen Körper gewunden hatte, hatte ich bemerkt, daß sie mich gepackt hatte, und ich war ein wenig unruhig. Sie war abgerichtet worden, aus ihrem Käfig herauszukriechen und mich zu umschlingen. Dieses pflegte sie höchst sachte zu tun. An diesem Abend aber, als eine Windung nach der anderen sich um mich legte, fühlte ich, wie die ganze Gestalt der Schlange sich verengerte. Ich wollte schreien, wagte es aber nicht, denn das geringste Zeichen der Furcht oder des Nachgebens wäre für mich verhängnisvoll gewesen. Ich hielt „Monarchs“ Kopf in einer Hand, und statt meine Zuschauer anzusehen, richtete ich meinen Blick auf die Augen der Schlange und sprach die ganze Zeit zu ihr mit leiser schnurrender Stimme, an die sie gewöhnt war; aber sie sperrte ihren großen Rachen nur immer weiter auf.

Da gab ich den Anwesenden ein Zeichen, sich etwas zu entfernen, denn eine wütende Schlange darf nur ihren Herrn sehen. Der Schmerz war jetzt schon sehr stark; ich fühlte, daß ich schwanken und fallen würde, aber ich wurde wie von einem eisernen Rohr aufrecht erhalten. Meine Füße schienen nicht mehr den Boden zu berühren. Es war mir, als flöge ich durch die Luft mit dem großen Kopf der Riesenschlange als Leitstern, deren runde Augen wie zwei glühende Kohlen funkelten. Zuletzt verfiel ich in seltsame Erwägungen. Wie lange würde es noch dauern, bis ich meine Rippen brechen fühlte, und welche würde zuerst zerbrechen? Ich schloß meine Augen und

wartete. In meinen Ohren hörte ich ferne Musik. Ich konnte nicht mehr atmen, und meine Sinne schwanden.

Da fühlte ich, wie der schützende Arm eines Mannes sich um mich legte. Der Druck ließ etwas nach, denn man hatte der Schlange den Kopf zerschmettert. Als ich wieder zu mir kam, schnitt man die Windungen der toten Riesenschlange von meinem Körper ab.“ C. T.

G. P. O. — Der berühmte englische Schriftsteller Thackeray war seiner politischen Richtung gemäß ein grimmiger Feind des irischen Demagogen Daniel O'Connell, den die Iren nicht nur auf den Händen trugen, sondern geradezu vergötterten. So oft ihm irgendwelche Beweise davon auf seiner Studienreise durch Irland aufstießen, trug er sie in sein Notizbuch ein, um sie nachher in sein bekanntes satirisches Werk „Irisches Skizzenbuch“ zu verflechten.

Da begegnete es ihm eines Tages, daß er eine Chaussee entlang schritt, die vor kurzem erst erbaut war und an beiden Seiten in kurzen Zwischenräumen hohe Marksteine aufwies mit den eben frisch aufgepinselten Buchstaben G.P.O. Diese Steine hatten nämlich die Aufgabe, die vorgeschriebene Postroute zu markieren, und die Buchstaben bedeuteten, wie jedes Kind der Gegend wußte, nichts weiter als General Post Office (Hauptpostamt).

Nun, man kann ein gelehrter und sehr bedeutender Schriftsteller sein und braucht doch nicht alles zu wissen, was das erste beste Kind eines weltentlegenen Landstädtchens weiß. Thackeray fand also mit allem Kopfzerbrechen nicht heraus, was die mystischen Zeichen G. P. O. bedeuten mochten.

In seiner Wißbegierde wendete er sich an einen vorübergehenden Sohn der grünen Insel und erkundigte sich nach dem Sinne der Inschrift.

Der schlichte Landmann nun war jedenfalls im Vollbesitz des echten, unverwüstlichen Humors seiner Landsleute. Mit geheimnisvoller Miene und wichtigem Tone vertraute er ihm an, G. P. O. bedeute: God preserve O'Connell — Gott schütze O'Connell.

Der gallige Reisende setzte nicht den leisesten Zweifel in die Aussage des Spötters. Wütend notierte er die ihm gewordene Aufklärung und berichtete nachher in seinem Buch, unter den Iren sei die Schwärmerei für den schrecklichen Demagogen dermaßen fanatisch, daß sie ihre Chausseen mit großen Steinen eingefaßt hätten, die die Inschrift trügen: G. P. O. = God preserve O'Connell.

Glücklicherweise war der Setzer, der diese Stelle aus Thackerays Manuskript setzen sollte, ein gescheiter Mann. Er merkte, was die Glocke geschlagen hatte, und zeigte die Stelle dem Verleger des Buches. Dieser ließ sie natürlich sofort vom Verfasser umändern, der nicht wenig erbost war über den Streich, den der schalkhafte irische Landmann ihm gespielt hatte.

Er konnte von Glück sagen, daß die Achtsamkeit des Setzers es ihm erspart hatte, die ursprüngliche Fassung seines Berichtes in die Öffentlichkeit zu bringen. Er hätte sich damit unsterblich lächerlich gemacht. Cl. Düsterhoff.

Die schwarze Gefahr. — Nicht nur die „gelbe Gefahr" bedroht durch China und Japan die kaukasische Rasse, auch die „schwarze Gefahr" erhebt immer kühner ihr Haupt. So hat schon bei dem nordamerikanischen Bürgerkriege in den Vereinigten Staaten die Negerfrage beständig im Vordergrunde gestanden. Zufolge der in stetiger Zunahme begriffenen sozialen, politischen und ökonomischen Macht der Neger machen speziell die Südstaaten eine ganz ernste Krise durch, indem die wachsende Macht der Farbigen eine Quelle ständiger Beunruhigung für die Weißen ist.

Und mehr und mehr ist dasselbe auch anderwärts der Fall, wo Weiße und Schwarze zusammenleben. Aus den französisch-afrikanischen Besitzungen ertönen fortwährend Klagen über den steigenden Übermut der Eingeborenen, und auch in der Kapkolonie erheben sich warnende Stimmen, die eine Verringerung der Bürgerrechte der Schwarzen fordern. Bereits gegenwärtig — so schreibt Roderich Jones im Maiheft 1904 des „Ninenteenth Century" — ist in der Kapkolonie der farbige Mann ein zu fürchtender Faktor,

ja ein ausschlaggebender Faktor im Spiel der Parteipolitik geworden. Gelegentlich der letzten Wahl in der Kapkolonie beherrschten die Stimmen der Eingeborenen den ganzen Wahlakt, das heißt sie entschieden das Wahlresultat. Dort ist jeder, Schwarzer oder Weißer, wahlberechtigt und erlangt alle Bürgerrechte nach Ablauf eines Jahres, wenn er geborener oder naturalisierter britischer Untertan ist, nachweisbar ein Eigentum im Wert von 57 Pfund Sterling besitzt oder ein jährliches Einkommen von mindestens 50 Pfund hat, und wenn er seinen Namen und seine Adresse schreiben kann. Da das Wahlrecht so leicht zu erlangen ist, so ist klar, daß die Zahl der farbigen Wähler fortwährend steigt. In der Kapkolonie wohnen 375,000 Weiße und 1,200,000 Farbige. Noch ist ja der größte Teil der Kaffern halbwild, aber die Zeit ist nicht mehr fern, wo sie denselben Grad der Zivilisation erreicht haben werden wie die Neger Nordamerikas, dann aber wird die Stellung der Weißen eine sehr schwierige und gefährliche sein. Die Kaffern legen, wenn sie einmal aus ihrem kulturellen Schlaf erwacht sind, einen gewaltigen Wissensdurst an den Tag. Bereits jetzt sind 60 Prozent der schulbesuchenden Kinder Farbige; im ganzen gibt es 91,313 farbige Schulkinder und nur 60,849 weiße Schulkinder.

Die unter den Schwarzen ausgebrochene nationale oder besser gesagt Rassenbewegung steht im engen Zusammenhang mit dem „Äthiopismus". Im Jahre 1892 trat ein eingeborener Priester namens Makone in Prätoria aus der wesleyanischen Kirche aus und gründete eine neue Kirchengemeinde oder Sekte, die alle Weißen ausschloß, unter dem Namen „The Church of Ethiopia". Ein zweiter eingeborener Priester namens Dwane schloß sich ihm an, und beide wendeten sich um Anerkennung ihrer Kirchengemeinde an die größte Negerkirchengemeinde „The Africa Medothist Church Episcopal Church of America". Letztere hat während des Burenkrieges ungescheut und offen ihre Antipathie gegen England und die Engländer durch Wort und Tat dargetan und spricht ungeniert die Hoffnung aus, daß

bald die Zeit kommen werde, wo Afrika den Afrikanern gehören, man die Engländer davonjagen und die große afrikanische Negerrepublik gründen werde!

Die Church of Ethiopia ist gleichsam eine Filiale der in Amerika ihren Hauptsitz habenden Negerkirche, der Kaffer Dwane ihr Generalsuperintendent, und er und seine schwarzen Kollegen benützen eifrig die Kirche als Deckmantel, unter welchem sie erfolgreich Propaganda betreiben für die Verwirklichung politischer Lehren revolutionären Charakters. In England ist man auf die von den Negern drohende Gefahr bereits aufmerksam geworden, und Minister Balfour erklärte im Unterhause, daß Südafrika auch in Zukunft eine Kolonie des weißen Mannes bleiben müsse unter jeder Bedingung, und Lord Gray tat den Ausspruch, daß England nicht so sehr von einer gelben Gefahr als vielmehr von einer schwarzen Gefahr bedroht werde. Schon im Vorjahr war als Kandidat fürs Kapparlament ein Vollblutneger namens Tengo Jabavu aufgestellt worden, und wenn die Verhältnisse am Kap nicht bald geändert werden, so ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Schwarzen die Weißen beherrschen. Es ist also dringend notwendig, daß die Gesetze im Kapland je eher je besser zu Gunsten der Weißen abgeändert werden, daß Engländer und Buren den alten Groll vergessen und gemeinsam Front machen gegen die schwarze Gefahr. A. Weis-Ulmenried.

Ein weiblicher „Cowboy". — Zu dem „Nochnichtdagewesenen", womit die Weltausstellung in St. Louis Sensation zu erregen suchte, gehörte das Auftreten einer jungen Dame als „Champion-Cowboy" bei den Wettkämpfen um die „Weltmeisterschaft" unter den Rinderhirten des nordamerikanischen Westens. Dies gewagte Unterfangen eines achtzehnjährigen Mädchens, die nach den Berichten amerikanischer Blätter eine gute Erziehung genossen hat, ist bezeichnend für das unter den Amerikanerinnen herrschende Streben, sich auf jedem Gebiet mit den Männern zu messen und womöglich sie zu übertrumpfen.

Lucile Mulhall ist die Tochter eines reichen Vieh-

händlers, welcher große Viehtriften im Bereich der San Francisco-Eisenbahn besitzt. Schon in frühester Kinderzeit wurde Lucile Mulhall auf dem Sattel heimisch, und ihr außerordentliches Geschick als Bändigerin wilder Pferde



Lucile Mulhall, der weibliche Cowboy-Champion.

und in der Handhabung des Lassos beim Einfangen wilder Stiere weckte in dem Vater den Ehrgeiz, sie sportsmäßig ausbilden zu lassen. Er hat ihr neuerdings auch den Verwalterposten auf einer seiner großen Viehtriften in Oklahoma übertragen. Den Verkehr mit Herren der Gesellschaft

findet Lucile Mulhall langweilig, aber ihre Kräfte mit den stärksten und behendesten Cowboys zu messen, ist ihre höchste Lust. Trotz ihrer Jugend hat sie schon an vielen Wettkämpfen teilgenommen und dabei Preise gewonnen. Auf dem letzten „Rough-Riders-Kongreß“ in Oklahoma wurde sie Champion für den Südwesten der Vereinigten Staaten. Es gelang ihr, in 26 Sekunden einen von ihr eingefangenen Stier zum Stehen zu bringen und zu fesseln.

Ein spaßhafter Marschall. — Der berühmte russische Marschall Suwarow stieß mit seiner eigentümlichen Weise zu scherzen mehr als einmal auf Personen, die ihm gewachsen waren. Einer seiner Lieblingsscherze war, die Leute damit verwirrt zu machen, daß er ihnen ganz sonderbare Fragen vorlegte.

Eines Tages schickte ihm einer seiner Obersten Depeschen durch einen jungen Leutnant zu, den er zu gleicher Zeit dem Marschall sehr dringend empfahl. Suwarow schritt wie gewöhnlich dazu, denselben durch eine Reihe seltsamer Fragen zu prüfen, fand aber in dem Leutnant einen Mann, den keine Frage in Verlegenheit setzte.

„Wie weit ist es bis zum Mond?“ fragte der Marschall.

„Zwei Eilmärsche Eurer Exzellenz,“ lautete die Antwort.

„Angenommen, Sie wären belagert und Ihr Proviant ginge zu Ende, wie würden Sie sich denselben verschaffen?“

„Vom Feinde!“

„Wie viele Fische gibt es in der See?“

„So viele, als nicht gefangen worden sind.“

So schritt die Prüfung voran, bis Suwarow seine neue Bekanntschaft auf allen Punkten gewaffnet fand und ihn zuletzt fragte, um seiner Prüfung ein Ende zu machen: „Welcher Unterschied ist zwischen deinem Obristen und mir?“

„Der Unterschied ist folgender,“ antwortete der Leutnant, „mein Obrist kann mich nicht zu einem Kapitän machen, aber Eure Exzellenz hat nur ein Wort zu sagen, um das zu tun.“

Suwarow, dem der Mann gefiel, richtete sein Augenmerk auf ihn, und nicht lange nachher ließ er ihm in der Tat die gewünschte Beförderung widerfahren. C. T.

Die Müdigkeit. — Es gibt, so meint der italienische Hygieniker Mantegazza, kaum einen Menschen auf dieser Erde, der nicht wüßte, was die Müdigkeit sei. Auch der untätigste Mensch, der alles tue, um seine Körper- und Geisteskräfte zu sparen, käme doch zuweilen in die Notwendigkeit, den einen oder anderen Muskel zu ermüden.

Der Mann hat recht. Aber nur wenige denken über die Eigenarten der Müdigkeit nach, über die Wandlungen, die sie in unserem Körper vornimmt.

Es gibt eine allgemeine Müdigkeit, die den ganzen Körper in ihre Bande schlägt, und lokale Ermüdungserscheinungen, die nur ein einzelnes Organ, eine Muskelgruppe oder einen einzelnen Muskel befallen. Auch das haben Tausende und Abertausende an sich und ihrer Umgebung beobachtet. Man denke in Bezug auf lokale Ermüdung, auf Erschöpfung einzelner Muskeln und Muskelgruppen an die Finger- und Armmüdigkeit des Schreibers und Klavierspielers, an die Augenmüdigkeit des Zeichners, an die Herzmüdigkeit des Bergkraxlers. Was aber seltsam ist und von mehreren Ärzten studiert wurde, ist die in vielen Berufsarten zu beobachtende Erscheinung, daß die Ermüdung sich zuweilen nicht in jenen Teilen des Körpers am meisten bemerkbar macht, welche am stärksten gearbeitet haben, sondern in jenen, welche während der Arbeit in Untätigkeit oder doch nur Hilfsarbeiter waren. So klagt der Bäcker über Müdigkeit in den Beinen, während er mit den Armen gearbeitet hat, der Schmied über solche in den Rückenmuskeln; der junge Soldat beklagt sich nach einem langen Marsche über Nackenschmerzen, auch wenn er keinen Tornister trug, und der Reiter verspürt die Müdigkeit in den Zugmuskeln der Hüften, aber nach einem langen Ritt klagt er auch über Schmerzen in den Schultern und Vorderarmen. Der Violinspieler hat anfangs von ziehenden Schmerzen in der Nackengegend zu leiden, aber später folgen

diesen ersten Ermüdungserscheinungen Erschöpfungszustände in der linken Hand, zumal ein schmerzhaftes Kribbeln in derselben. Der Baßgeiger klagt über Schmerzen im Daumen der rechten Hand.

Wenn man die Sache mit den Augen des Forschers näher betrachtet, findet man eine Erklärung für manche dieser Erscheinungen. Zuweilen steht bei den Leidenserscheinungen der Nebenorgane beziehungsweise Nebenmuskeln eine allgemeine oder doch ausgedehntere Erschütterung in Frage, die durch die in Betracht kommende Arbeit hervorgebracht wird und also nicht bloß den zuerst bei solcher Tätigkeit in Betrieb gesetzten Körperteil betrifft. Die Erschütterung des Reitens und Fahrens bietet hierfür ein offenkundiges Beispiel. Dann aber gelten auch die Gesetze der Überstrahlung und gegenseitigen Hilfeleistung in unserer Körperwerkstätte.

Von den sogenannten Nervenreflexen hat gar mancher unserer Leser gehört, die eben nichts anderes sind als die Ausstrahlung der Reizerscheinungen des einen Nerven auf den anderen, wobei oft ziemlich entfernt liegende Körperteile betroffen werden können. Wir müssen uns eben immer vor Augen halten, daß unser Nervensystem mit einer ausgezeichneten Telegraphenleitung zu vergleichen ist, um über manche geheimnisvolle Erscheinung in unserem leiblichen Leben ins klare zu kommen; und was die Frage der gegenseitigen Hilfeleistung anbelangt, so müssen wir bedenken, daß in unserem Körper eine ganz musterhafte Verwaltung herrscht, welche die Kräfte dorthin schiebt, wo Bedarf an ihnen ist und von einem Konto zum anderen Überschreibungen vornimmt. Mit anderen Worten: wenn ein Muskel oder eine Muskelgruppe in Erschöpfung gerät, wird ihr ein Kräfteanlehen bei den Nachbarn gestattet, und wenn dem gefälligen Nachbarn zu viel Kräfte entzogen werden, so kann es sich, wie oben gesagt, ereignen, daß er in Verfall gerät, während sich der Hilfesucher mit den „gepumpten" Kräften wieder emporgebracht hat. So etwas geschieht im alltäglichen Leben um uns herum und auch in

der Intimität unseres Körperlebens: allzu schnell wiederholte Darlehen bringen den Darleihenden in die Klemme und den Pumpmeister wieder auf die Beine.

Für die Praxis können wir aus dem Gesagten das eine lernen, daß wir bei Ermüdungszuständen gut tun, dem ganzen Körper die Wohltat der Ruhe zu teil werden zu lassen und auch die Hilfs- und Nebenorgane der in der Hauptsache angestrengten Körperpartien zu pflegen. Daß dieses Gebot den Anforderungen der wahren Gesundheitspflege entspreche, lehrt uns der Umstand, daß wir zum Beispiel mit Kräftigungskuren der Nebenorgane weit mehr auch für die Hauptorgane erzielen, als wenn wir diese direkt in Angriff nehmen. Ich will nur auf die Tatsache hinweisen, daß beim Schreibkrampf mehr erzielt wird, wenn man den Arm und die nicht direkt ermüdeten Handteile mit Massage &c. behandelt, als wenn man die durchs Schreiben erschöpften Finger selbst knetet. Auch hier gelten Austausch und Übertragung der Kräfte: die gestärkte Nachbarschaft wird eine neue Quelle der Lebenskraft für den geschwächten Teil. E. P.

Billige Revanche. — Ein Herr André Rabin, einer der reichsten Hausbesitzer von Brüssel, aber gleichzeitig einer der größten Geizhälse der belgischen Hauptstadt, hatte jahrelang bei allen seinen Freunden und Bekannten herumgegessen, ohne daß es ihm jemals eingefallen wäre, sich auch nur mit einem Glase Wein ihnen gegenüber erkenntlich zu zeigen. Diese Unverschämtheit wurde so auffällig, daß ihn schließlich niemand mehr einlud.

Rabin mußte also endlich etwas tun, und nach acht Tagen eines ängstlichen Kampfes beschloß er, ein großes Festmahl zu veranstalten, um sich seinen Freunden so wieder in gute Erinnerung zu bringen. Am folgenden Sonnabend saßen denn auch dreißig Personen an einem prächtig gedeckten Tische, die Speisen waren vorzüglich, die besten Weine wurden aufgetragen, als man plötzlich auf der Straße ein herzzerreißendes Geschrei vernahm. Fast in demselben Augenblicke stürzte ein Diener, blaß und aufgeregt, ins Zimmer und flüsterte seinem Herrn etwas ins Ohr.

Rabin entschuldigt sich bei seinen Gästen und verläßt eilig den Raum; einige Augenblicke später kommt er mit tieftraurigem Gesicht wieder herein, und eine Träne glänzt in seinem Auge; jeder bemerkt, daß eine seiner Hände mit Blut bedeckt ist. Alles drängt sich um ihn und fragt, was es denn gäbe.

„Ach,“ versetzte Rabin, „es ist entsetzlich, eben ist vor meinem Hause ein unglücklicher Familienvater, ein Arbeiter, der eines seiner Kinder vor dem Überfahrenwerden retten wollte, von demselben Wagen umgerissen und schwer verletzt worden. Armer Mann!“

Die ganze Gesellschaft war vom Mitleid tief bewegt.

„Aber nein,“ rief Rabin, „ein solch schönes Mahl soll nicht traurig ausgehen, und das Unglück dieses armen Menschen soll ihm zur Freude werden. Vorwärts, meine Herrschaften, geben Sie eine Kleinigkeit.“

Mit diesen Worten ergriff er einen Teller, warf darauf den ganzen Inhalt seiner Börse und ließ den Teller um den Tisch herumwandern. Ein jeder hatte das Geschrei gehört und das Blut auf den Händen des Herrn Rabin gesehen, darum gab auch ein jeder reichlich, und als der Teller wieder zurückkam, lagen mehr als tausend Franken darauf.

Das Mahl ging fröhlich zu Ende, doch bald erfuhr man, daß der ganze Unfall erfunden war. Herr Rabin hatte sich einfach sein Festessen, und zwar sehr anständig, bezahlen lassen. L—n.

Neues vom Maulwurf. — Wer kennt nicht das Lesestück, in dem Johann Peter Hebel so glänzend den Maulwurf gegen die Anklage, er fresse die Wurzeln der Gräser und sonstigen Pflanzen, verteidigt und mit Nachdruck dessen Nutzen für den Gärtner und den Landwirt nachweist.

Heutzutage bedarf es einer derartigen Verteidigung nicht mehr, da das Gebiß genügend uns zeigt, daß der Maulwurf nicht auf Pflanzen-, sondern nur auf Tiernahrung angewiesen ist. Trotzdem schränkt sich aber die Zahl derer ein, die an den Nutzen des Maulwurfs

glauben, während die Reihe derjenigen, die ihn als einen Feind ansehen, zusehends größer wird.

Um zur Klarheit über die Frage zu gelangen, wovon der Maulwurf lebt, kann man ein doppeltes Verfahren einschlagen: man kann einerseits verschiedene Maulwürfe in der Gefangenschaft mit allerlei Getier und Pflanzen füttern, um so ihre Lieblingsspeise zu erfahren, anderseits kann man den Magen und den Darmkanal getöteter Maulwürfe untersuchen, um so zu erfahren, was diese Tiere im freien Zustande unter gewöhnlichen Verhältnissen verzehren. Nach beiden Seiten hin sind zahlreiche Untersuchungen angestellt worden.

Bevor wir einige derselben besprechen, sei darauf hingewiesen, daß die Gefräßigkeit des Maulwurfs alle Grenzen übersteigt; er verzehrt nämlich täglich genau so viel, als er selber wiegt, und ist nach einer noch so reichlichen Mahlzeit bald wieder hungrig, ja stirbt vor Hunger, wenn er innerhalb zwölf Stunden keine Nahrung erhält. Fast immer geht er daher auf Raub aus, auch Nachts, und schläft nur wenige Stunden.

Der deutsche Naturforscher Lenz beobachtete einen gefangenen Maulwurf in einer Kiste. Bereits in der ersten Stunde seiner Gefangenschaft verzehrte das Tier eine große Menge von Regenwürmern, die es mit den Vorderpfoten festhielt. Allerlei pflanzliche Nahrung, auch Weißbrot, rührte der Maulwurf nicht an; dagegen fraß er Schnecken, Engerlinge, Maden, Schmetterlingspuppen und Fleischstücke von Geflügel und Säugetieren.

Nach achttägiger Gefangenschaft gab Lenz dem Maulwurf eines Morgens eine große Blindschleiche, auf welche dieser augenblicklich losfuhr und sie biß, aber sofort sich in die auf dem Boden der Kiste sich befindende Erdschicht zurückzog, als die Blindschleiche sich stark krümmte. Bald darauf kam der Maulwurf aufs neue hervor und biß wieder zu, um nochmals zu verschwinden. Dieses Verfahren setzte er eine Zeitlang fort, bis er durch seine Bisse ein recht großes Loch hergestellt hatte. Nun wurden die Vorder-

pfoten zu Hilfe genommen, um das Loch zu vergrößern, dann riß er die Leber und die Gedärme heraus; endlich verzehrte er die ganze Blindschleiche mit Ausnahme des Kopfes und einiger Rückenwirbel. Mittags genoß das Tier eine große fette Schnecke und drei Schmetterlingspuppen. Um 5 Uhr Nachmittags war der Maulwurf so vom Hunger geplagt, daß er in kurzer Zeit eine 70 Zentimeter lange Natter verschlang.

Der französische Naturforscher Flourens sperrte eines Tages zwei Maulwürfe in eine Kiste ein und gab ihnen eine dicke Meerrettigwurzel als Nahrung. Am nächsten Morgen fand er die Wurzel unberührt und von dem anderen Maulwurf nur die Haut. Alles übrige, sogar die Knochen, hatte das überlebende Tier verzehrt, und dieses war vor Hunger schier unbändig. Ein Sperling mit gestutzten Flügeln wurde zum Räuber gesetzt; sofort fuhr er auf den Vogel los, wich jedoch schnell zurück, weil dieser mit dem Schnabel auf ihn loshackte. Als dieses Gebaren sich einigemal wiederholt hatte, fuhr der Maulwurf endlich mit dem Mut der Verzweiflung auf den Sperling los, riß dessen Unterleib auf, vergrößerte mit den Vorderfüßen die Wunde und verzehrte nun die Beute mit gutem Appetit. Darauf stellte Flourens ihm ein Glas mit Wasser in die Kiste. Sofort stellte sich der Maulwurf auf die Hinterfüße, stützte sich mit den Vorderfüßen auf die Glaskante und trank nun mit sichtlichem Behagen. Danach schien er sich sehr wohl zu fühlen, sah ruhig und vergnügt aus. Später am Tage verzehrte er noch einen Frosch. Als er dann am Nachmittag ganz schwach vor Hunger war, reichte man ihm versuchsweise eine Kröte. Kaum hatte er jedoch dieses Tier berührt, als er sofort den Rüssel mit dem Ausdruck größten Widerwillens zurückzog. Am nächsten Morgen war er tot; er hatte sich eben nicht dazu bewegen lassen können, die Kröte zu verzehren, auch nicht eine gelbe Möhre, etwas Kohl und Salat, was alles in der Kiste neben ihm sich befand.

Einst sperrte man zehn Maulwürfe ohne jegliche Nah-

rung in ein leeres Zimmer ein. Eine Stunde später begann ein wilder Kampf unter den Tieren; die Sieger verzehrten die Überwundenen, und so setzte sich der Kampf fort, bis nur ein Maulwurf übrig war.

Alle Naturforscher sind heutzutage der Ansicht, daß der Maulwurf, wenn er frei lebt und selbst seine Nahrung sucht, fast ausschließlich von Regenwürmern lebt. Der dänische Zoolog Tauber hat den Mageninhalt von 50 Maulwürfen untersucht und berichtet, daß sie alle den Magen und den Darm voll von mehr oder weniger verdauten Regenwürmern hatten, und nur bei 11 fand er außerdem noch Reste von anderen Tieren, besonders von Käferlarven.

Ein englischer Naturforscher hat etwa tausend Maulwürfe geöffnet, und zwar zu verschiedenen Jahreszeiten. Er fand fast ausschließlich Regenwürmer im Magen und Darm.

Auch Brehm behauptet, daß der Maulwurf im wesentlichen von Regenwürmern sich ernährt. Andreas Naumann und verschiedene andere Naturforscher, die den Magen und den Darm von einer großen Menge von Maulwürfen geöffnet haben, sagen genau dasselbe: Regenwürmer und wiederum Regenwürmer werden haufenweise von diesen gefräßigen Tieren vertilgt.

Mitunter, wenn der Vorrat von Regenwürmern so reichlich ist, daß der Maulwurf sie nicht alle verzehren kann, betäubt er durch einen Biß die übrigbleibenden und mauert sie in Haufen von je 10 Stück in die festen Wände seiner Gänge ein, um sie bei passender Gelegenheit hervorzuholen. Der deutsche Naturforscher Dr. Dahl fand so einst in einem Maulwurfsbau 1280 Stück aufgespeicherte Regenwürmer. Dagegen entdeckte er dort nur 18 Maikäferengerlinge.

Es ergibt sich demnach zweifellos, daß die Regenwürmer die Hauptnahrung des Maulwurfs bilden. Die Regenwürmer sind jedoch unter den nützlichen Tieren die allernützlichsten, weil sie den Humus, die Ackererde, bilden. Ohne Regenwurm kein Humus, ohne Humus keine Fruchtbarkeit!

Die Frage: „Ist der Maulwurf ein Freund oder ein Feind?" ist also sehr leicht zu beantworten. Der kleine Freundesdienst, den der Maulwurf hin und wieder uns durch zum Teil gefällige Vertilgung einzelner Engerlinge leistet, wiegt nicht im geringsten die große vernichtende Tätigkeit auf, die dieser nimmersatte Räuber unter den Regenwürmern, unseren treuesten Gehilfen in der Erde, ausübt. J. P. Filskow.

Eine Überraschung. — Der Herzog der Abruzzen, der bekanntlich vor einigen Jahren eine Expedition zur Entdeckung des Nordpols ausgeführt hat, erzählt die Geschichte eines jungen Eskimos, dem ein Nachbar seine Tochter nicht zur Frau geben wollte, weil sie über den Kaufpreis sich nicht einigen konnten. Die Hütten der beiden Liebenden standen nicht weit voneinander, doch eines Nachts riß die furchtbare Kälte einen großen Spalt in das Eis, und das Haus des jungen Mannes stand vollständig allein. Eine 100 Fuß tiefe und 20 Fuß breite Schlucht trennte es von der Hütte, in der der Gegenstand seiner Liebe lebte, doch es war noch eine schmale Eisbrücke vorhanden, die über den Riß führte, und der junge Mann probierte aus, daß diese Brücke ihn tragen würde. Die Eskimos schlafen bekanntlich in einer Art von Sack, und der Liebhaber beschloß, sich in der Nacht über die Eisbrücke zu schleichen, das Mädchen zu entführen, es in seine Hütte zu tragen und dann die Brücke abzubrechen, damit der Vater sie nicht wieder zurückholen konnte. Er ging äußerst planmäßig zu Werke, kroch in der Nacht in die Hütte seines Feindes, nahm das Mädchen mitsamt ihrem Sack, ohne jemand zu wecken, trug sie über das Eis, brach die Brücke, wie er es beschlossen, ab und öffnete dann den Sack, um seine Braut zu umarmen. Doch als er den Inhalt betrachtete, stieß er einen lauten Schreckensschrei aus. Er hatte nämlich nicht das Mädchen, sondern — seine Schwiegermutter geraubt. L–n.

Feldmarschall Oyama und seine Familie. — Feldmarschall Oyama, dessen strategische Kunst so wesentlich dazu beigetragen hat, die russische Mandschurei-Armee am Vor-

dringen nach Port Arthur zu hindern, ist im Verhältnis zu seinen Landsleuten von besonders starkem und derbem Wuchs; sein breites, rundes Gesicht ist durch Pockennarben etwas entstellt. Das große Ansehen, das er in Japan ge-



Feldmarschall Oyama und seine Familie.

nießt, verdankt er seinen glänzenden Leistungen im Kriege mit China; im Laufe von zwanzig Tagen gelang es ihm damals, Port Arthur einzunehmen, das freilich noch nicht so außerordentlich stark wie gegenwärtig befestigt war.

Oyama hat die Jahre 1872 bis 1875, nach seiner in Japan erfolgten militärischen Ausbildung, in Deutschland verbracht,

wo er viel zu lernen Gelegenheit hatte. 1882 wurde er in Tokio Kriegsminister und 1884 Generalstabschef der japanischen Armee.

Wir sind in der Lage, den Feldmarschall den Lesern nach einer Photographie vorzuführen, die ihn inmitten seiner Familie darstellt und am 6. Juli vorigen Jahres aufgenommen wurde, dem Tage, an welchem er von Tokio abreiste, um das Generalkommando der japanischen Truppen in der Mandschurei zu übernehmen. Wie der Marquis stammt auch seine Gattin aus einer alten Adelsfamilie; doch hat sich auch die Marquise einer durchaus modernen Erziehung zu erfreuen gehabt. Die Tochter, Hisako Oyama, ist achtzehn Jahre alt und eines der schönsten Mädchen in Japan. Die um wenig jüngeren Söhne sind beide Kadetten; der ältere Seekadett, während der jüngere sich für den Dienst in der Armee vorbereitet. Die Marquise Oyama steht mit an der Spitze der Gesellschaft des Roten Kreuzes in Japan und einer großen Hilfsaktion zum Besten der japanischen Krieger im Felde. L. H.

Eine Glocke als Trinkbecher. — Lord William Temple, welcher in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts mehrfach vom Londoner Hofe zu wichtigen Gesandtschaften verwandt und namentlich auch 1666 an den Fürsten Christoph Bernhard von Münster geschickt wurde, um einen vorzeitigen Friedensschluß mit Frankreich zu verhindern, erzählt in seinen Memoiren folgenden recht eigentümlichen Empfang, der ihm dort wurde.

„Ich ward durch den Generalleutnant Georges, einen geborenen Schotten, empfangen, der im Dienste des Fürsten steht und nicht ermangelte, mir alle nur erdenklichen Ehren zu erweisen. Kaum war ich in einen großen Saal geführt, wo wir eine Menge gefüllter Flaschen aufgepflanzt fanden, als der General Wein verlangte, um die Gesundheit des Königs zu trinken. Man brachte ihm eine Glocke von vergoldetem Silber, die ungefähr zwei Maß oder auch mehr halten mochte. Er nahm den Klöppel heraus und gab ihn mir, um anzudeuten, daß er mir zutrinken wolle. Nun

füllte er die Glocke und trank den ganzen Inhalt auf die Gesundheit Seiner Majestät rein aus; darauf begehrte er den Klöppel von mir zurück, hing ihn ein, drehte die Glocke um und läutete, um zu zeigen, daß er ehrliches Spiel gespielt und nichts darin gelassen habe. Nach dieser Zeremonie nahm er den Klöppel wieder heraus und bat mich, ihn nach Belieben einem aus der Gesellschaft zu geben, der mir Bescheid tun sollte; er ließ nun die Glocke von neuem füllen und reichte sie mir hin. Ich, der ich nicht gewohnt bin zu trinken und in dieser Art von Komplimenten meine Gaben wenig versucht habe, führte immer einige Edelleute bei mir, die bei solchen Gelegenheiten meine Stelle vertreten, und so hatte ich das Vergnügen, die Gesundheit im Kreise herumgehen zu sehen, ohne daß ich nötig gehabt hätte, mehr zu trinken, als mir beliebte. Alle Anwesenden aber tranken die Glocke leer und läuteten nachher." C. T.

Alkohol und Kälte. — Viele Personen haben sich gewöhnt, zum Schutz vor Kälte Alkohol in irgend einer Form, sei es als Grog, Branntwein oder sonstwie, zu sich zu nehmen. In Wirklichkeit bietet aber Alkohol keinen Schutz vor der Kälte. Mit dem Blute wird der Alkohol im ganzen Körper verteilt und verfällt hier schnell der Verbrennung in Wasser und Kohlensäure. Ehe aber diese Verbrennung des Alkohols eintritt, wirkt er als solcher auf die meisten Körperteile stark ein. Zunächst betrifft dieser Einfluß die Organe des Kreislaufsystemes selbst. Die Schlagfolge des Herzens wird merklich vermehrt, und die Blutgefäße, besonders in der äußeren Haut, werden erweitert. Aus dieser Wirkung des Alkohols auf das Kreislaufsystem erklärt sich das Gefühl der Wärme und zum Teil wohl auch das allgemeine Wohlbehagen, das sich nach dem Genuß alkoholischer Getränke einzustellen pflegt. Wenn sich unter dem Genuß des Alkohols die Blutgefäße unserer Haut erweitern, so sind die Endigungen der Hautnerven sozusagen vom warmen Blute umflossen und dadurch der Kältewirkung der umgebenden Luft entzogen: wir fühlen nicht mehr die Temperatur der äußeren Luft, sondern die Temperatur unseres eigenen Blutes.

Offenbar ist aber das so entstehende Gefühl der Wärme nur eine Täuschung, denn es handelt sich natürlich gar nicht um eine wirkliche Erzeugung von Wärme, sondern nur um eine Aufhebung der Kälteempfindung. Die Abkühlung der umgebenden Luft auf unseren Körper bleibt nicht nur in gleichem Maße bestehen, sondern sie wird sogar noch stärker. Denn es ist leicht ersichtlich, daß in den erweiterten Hautgefäßen das warme Blut in eine größere Berührung mit der umgebenden Luft kommt, daß somit die Bedingungen für die Wärmeabgabe vom Körper günstiger werden, als wenn unter der Wirkung der Kälte sich die Blutgefäße unserer Haut zusammenziehen.

Die Verwendung des Alkohols zur Erwärmung ist daher durchaus unzweckmäßig; während scheinbar der gewünschte Erfolg erreicht wird, berauben wir uns gerade durch den Genuß alkoholischer Getränke einer nützlichen Abwehrvorrichtung unseres Organismus gegenüber der Kälte und erzielen das Gegenteil von dem, was beabsichtigt ist. C. T.

Ein fliegendes Volk. — Die Krähen, diese grauschwarzen Gesellen, die man besonders im Winter an allen Ecken und Enden antrifft, bilden einen förmlichen Staatsverband mit genauer Arbeitsteilung. Eine alte erfahrene Krähe ist der Häuptling eines Krähenvolkes und teilt den übrigen ihre Rollen zu. Sie bestimmt die Schildwachen, die auf den Bäumen oder erhöhten Punkten sitzen und Wache halten, während die übrigen Nahrung suchen. Kommt ein Mensch mit einem Stocke in der Hand, dann bleiben die Schildwachen ruhig sitzen, trägt der Mensch aber ein Gewehr, so schreien sie Alarm und fliegen davon. Sie unterscheiden also genau und zuverlässig den harmlosen Wanderer von dem nahenden Feinde. Zeigt sich ein Raubvogel, so erheben sich die Wachen und ein Teil des Volkes und verjagen den Räuber unter Geschrei und Schnabelhieben. Nachmittags sitzt das ganze Volk auf Bäumen, um zu verdauen und zu schlafen, während welcher Zeit die Wachen auf den höchsten Punkten der Bäume ihres Wächteramtes warten. Gegen den Abend versammelt sich das Krähen-

volk auf einer bestimmten Stelle, wo eine lange und laute Unterhaltung geführt wird, auch schickt der Häuptling von dieser Stelle Boten aus, welche ein geeignetes Nachtquartier zu suchen haben. Dorthin fliegen dann alle Krähen der Gegend.

Recht deutlich tritt der Krähenstaat während der Brutzeit in die Erscheinung. Beginnt das Krähenvolk zu nisten, dann wählt es zusammenstehende Bäume oder es bedeckt einen einzigen Baum mit seinen Nestern. Ihre Anhänglichkeit untereinander ist groß, ja rührend. Gelingt es einem Jäger, eine Krähe zu erschießen, dann fliehen die anderen nicht feige davon, sie umkreisen vielmehr im Fluge die unglückliche Gefährtin mit lautem Jammergeschrei und bezeigen den lebhaften Wunsch, ihr zu helfen. Selbst die tote Krähe, welche als Scheuche für die Sperlinge an einer Stange hängt, wird noch von ihren Kameraden besucht und untersucht, und erst, wenn sie sich überzeugt haben, daß kein Leben mehr in ihr ist, fliegt die ganze Gesellschaft fort.

Im Krähenstaate herrscht übrigens eine eiserne Zucht, wovon man sich in der Nistzeit überzeugen kann. Es kommt nämlich vor, daß eine faule Krähe, statt den Baustoff aus dem Walde herbeizuschleppen, es sich bequem macht und das unbewachte Nest einer Genossin bestiehlt. Die Bestohlene bemerkt aber bei ihrer Rückkehr den Diebstahl sofort und macht Lärm, die Diebin wird bald ausgekundschaftet, und nun fällt der ganze Krähenstaat über deren Nest her und zerstört dasselbe so gründlich, daß auch nicht ein Stückchen davon bleibt. C. T.

Herstellung des Kaviars. — Es gibt in der Hauptsache zwei Arten von Kaviar: den körnigen Kaviar und den Preßkaviar, deren Herstellungsweisen verschieden sind. Der körnige Kaviar wird durch Siebe gedrückt, welche aus einem Holzrahmen von einem Meter Länge und einem halben Meter Breite bestehen. Über diesen Rahmen ist ein kunstloses Netz von längs- und quergespannten Fäden mit einer Maschenweite von 10 bis 15 Millimeter gespannt. Die einzelnen Eierchen fallen unverletzt in ein unter das Sieb

gestelltes Gefäß, während die häutigen Teile im Siebe zurückbleiben. Den Kaviar füllt man zum Versenden in runde Metalldosen, die für den Export zuweilen mit Pergament ausgelegt werden.

Bei Herstellung von Preßkaviar, welcher längere Zeit genießbar bleiben soll, wird der Kaviar kurze Zeit mit einer Salzlauge von 25 Prozent Dichte behandelt, bis die einzelnen Eierchen einen gewissen Grad von Härte erreicht haben. Dieses Verfahren erfordert große Vorsicht und viele Übung; denn läßt man den Kaviar zu lang in der Lauge, so wird er zu salzig, dauert die Einwirkung aber zu kurze Zeit, so läßt er sich nicht pressen. Den frisch gesalzenen Kaviar bringt man dann in einen leinenen Sack und preßt ihn mittels einer Hebelpresse, bis der Überschuß der Salzlauge entfernt ist, und das Eiweiß der Eier anfängt, sich in dem Preßsaft zu zeigen. Dann ist dieser Kaviar fertig. Man füllt ihn für den Großhandel in Fässer, die bis zu 450 Kilogramm enthalten oder man beläßt ihn in dem 50 Zentimeter langen, 20 Zentimeter breiten Preßsack, aus dem man Stücke von dem gewünschten Gewicht herausschneidet. C. T.

Rauchen beim Gottesdienst. — Daß es in Deutschland je Sitte gewesen sei, in der Kirche Tabak zu rauchen, davon meldet keine Chronik, in den Annalen Alt-Englands aber steht diese merkwürdige Sitte oft verzeichnet.

Der berühmte Prediger Dr. Parr von Hatton in Warwickshire, welcher von 1783 bis 1799 amtierender Geistlicher war, rauchte regelmäßig in der Sakristei der Kirche, während die Gemeinde Hymnen sang, bevor die Predigt gehalten wurde. Er pflegte zu bemerken: „Meine Gemeinde wünscht lange Gesänge, ich aber ziehe eine lange Pfeife vor.“ Walter Scott erzählt von Duncan von Knockunder, einem bedeutenden Geistlichen, daß er während des ganzen Gottesdienstes aus einer eisernen Pfeife rauchte und den Tabak von den Kirchenbesuchern erhielt. Am Ende der Predigt klopfte er die Asche aus der Pfeife und gab den Tabaksbeutel an seinen Eigentümer zurück.

Auch die Puritaner waren große Freunde des Rauchens in der Kirche. Diese Sitte verursachte jedoch mit der Zeit solche Unannehmlichkeiten, weil der Gottesdienst durch das fortwährende Feuerschlagen mit Feuerstein und Zunder und durch den Rauch gestört wurde, daß im Jahre 1609 folgendes Gesetz erlassen werden mußte: „Mit zwölf Pence wird jeder bestraft, der in der Kirche rauchend betroffen wird, mit sechs Pence, wenn er beim Gehen zur Kirche oder beim Verlassen derselben innerhalb zwei Meilen vom Gotteshaus raucht.“

Welche gewaltige Raucher in jener Zeit die englischen Geistlichen gewesen, geht auch aus der Nachricht hervor, daß der Pfarrer Predon zu Thornton, der um 1633 lebte, wenn ihm der Tabak ausging, von den Glockensträngen ein Stück abschnitt, dasselbe zerfaserte, in die Pfeife stopfte und rauchte. C. T.

Die Wundermonade. — Die „Wundermonade“, eine der kleinsten bis jetzt unterschiedenen Infusorien, deren Körperchen entweder kugelig, eiförmig oder länglich ist, erhielt den Namen „Wundermonade“ durch folgenden Vorgang.

Am 2. August 1819 hatte die Frau des Bauers Pitarello in Legnano bei Padua eine Polenta gekocht, das ist ein dicker Brei aus Maismehl oder Welschkorn. Diese Polenta wurde bei der Mahlzeit nicht ganz aufgezehrt, und der Rest in der Küche in eine Tischlade gestellt. Als man am folgenden Tage die Polenta wieder hervorholte, um sie zu verspeisen, war sie über und über mit roten Pünktchen bedeckt, die wie Blutströpfchen aussahen. Die guten Leute dachten, der Brei sei verdorben, und die Frau kochte frische Polenta. Aber — o Entsetzen! — nach wenigen Stunden zeigte auch diese Polenta ebensolche rote Flecken. Den Leuten graute, denn das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Wie nun gar eine Schüssel Reis sich mit Blutpünktchen bedeckte, ein Stückchen Brot, von dem ein Kind gegessen und das beiseite gelegt war, binnen zwölf Stunden dicke Blutstropfen schwitzte, und ein gebratenes Huhn, das im Schranke verschlossen gestanden, mit Blut übergossen er-

schien, da war kein Zweifel mehr: die Eheleute Pitarello waren schwere Sünder. Die guten Leute beteten in ihrer Angst Tag und Nacht, aber das Entsetzliche wich nicht aus dem Hause, jede Speise überzog sich mit Blut.

In wenigen Tagen war ganz Legnano in Aufruhr, und aus der weiten Umgegend strömten die Neugierigen ins Dorf und in das Haus Pitarellos, um das Wunder anzustaunen. Pitarello war ein reicher Bauer, und die öffentliche Meinung lautete bald, er habe bei der letzten Teuerung mit seinem Brotgetreide gewuchert, und jetzt koche aus seinem Mehl das Blut der Armen und Elenden heraus. Die Sache wurde so arg und für den Bauer bedrohlich, daß sich die Polizei ins Mittel legte und den Professor Sette von Padua mit der Untersuchung der Sache beauftragte. Dieser erkannte in den roten Flecken sofort einen kleinen Pilz, übertrug ihn auf andere Dinge, sah, wie er auch da fortwucherte, sich schnell vermehrte und ausbreitete, und erklärte die Erscheinung nun öffentlich als einen ganz einfachen, natürlichen Vorgang. Das Volk glaubte aber dem Gelehrten nicht. Da griff Sette zu folgendem Mittel, um das Volk zur Vernunft zu bringen und dem Pitarello Ruhe zu verschaffen. Er nahm ein kleines Teilchen der roten Masse mit sich, besuchte den Pfarrer und den Bürgermeister des Dorfes, legte dort unbemerkt das Mitgebrachte auf einen aufgeschnittenen Laib Brot, und — nach einigen Tagen schwitzten auch hier alle Speisen Blutstropfen aus. Das machte das Volk aufmerksam, denn ihr Pfarrer und ihr Bürgermeister waren doch gewiß rechtschaffene Männer!

Damit kam die Sache zur Ruhe. Im Jahre 1848 aber zeigten sich auch in Berlin die roten Flecken auf Speisen, die zur Aufbewahrung in einem Schranke gestanden hatten. Jetzt nahm sich der berühmte Naturforscher Ehrenberg der Sache an, untersuchte den Pilz und fand, daß er eine ungemein kleine Monade war, nur den 80,000 Teil einer Linie groß, so daß deren 884,736,000,000,000 zur Ausfüllung eines Quadratzolles gehören. Er verpflanzte das Tierchen auf Kartoffeln, Käse, Brot, Zeug und allerlei Stoffe und zeigte

deutlich, daß es sich hier um ein Wesen handle, das dem bloßen Auge unsichtbar ist, dessen Übertragung also auch nicht bemerkt werden kann, und das erst sichtbar wird, wenn es sich zu Millionen vermehrt hat. Ehrenberg nannte es Monas prodigiosa, die Wundermonade.

Dieselbe Erscheinung zeigte sich im Herbste 1872 zu Danzig in vielen Haushaltungen. Jetzt fabelte niemand mehr von Blut, auch verfolgte man diejenigen nicht, die von diesem Pilz — wahrscheinlich von Fliegen verbreitet — heimgesucht wurden. Die Wissenschaft hatte einem Aberglauben ein Ende bereitet, der ohne Zweifel in den finsteren Zeiten des Mittelalters eine große und traurige Rolle spielte, denn die Blutstropfen, die man damals hin und wieder auf Hostien fand, und welche schreckliche Verfolgungen hervorriefen, waren wohl nichts anderes als rote Wundermonaden. C. T.

Zur Behandlung der Lungenkranken. — Bei der Lungentuberkulose wird von den Ärzten mit Recht auf eine reichliche Ernährung das Hauptgewicht gelegt, um den Organismus zu kräftigen und in dem Kampfe gegen die heimtückischen Bazillen widerstandsfähiger zu machen. In Würdigung dieser Tatsache werden daher die Lungenkranken in verschiedenen Sanatorien vielfach einer förmlichen Mastkur unterworfen. Aber wie alles Übermaß schädlich wirkt, so ist es auch durchaus unangebracht, magere Lungenkranke absolut beleibt machen zu wollen, denn die Fettleibigkeit bürdet Herz und Lunge nur neue Arbeit auf, die namentlich letzterem erkrankten Organ erspart werden sollte. Infolgedessen ist es in vielen Fällen weit ratsamer, bei der gewöhnlichen häuslichen Kost zu bleiben und nebenher nur als Beikost Somatose zu verabreichen, welche in geringem Volumen dem Körper reine Nährstoffe zuführt, ohne denselben aufzuschwemmen und den Verdauungsapparat übermäßig in Anspruch zu nehmen. P.

Die Katzen des Kaisers. — Im Jahre 1815 sollte das Schiff, auf welchem sich Napoleon I. als Gefangener der Engländer befand, gerade von Plymouth absegeln, als ein

Spaßvogel in der Stadt und Umgegend Zettel verteilen ließ, auf denen zu lesen stand, die Insel St. Helena wäre dermaßen von Ratten verwüstet, daß es dem Kaiser und seinen Leuten unmöglich wäre, dort zu leben; die Regierung hätte deshalb, um diesem Zustande abzuhelfen, beschlossen, eine Ladung Katzen mitzusenden. Auf den Zetteln stand ferner, der Adjutant des Kaisers würde an einem bestimmten Tage in der Stadt auf dem Rathause sein und für jede ausgewachsene Katze 15 Schillinge bezahlen.

Die ganze Bevölkerung nahm diese Bekanntmachung ernst, und an dem bestimmten Tage wurden Tausende von Katzen auf das Rathaus gebracht. Der Bürgermeister hatte große Mühe, die Leute davon zu überzeugen, daß sie gefoppt worden waren. Dann aber gerieten sie in Wut, ließen ihre Katzen in den Straßen los, und drei Wochen lang war die Polizei vollauf damit beschäftigt, auf die herrenlosen Katzen Jagd zu machen. Mehr als viertausend Katzen wurden getötet. Der Urheber des Scherzes wurde nie entdeckt, obwohl auf seine Entdeckung eine hohe Summe ausgesetzt war. L-n.

Ein Schlauer. — Eines Tages ritt König Friedrich von Schweden durch ein Dorf. Der Lehrer desselben, der an den Monarchen eine Ansprache zu richten gedachte, aber fürchtete, dadurch dem König weniger zu imponieren, als ihn zu langweilen, beschloß, einige selbstgedichtete Verse mit Gesang vorzutragen. Der König fand an den Versen wie dem Gesang solchen Gefallen, daß er zu dem Lehrer sagte: „Noch einmal!“

Der Lehrer fühlte sich höchlichst geschmeichelt und wiederholte sogleich seine Verse, worauf er ein Geschenk von zehn Dukaten erhielt. Mit tiefer Verbeugung bedankte sich der Sänger und sagte ebenfalls: „Noch einmal!“

Dem wohlgelaunten Monarchen gefiel dieser Scherz so gut, daß er auf ihn einging und weitere zehn Dukaten springen ließ. H. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien

